

VI  
188  
188  
188

den  
2  
9

Zell 1 m 001 Mag  $\psi$  | GM 5071









RADECKI · WAS ICH SAGEN WOLLTE

ALBERT WILHELM VON HAYN - 1837/1878

SIGISMUND VON RADECKI

WAS ICH SAGEN

WOLLTE

~~~~~



BEI JAKOB HEGNER · KÖLN UND OLTEN



COPYRIGHT 1952

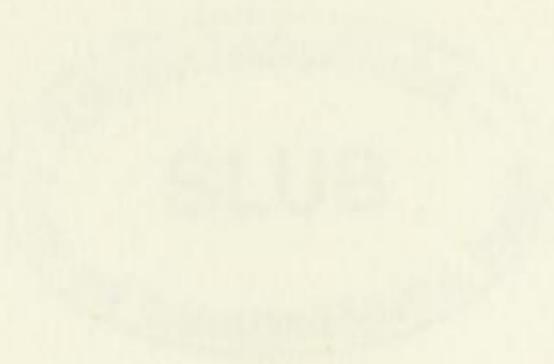
BEI JAKOB HEGNER IN KÖLN UND OLTEN

GESAMTHERSTELLUNG: WERKSTATT JAKOB HEGNER IN KÖLN

2002 8 016613

WILLI REICH GEWIDMET

VERBODEN TOEGANG



VERBODEN TOEGANG

VERBODEN TOEGANG

VERBODEN TOEGANG

## INHALT

---

|                                               |     |
|-----------------------------------------------|-----|
| Allein um die Welt .. .. .                    | 11  |
| Nadel und Faden .. .. .                       | 15  |
| Kino-Beschwerden .. .. .                      | 20  |
| Der Wald über der Stadt .. .. .               | 24  |
| Wenn der Ellbogen durch ist .. .. .           | 28  |
| Strandbad .. .. .                             | 32  |
| Von außen nach innen .. .. .                  | 39  |
| Winke fürs Möwenfüttern .. .. .               | 46  |
| Alles hat seine Grenzen .. .. .               | 50  |
| Entgangene Literatur .. .. .                  | 55  |
| Eine photographische Entdeckung .. .. .       | 59  |
| Autoraserei .. .. .                           | 65  |
| Der Kugelschreiber .. .. .                    | 70  |
| Ein Herz auf vier Pfoten .. .. .              | 75  |
| Franz-Joseph-Straße 6 .. .. .                 | 77  |
| Erinnerungen an Else Lasker-Schüler .. .. .   | 80  |
| Das Bäumchen in der Mauer .. .. .             | 86  |
| Paradoxe des Waldes .. .. .                   | 87  |
| Baum, Beil und Säge .. .. .                   | 92  |
| Banalitäten über das Wetter .. .. .           | 96  |
| Ausgrabungen .. .. .                          | 101 |
| Allerhand Entdeckungen .. .. .                | 107 |
| Zürich, alles aussteigen! .. .. .             | 111 |
| Ein Wort übers Pfeiferauchen .. .. .          | 119 |
| Kleine Jagd .. .. .                           | 123 |
| Kannitverstan .. .. .                         | 126 |
| Übersetzung als Schicksal und Problem .. .. . | 129 |
| Die Antwort .. .. .                           | 141 |
| Die verhängnisvolle Handschrift .. .. .       | 143 |

|                                        |     |
|----------------------------------------|-----|
| Der Postwender .. .. .                 | 146 |
| Vom Reisen und vom Zuhause.. .. .      | 150 |
| Schlüsselgeschichten .. .. .           | 154 |
| Der lose Schnabel .. .. .              | 157 |
| Die geschlossenen Lippen .. .. .       | 161 |
| Der Prozeß .. .. .                     | 163 |
| Das Fenster .. .. .                    | 169 |
| Treffen und Pudeln .. .. .             | 176 |
| Der fatale Sprung.. .. .               | 180 |
| Gedanken beim Rasieren .. .. .         | 184 |
| Es gibt verschiedene Fälle .. .. .     | 189 |
| Über das Husten .. .. .                | 191 |
| Geographische Phantasien .. .. .       | 196 |
| Vom Lesen im Walde .. .. .             | 203 |
| Die Überwindung der Repetition .. .. . | 210 |
| Rückblick auf Oskar Wilde.. .. .       | 212 |
| Die verlorenen Bücher .. .. .          | 215 |
| Nachruf auf die Bettler .. .. .        | 221 |
| Versuch über Amseln .. .. .            | 228 |
| Vom Essen und Trinken .. .. .          | 231 |

## Allein um die Welt

---

Es gibt Reisen von symbolischer Bedeutung, und wieder andere, die mehr Zufallsfahrten sind. Daß Leif Erikson durch Stürme von Grönland nach Amerika abgetrieben wurde, war Zufall; Columbus aber steuerte aus Prinzip über den Atlantik, und das gab seiner Reise den Ruhm. Eine solche Reise von symbolischer Bedeutung wagte auch Kapitän Joshua Slocum, als er es 1895 unternahm, *allein in einem Segelboot* um die ganze Welt zu fahren. Denn in unserer Zeit der Massen und des Einzelnen ist dieser stets auch ein Einsamer – und kann man seiner Einsamkeit stärkeren Ausdruck geben, als sie rund um die Wasser der Erde zu tragen? Slocum hatte dreißig Jahre die Weltmeere befahren, doch nun kam die Segelschiffahrt zu Sterben, und er fand sich als Fünfziger arbeitslos am Lande hungern – einsam, mit einer Glatze und ohne rechten Lebenszweck. Das war die Stimmung. Er wollte keinen Rekord brechen. Slocum wußte bloß, daß er, er allein, noch zu etwas gut sei: nämlich diese Welt, sich von ihr absondernd, zu umschiffen. Vor ihrem Sterben sollte die Segelschiffahrt noch einmal zeigen, was sie konnte.

Zunächst baute er sich eigenhändig sein Fahrzeug, indem er ein uraltes Fischerboot aus der Chesapeake-Bay Rippe um Rippe, Planke um Planke erneuerte, bis der neuen »Spray« von der alten nur noch der Name, die Form, der Geist geblieben war. Dann setzte er sich hin und steuerte von Boston in der Richtung Gibraltar. Manch einer ist so ins Blaue hinausgeschwommen, Slocum aber wußte, daß es auch grau sein konnte und schwarz und fürchterlich – er wußte von allem, und so wurde er damit fertig. Anfangs war die Einsamkeit, die er sich so symbolisch erwählt hatte, überwältigend – wie immer, wenn ein Inneres zu etwas Äußerem wird. Slocum sang alle Lieder die er wußte, um doch eine Stimme zu hören; er suchte sich mit Delphinen anzufreunden und entdeckte auf seinem Schiff auch ein Gespenst, einen uralten kleinen Holländer in Pumphosen, der sich's zuweilen in der Kajüte bequem machte und ihm eine gute Reise wünschte.

In Gibraltar änderte sich Slocum's Sinn. Er kehrte um. Er hatte eigentlich immer weiter nach Osten, durch das Mittelmeer und den Suezkanal fahren wollen. Nun aber [nach Gesprächen mit englischen

Marineoffizieren] beschloß er, die großen Äquatorialpassate, die ja alle Westrichtung haben, auszunützen – er beschloß, »mit der Natur« zu gehen. Das nautische Schema seiner Reise war jetzt: Atlantikpassat, rund um Südamerika, Pazifikpassat, rund um Südafrika, und wieder mit dem Atlantikpassat nach Hause. Das hört sich sehr einfach an.

So nahm er Kurs nach Brasilien. Wie er sich von der marokkanischen Küste entfernte, entdeckte er eine Piratenfeluke, die beim starken Winde schnell näherkam und sichtlich auf ihn Jagd machte. Schon hatte Slocum seine Büchse entsichert, als der Feluke auf einem brausenden Wellenkamm der Mast brach, so daß sie plötzlich hilflos auf dem Wasser trieb. Slocum winkte ihr einen Abschied, hängte sein Gewehr in die Kajüte und war nun bald wieder allein. Die jetzt folgenden Wochen im blauen Geplätscher der Kalmen waren vielleicht die einsamsten. Und gerade hier, nachmittags in der Kajüte dösend, hörte Slocum dicht neben sich *eine laut geführte Seemannsunterhaltung!* Verstört wie Robinson bei der Menschenspur, sprang er auf Deck und sah – einen riesigen Viermaster fast Bord an Bord mit sich gleiten, wobei dessen Marsraahe um ein Haar die Mastspitze der »Spray« streifte. Die Leute beachtetten ihn gar nicht; auf solche Surprisen muß man sich in der Einsamkeit gefaßt machen. Zur Abwechslung erhob sich dann später ein grausiger Sturm. Slocum war auf die Mastspitze geklettert, weil sich ein Block geklemmt hatte, als eine fünfstöckige grüne Wand spritzend daherkam und das Bootsverdeck unter sich begrub – so daß unser Mann für ein paar Minuten in der Unermeßlichkeit nichts hatte als ein zitterndes Endchen Mast. Auch das war eine recht einsame Situation. Nachher mußte er seine Kajüte ausschöpfen.

Am schwierigsten war die Fahrt durch die Magelhaens-Straße, weil dort der Sturm *und* die Eingeborenen als ständige Gefahr lauerten. Der Sturm in diesen finsternen Fjordstraßen konnte selbst Schiffe ohne Segel, bloß durch den Druck auf Mast und Takelwerk, zum Kentern bringen; floh man aber in eine Bucht, so kamen die Eingeborenen, bettelten zuerst kläglich mit ihrem Ruf: »Jammerschooner...! Jammerschooner...!« um dann, ließ man sie näher heran, plötzlich ihre Spieße zu werfen und Pfeile zu schießen, von denen zwei zitternd im Mastbaum steckenblieben. Am gefährlich-

sten waren sie nachts, weil man ja doch auch schlafen muß. Slocum legte abends auf dem Deck Fußangeln aus und wurde jedesmal durch das Schmerzgebrüll der Wilden geweckt. Endlich hatte Slocum diese Fjorde des Grauens hinter sich und fuhr in den Pazifik hinaus, doch ein Orkan drückte ihn wieder nach Süden, so daß er den halben Weg durch die Straße nochmals machen mußte. Das war seine härteste Prüfung und sie dauerte zwei volle Monate.

Von da ab ging alles leichter, ja sogar bequem, denn er kam in die warmen Passate. Nach 14 Tagen erreichte er Juan Fernandez, Robinsons Eiland, wo der Einsame der Meere dem Einsamen der Insel sein pietätvolles Gedenken weihte. Daß Slocum dieses verlorene Eiland, eine Stecknadel im Heuschober, überhaupt fand, war ein nautisches Kunststück. Denn als einzige Uhr besaß er nur einen Wecker zu einem Dollar fünfzig, den er, weil das Glas fehlte, für bloß einen Dollar bekommen hatte. Schließlich brach auch noch der Minutenzeiger ab. Aber das machte Slocum nichts aus, weil ihn seine dreißig Jahre Seefahrt mit einem untrüglichen Orientierungssinn begabt hatten. Das einzige andere Lebewesen an Bord war eine Spinne, noch aus Boston. Auch sie schätzte die Einsamkeit, denn sie fraß sämtliche Artgenossen, die er ihr zugesellte, mit mürrischer Konsequenz auf. In diesem Südseepassat lebte Slocum ganz gemütlich: das Frühstück war morgens immer schon auf Deck gefallen, nämlich ein paar fliegende Fische; am Steuerrad verbrachte er höchstens eine Stunde, weil die »Spray« auch mit festgemachtem Steuer wunderbar Kurs hielt. So lag er die meiste Zeit in der Kajüte und las seine Bücher.

Doch als Slocum den ersten australischen Hafen anlief, war unterdessen etwas geschehen. Sein Unternehmen hatte sich auf dem Globus herumgesprochen. Er, der Einsame, Unbekannte *war berühmt geworden*. Man feierte ihn, er mußte berichten, mußte Vorträge halten! Von nun an war er auf dem Lande stets von Leuten umdrängt, und erst das angestammte Wasser gab ihm sein eigentliches Element, das der Einsamkeit, wieder. Wenn's ihm zuviel wurde, zog er den Anker und fuhr schweigend in die glitzernde Unendlichkeit hinaus.

Dann ging es durch die Torres-Straße nach den Keeling-Inseln, wo man ihn für den Antichrist hielt – ein insulares Vorurteil, welches erst durch die Verteilung von Kautabak zerstreut werden konnte.

Diese Keeling-Inseln, wo die Krabben auf die Kokospalmen klettern, erschienen ihm als der lieblichste Punkt der Welt.

Als er in Durban, Afrika, landete, war er noch berühmter geworden! Präsident Ohm Krüger von Transvaal verlangte ihn zu sehen. Doch da gab es eine eigentümliche Schwierigkeit. Als buchstabengläubiger und hartnäckiger Mann war Präsident Krüger der festen Überzeugung, daß die Erde *flach wie ein Pfannkuchen* sei. Mit so was wie einem Erdball durfte man ihm nicht kommen. Man wird verstehen, daß gerade für den Weltumsegler Slocum die Situation ein wenig schwierig wurde... Doch unser Mann hatte noch ganz andere Klippen umsteuert, und schließlich kann man ja auch auf einem Pfannkuchen hübsch in die Runde fahren, nicht wahr?

Als dann auch noch das Kap der guten Hoffnung umsegelt war, fühlte sich Slocum schon fast wieder zu Hause – das bißchen Atlantischer Ozean schien ihm nur mehr ein Katzensprung. Doch hier wäre er fast seiner Einsamkeit untreu geworden. Denn ein guter Freund in Kapstadt riet ihm, einen Ziegenbock mitzunehmen: eine Seefahrt *mit* einem Ziegenbock, das sei erst das Wahre! Und Slocum ließ sich dazu überreden, gerade er. Was er dann mit diesem Ziegenbock ausgestanden hat, läßt sich schwer schildern. Er sah sich in die greulichste Zweisamkeit gedrängt und hatte doch ein zu gutes Herz, um das Tier durch einen Stoß in den Ozean loszuwerden – aber bei der nächsten Insel mußte es aussteigen. Dafür besuchte Slocum dann das Grab eines anderen Einsamen auf St. Helena [der sich um das Leben eines Ziegenbockes weniger geschert haben dürfte]. Und dann, als Slocum schon fast zu Hause war, geriet er bei den Antillen noch in den spanisch-amerikanischen Krieg, von dessen Ausbruch er keine Ahnung hatte. Infolgedessen machte Slocum einen großen Bogen um Havanna, passierte die seltsame Fluten- und Stoßwindgegend des Golfstromes und sah sich – nach drei Jahren – wieder zu Hause.

Doch wenn man drei Jahre lang bloß mit seinem kleinen Boot und der Unendlichkeit zusammengewesen ist, wird einem vor der Einfahrt in New York bange. Die würden alle Hafensirenen heulen lassen! So ließ Slocum auch noch New York links liegen und machte endlich ganz bescheiden an dem kleinen Uferpfosten fest, von dem er ausgesegelt war. Als er das Tuch geborgen hatte und an Land

sprang, war er wieder dort angelangt, von wo er kam – denn solch eine Reise um die Welt hat ja das Merkwürdige, daß der Ursprung zugleich das Ziel ist.

Natürlich bekam ihn die Öffentlichkeit bald am Wickel. Sie proklamierte ihn als einen der großen Seefahrer wie Vasco da Gama, Columbus und Kapitän Cook; sie druckte seinen Bericht in Fortsetzungen und stellte Modelle der »Spray« in Museen aus. Vielleicht war das alles der Grund, warum Joshua Slocum nicht lange darauf seine Segel hißte und Kurs auf See nahm. Er ist nie wieder zurückgekehrt. Man hat sein Boot das letztmal im Karaïbischen Meere gesichtet. Und da es um jene Zeit dort keinerlei Stürme gab, bleibt nur ein Schluß möglich. Unser Mann ist nachts, in der Kajüte schlafend, von einem Dampfer überrannt worden. Einem Dampfer, der so groß und so schläfrig war, daß er das bißchen Splittern da unten überhaupt nicht gemerkt hat.

### *Nadel und Faden*

---

Obwohl ein Mann, nehmt alles nur in allem, habe ich doch eine Vorliebe für das Nähen. Sobald man zu Nadel und Faden greift, bildet sich ein Winkel der Gemütlichkeit. Die Stiche gehen so still, daß die Gedanken um die Welt schweifen, und nicht von ungefähr kommt im Märchen gerade ein Schneider auf den Himmelsthron zu sitzen. Zwar lächeln die Frauen über einen nähernden Mann, weil er auf weibliches Gebiet übergetreten ist, und da hilft ihm kein Hinweis, daß die großen Kochkünstler und Modenschöpfer eben doch Männer sind, und daß auch Odysseus und Kolumbus nähen konnten, weil sie nämlich Seeleute waren. Von den Chirurgen gar nicht zu reden. Ich selber freilich wäre ohnedies zum Nähkünstler geworden, da ich den Händen meiner lieben Mutter zusah und mit fünfjährigen Pfoten sogleich nach etwas griff, was ich hartnäckig »Nadel und Fadel« nannte – denn wenn *die* beiden sich nicht reimen, was reimt sich dann noch auf der Welt? Die Nadeln lagen in einem schwarzen Heftchen, das manchmal ein Fenster von Marienglas hatte, durch welches man ihre dichtgedrängten, wohl auch vergoldeten Köpfe wie Sträflinge aus dem Gefängnis hervorlugen sah.

Stecknadeln waren dagegen Dummköpfe und wurden von der Schneiderin beim Anprobieren zu Dutzenden zwischen die Lippen genommen, so daß man dachte, wie schwer sie nun zu küssen sei und wie leicht man so was verschlucken und tot umfallen könnte. Kaum hatte man den Faden vom Röllchen gerissen, so war damit ein neues Ich in der Welt, das zwei Enden besaß, die zuvor lebens-tüchtig gemacht werden mußten mit Hilfe des Mundes. Für den Knoten schlang man das Fadenende um den befeuchteten Zeige-finger und rieb dann diesen an den Daumen – ein irrationaler, echt weiblicher Vorgang, der sogleich den Knoten erzeugte. Zum Ein-fädeln aber mußte man den Faden selber in den Mund nehmen, da-mit er seinerseits spitz wie eine Nadel wurde.

Knoten und Einfädeln gehören zu jenen ursprünglichen ersten Dingen, die auf die letzten Dinge weisen. Mit dem Nähen ist es wie mit dem Denken, sagt Kierkegaard: der Knoten am Faden, das ist die feste Gewißheit, das Absolute. Nähe noch so viel, doch wenn dein Faden am Ende keinen Knoten hat, so schlüpft er durch alle Stiche wieder heraus, und die Arbeit war umsonst. Ein wunder-bares Bild, recht aus Andersens Heimat; nur muß ich aus meiner Nähpraxis sagen, daß es allein für Siebenmeilenstiche gilt. Viele kleine Stiche nämlich befestigen die Naht ebenso wie ein Knoten, denn auch *der* Faden hält. Aber auch das wird wieder ein Bild menschlicher Denkgepflogenheit: denn der Mann, welcher bloß mit einer Hypothese zu schneiden anfängt, gelangt im Laufe seiner Stichelarbeit totsicher zur Überzeugung, daß das ein solider Knoten war! Klein und häßlich hat er die Arbeit begonnen, als Triumphator hängt er sein Werk an die Stange. Und du mußt genau hinschauen, bevor du nachweisen kannst, daß die ersten Stiche ja ganz lose sind und man dort den Faden leicht herausziehen kann.

Beim Einfädeln aber muß man die beiden gegen das Helle halten, denn das Tor ist eng, und man denkt sich: »Da soll ein Kamel hin-durchkommen.« Wie seltsam, daß der Herr dreimal auf das Nähen zu sprechen kommt; ich denke, er muß als Kind seiner Mutter oft zugeschaut haben. »Niemand flickt ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch; denn der Lappen reißt doch wieder vom Kleid und der Riß wird ärger.« Es waren arme Leute; da gibt es lange Überlegungen, wie man den Schaden reparieren soll. »Niemand

flickt einen Lappen von einem neuen Kleid auf ein altes Kleid; sonst zerreißt er das neue, und der Lappen vom neuen reimt sich nicht auf das alte.« Er war also für ganze Arbeit; »sein Rock war ungenht«, bezeugt Johannes.

Das Bild vom Kamel und dem Nadelöhr ist so ungeheuerlich, daß man es zu mildern versucht hat: »Kamelon« bedeute nicht Kamel, sondern ein Schiffstau; andere behaupten wieder, ein kleines Tor Jerusalems, wo knapp ein Mensch durchkonnte, habe damals »das Nadelöhr« geheißen, und es sei der Lokalausdruck für etwas Unmögliches gewesen: »Eher noch kommt ein Kamel durch das Nadelöhr, als...« Nun, als ein Reicher in das Reich Gottes. Mit Recht heißt es darauf von den Jüngern: »Da erschrakten sie...« Ich kannte einen reichen Amerikaner, dem war dieses Wort ins Ohr gefallen. Darum gab er sein Geld in Haufen aus – aber so, daß es bis zu seinem mutmaßlichen Ende gerade noch reichen konnte. Er hatte sich einen Schwan, eine Dreimasterjacht »Carina« gebaut, die flog von Reval nach Helsingfors schneller als der Dampfer fuhr. Er selber jedoch saß behaglich in der schrägen Kajüte beim Portwein und sagte: »I wo'nt die as a rich man!« Aber der Herr spricht nicht gegen das Eigentum, sondern für die Seele – klagt er doch selbst, daß sogar die Füchse ihren Bau hätten, und nur des Menschen Sohn keine Stätte, wo er sein Haupt hinlegen könnte. Echtes Eigentum ist etwas Großes und ein Unterpfund der Freiheit; aber das falsche, das übermäßige Eigentum, jener Besitz von dem man besessen ist – der macht den Menschen zum Sklaven. »Denn wo euer Schatz ist, da ist euer Herz« – so ein nützliches Bankgebäude mit seinen Safes kommt einem wie ein ungeheures Depot menschlicher Herzen vor.

Alle diese Gedanken spielen um das Nadelöhr. Denn wer näht? – die Frauen und die Armen; man weiß ja, was Konfektionsarbeit ist. Und die Armen denken viel mehr an die Reichen, als die Reichen an die Armen – besonders beim Einfädeln. Ist aber der Faden eingefädelt, so fragt es sich, ob man ihn einfach oder doppelt nimmt. Männer nehmen den Faden stets doppelt, die Frauen aber nehmen ihn einfach. Der Mann denkt theoretisch und solide: »doppelt hält besser«; Frauen aber wissen, daß die vielen Stiche den Halt ausmachen – und gar nicht so sehr der Faden selber. Sie wissen auch,

daß der Doppelfaden tückisch ist und die lästigsten Verhedderungen improvisiert – die beiden bilden vor Eintritt in den Stoff ein spinnenartiges Wirrsal, mit dem auch der erfahrenste Scheidungsrichter nicht fertig wird.

Im Nähen liegt eine Politik der Nadelstiche. Es ist der Sieg des kleinen Wiederholungsprinzips über das ungeschlachte »Auf einmal«. So und nicht anders wurde Gulliver von den Liliputanern gefesselt. Und wieviel darstellende Geometrie ist im Nähen enthalten – sollen doch die planimetrischen Schnitte den Körper umspannen. Und wieviel Gedanken werden in solch eine Arbeit hineingenäht, sucht doch jede Naht zaghaft dem Glück entgegen zu trippeln – – –. Besonders viel Liebe näht sich in die Kinderkleider ein; denn Kinder haben die geheimnisvolle Fähigkeit, fast noch mehr da zu sein, wenn bloß ihre Kleider da sind. Ja, das Nähen ist eine Arbeit des Umwegs: mit tausend Windungen schlängelt sich der Faden durch die Stücke, und schafft gerade darum die scharmante Einheit! Das entspricht dem Wesen der Frau, denn auch sie liebt im Reden und Tun die Andeutung, die Anspielung, den Umweg. Ist sie ja doch selber der verkörperte, der holde Umweg zu einem neuen Menschen.

Knapp nach dem Sündenfall fing das große Nähen an – jener Kleider, deren Bestimmung es ist, Verhüllung und Offenbarung zu sein. Den männlichen Waffenstücken der Lanze, des Schwertes, des Panzers entsprechen die weiblichen: Nadel, Schere und Fingerhut. Die Männer bringen damit um, die Frauen bringen damit zur Welt – erst ein schönes Kleid, darauf und deshalb ein bezauberndes Baby. Die Schneiden der Schere aber, das sind zwei Advokaten. Grausam gehen sie auf einander los, schneiden haarscharf die Konfliktstoffe – aber selber tun sie einander nichts. Nichts friedlicher als so eine geschlossene Schere. Der Fingerhut ist ein Panzer, ein Schiff [segelte nicht Däumling in einem Fingerhut?], und meine Klage geht, daß ich ihn nicht mehr über den Mittelfinger kriege – dieser ist seit meiner Kindheit gewachsen, während die Fingerhüte über eine gewisse Größe nicht hinausgekommen sind. Neidisch blicke ich auf den Fingerhut der Seeleute: das ist ein um den Handteller geschnalltes Lederstück, mit einem talergroßen, quadriert geriffelten Eisen in der Mitte – damit stößt man, die ganze Armes-

wucht bis zum Ellbogen dazunehmend, die Segelnadel ins Tuch. Sicher, das gemütlichste von allem ist das Segelnähen! Du sitzt an irgendeinem Bootssteg unter großen Bäumen, ein paar ausrangierte Motorboote ankern für ewig neben dem Schilf, um welches Wasserhühner und Libellen ihr Wesen treiben – und du rauchst dabei dein Pfeifchen und läßt den Strom der Welt an dir vorüberfließen. Ganz ruhig sitzt du, aber deine Finger arbeiten Segel, erzeugen Geschwindigkeit, die schlankgeneigt über das Wasser rauschen wird. Ja, das Nähen ist so friedlich, daß es die russische Sprache zu einem ihrer paradoxesten Bilder gereizt hat. Denn sie sagt von den Räubern mit ihren Knütteln: »Diese Leute nähen mit Eichenholznadeln auf der großen Landstraße«. Aber schließlich ist das Wappentier der Nähkunst, der Ziegenbock, ja auch nicht so friedlich. Hat er doch gleich zwei Nadeln auf dem Kopf, mit dem er heftig seine Näherungs- und Nähversuche macht.

Mit dem Nähen lernte ich auch die erste Maschine in meinem Leben kennen, nämlich die Nähmaschine. Sonst gab es nur noch die Lokomotive, aber vor der hatte ich Angst, weil sie mit einmal schrecklich pfeifen konnte. Die Nähmaschine sah wie ein trojanisches Pferd aus, das auf dem glattgefrorenen Metallmeer der Unterlage stand. Mit einer Harpune im Maul starrte es zu Boden – auf jenen unsichtbaren Walfisch, der unter der Oberfläche hin und her flitzte. Aber das half ihm nichts: mit tödlicher Sicherheit traf ihn die Harpune jedesmal in seine aufgehaspelten Eingeweide, und je schneller er schwamm, um so schneller traf sie! Da erfaßte mich eine Leidenschaft des Zusammennähens: Papierstücke, Schokoladenstanniol und was noch alles – immer hastiger mußte der Sklave seinen stichbezeichneten Weg trippeln. Denn Wilde und Kinder verhalten sich sadistisch zur Maschine.

Wie edel sticht gegen diese Unrast die Nadel mit ihrem Faden ab! Und darum bin ich kaum ungehalten, wenn so ein Knopf abreißt, eine Naht aufgähnt, oder etwas gar neu gefüttert werden muß. Ich schaue diesen unabwendbaren Ereignissen mit Ruhe, ja sogar mit einer gewissen geheimen Hoffnung entgegen. Ob es nicht wieder bald was zu nähen gibt – ?

Ich sag' es offen, ich könnte ohne das Kino nicht auskommen, besonders da mir der Arzt das Rauchen am Abend verboten hat. Das Kino ist die einzige Erfindung, von der die Russen nicht behaupten können, daß sie sie gemacht haben, denn das sieht doch jeder, daß diese Welt ein tönender Raumfarbentrick vom lieben Gott ist, wobei die Zuschauer zugleich die Schauspieler sind. [Manchmal hat man ja den Verdacht, daß dieses Ganze, inklusive Truman und Stalin, in einem Nebenstudio der »Universal« gedreht wird.] Aber der Russe würde überlegen antworten, daß der liebe Gott selber eine Erfindung ist, und zwar eine, die in Moskau längst wieder abgeschafft wurde. Was mich im Kino besonders ärgert, sind die Reklame-Annoncen – es ist nämlich der einzige Ort, wo ich diese lesen *muß* [für mein Geld!], ob ich will oder nicht: in der Zeitung kann ich sie überschlagen, im Radio den seifeempfehlenden »Sponsor« abschalten, auf der Straße weggucken – nur im Kino sitze ich eingepfercht im Dunkeln und werde mit dem Kopf auf die Reklame gestupst wie ein junger Hund auf das Unglück. Denn auf den einfachen Gedanken, im Saale so viel Licht zu lassen, daß der Wollende die Reklame, der Nichtwollende aber sein Abendblatt lesen kann, darauf wollen die Herrschaften nicht kommen, wohl weil sie so warm in der Wolle sitzen. Ein einziges Mal erlebte ich es, wie ein Parterresessel dagegen rebellisch wurde [aber das war vor zwanzig Jahren]. Der Mann brüllte plötzlich: »*Ich lasse mir das nicht gefallen! Ich hab' mein Geld für den Film, aber nicht für Reklame bezahlt! Fort damit!!*« Und als er unentwegt so weiterbrüllte – wurde er da hinausgeführt? Keine Spur; die Reklamen hörten sofort auf und der Film begann! So muß ich die kolorierten Portemonnaie-Melker, immer dieselben, immerfort anschauen, und weiß wenigstens, bei welchen Firmen ich bestimmt nicht kaufen werde... Nur drei gefallen mir: die eine ist ein König aus Karton, der soeben Kirschkompott gegessen hat, wie deutliche Spuren auf seinem Gesicht beweisen – der wirkt in seinem Freßjubiläum ansteckend; die andere zeigt die Silhouette eines ahnungslos sich duschenden nackten Fräuleins hinterm durchscheinenden Vorhang, vorne aber sitzen ein älterer Herr und sein älterer Hund, beide mit krampfhaft abgewendeten Angstaugen –

das ist entzückend, weil es im Leben wirklich so ist; und die dritte fasziniert durch einen Zufall – das ist ein sandfarbenes Holzpferdchen auf vier Rollen, welches genau so aussieht, wie eine der meistphotographierten Damen des Landes: diese Ähnlichkeit ist so schlagend, daß sie einen erschlägt. Aber dann kommt noch immer nicht der Film, sondern erst der Reklamestreifen, wo ein Wappenlöwe traurig-pflichtschuldigst herunterklettert [und das ist komisch], worauf sich in schelmische Positur stellt, damit man lachen soll [und das ist er gar nicht komisch]. Hier nun beginnt erst der eigentliche Ekel, denn es werden uns veritable Zahnsteinablagerungen vorgeführt, und dann auch noch dieselben in Vergrößerung, als ganze Gebirgsmassive, die einem nach dem dritten Male bereits im Traum erscheinen. Man will ausspucken – doch schon wird uns filtrierte Spucke in gewaltigen Glaszylindern vorgezeigt, und das tropft, tropft, tropft... Aber das ist noch gar nichts gegen jene zarte Liebesgeschichte, deren dramatisches Motiv die Halytosis bildet, was nämlich das Gegenteil von frischem Atem ist. Die Handlung dieser Halytosedramen ist nicht ganz so kompliziert wie »Romeo und Julia«, aber dafür geht sie weit glücklicher aus: Julia fährt nämlich nach Paris oder zum Wintersport und lernt dort Romeo [»ganz mein Typ«] kennen, der sie mit Rosenbuketts sowie mit seiner Anbetung verfolgt. Julia ist selig und schreibt natürlich alles ihrer Freundin. Nun geschehen regelmäßig zwei Dinge: 1. Romeo muß Julia offenbar einmal zu nah gekommen sein, denn plötzlich bleiben die Rosenbuketts aus. 2. Die verzweifelte Julia erhält einen Brief der Freundin, und diese, die mit Julia wohl ihre Erfahrungen hat, empfiehlt ihr an wichtigster Stelle, nämlich im Postskript, eine *Zahnpasta*. Das weitere kann man sich ja denken: Julia putzt die Zähne, trifft Romeo, der mit geschärften Sinnen die Veränderung wahrnimmt, und dem Engel infolgedessen Herz und Hand zu Füßen legt – und sie sind für ewig vereint! – Bei Erwähnung der Zahnpasta gibt es im Saale stets ein allgemeines weibliches Gekicher: teils dieserhalb, teils aber aus Schadenfreude über die Filmdarstellerin. Ich halte das Halytosedrama für die so lange gesuchte, die wahre Zeittragödie – nämlich, daß wir uns so etwas gefallen lassen. Auch bleibt mir unerfindlich, warum Moskau das nicht als wirksamste Propagandastreifen gegen den verfaulten Westen vorführt – es sei denn, daß dort die Leute überhaupt

noch nicht die Zähne putzen. Nun kommt aber noch immer nicht der Film, sondern erst die Wochenschau, und der blicke ich jedes Frühjahr mit Angst entgegen. Denn jetzt kommen nämlich die Radrennen, immer wieder Radrennen – welche, wie das Kugelrollen der Roulette, ja nur dann interessant sind, wenn man *gesetzt* hat: sein Geld oder seinen Lokalpatriotismus. Im Film aber ist das wirklich nichts als eine Horde krummer Rücken mit Nummern drauf: einer muß siegen, welcher ist völlig egal, und ob es nun von Rouen nach Brüssel, oder von Brüssel nach Rouen geht, das ändert an den krummen Rücken nicht das mindeste. Zu *sehen* ist dabei nichts, es ist ein rein geistiger Genuß. Nachher drückt dann so etwas Verschwitztes, Abgearbeitetes einem Mädchen seinen Kuß auf, wobei man sich lediglich interessiert, ob auch das Mädchen von der Reifen-Firma gestellt wird. Mit den Wochenschauen ist das nämlich so: was wirklich wichtig ist, bekommt man ja nicht zu sehen. Wie MacArthur die Absetzungsdepesche aus Washington empfängt [und ob er dabei flucht oder die Lippen zusammenpreßt] – das wird nicht gefilmt, wohl aber sein Einzug in New York, der genau so ist, wie alle übrigen Einzüge in New York. Wie Hitler mit dem Tisch in die Luft fliegt [worauf man 12 Jahre gewartet hat] – das wird nicht gefilmt, wohl aber wie er eine Rede hält, die genau so ist wie alle seine Reden. Kurz, die Wochenschau filmt entweder das, was bereits passiert ist [also die Trümmer] oder das, was sicher passieren wird [also die Radrennen] – aber nie das wirklich Wichtige, Neue, Unerwartete: weil das kein Mensch voraussehen kann.

Hat man Glück, und schiebt sich kein »Vorspann« dazwischen [der nächste Film ist immer gut, wo kommen bloß die schlechten Filme her? ...], dann sehen wir endlich, endlich den Film. Und hier muß ich sagen, daß ich die Wildwester liebe, weil dort die Handlung im vorhinein feststeht: es wird nämlich die Post ausgeraubt. Wieviel Postüberfälle ich so schon mitgemacht habe, das kann und will ich nicht sagen – nur, daß mich beim Belecken einer Briefmarke jedesmal ein Schauer überläuft. Dennoch finde ich auch im Wildwester drei Härchen. Erstens verstehen diese Reiter nicht zu fliehen: Einer galoppiert auf der Straße an ganzen Wäldern vorbei, und hinten verfolgt ihn die Rotte. Doch wer in seinem Leben auch nur ein bißchen geflohen ist, weiß, daß der Mann bloß in den Waldeinzubiegen

braucht: kein Teufel kann ihn dort finden! Aber nein, der Trottel bleibt auf der Straße – nur, damit wir's hübsch sehen können. Der zweite Fehler ist, daß die Helden nicht zu prügeln verstehen, obwohl sie es unablässig tun und allmählich zugelernt haben könnten. Unser aller Seele im Saal lechzt danach, daß der böse Mann jetzt eins so auf den Kopf bekommt, daß er genug hat – aber nie, nie gelingt es! Sondern stets kriegt der Held ebenfalls eins auf den Kopf, stürzt wie der Campanile von Venedig, und muß dann unweigerlich das gesamte Mobiliar, inklusive Hängelampe und Treppengeländer, zertrümmert haben, ehe er gerade noch siegt. Aber was ist das alles gegen den einen, unverzeihlichen Fehler, der uns jedesmal so tief vergrämt! Ich verrate wohl keinem Schweizer eine Neuigkeit, wenn ich konstatiere, daß diese Wildwestleute nicht zu schießen verstehen. Sie schießen ja immer vorbei! Mit einem Patronengürtel zur Welt gekommen, betätigen sie sich in der läppischsten Munitionsverschwendung, und wenn sie schon jemand treffen, so zuckt der bloß mit der Sitzgelegenheit und springt lustig um die Straßenecke. Sie geben uns ein schlechtes Beispiel: auf die Art hätte Wilhelm Tell nicht einmal einen Apfelbaum, geschweige denn den Apfel getroffen. Diese Wildwester stellen die ganze Wirkung der kantonalen wie der eidgenössischen Schützenfeste in Frage und wir gehen wohl kaum fehl mit der Feststellung: *sie zersetzen die Schießmoral*. Man müßte eine Beschwerde nach Hollywood schicken, die ernstlich auf bessere Treffresultate dringt. Natürlich werden die Filmleute antworten, daß dann kein Drama zu Ende gespielt werden kann, weil alle tot sind. Und geschossen muß nun einmal werden, sagen sie, sonst gehen uns die Zehnjährigen nicht ins Kino, sondern verlegen sich, gottbehüte, aufs Murmelspielen...

Aber wozu immer nörgeln, zumal da man ja doch jeden Abend ins Kino geht. Und wieviel Erinnerungen verdanken wir ihm! Darum will ich zwei solche mit Rührung nennen. In einem verwegenen Revolverfilm sprach ein Mann im Schlapphut die Worte: »He is one of those guys who close the eyes of men and open the eyes of women«, das heißt: »*Er ist einer von jenen Burschen, die den Männern die Augen schließen und den Frauen die Augen öffnen.*« Also das hätte, weiß Gott, auch Shakespeare nicht besser sagen können! Das andere war in einem Kriminalfilm: der Held, ganz mit seinem Problem

beschäftigt, sitzt zu Hause bei der traulichen Lampe, und neben ihm seine junge Frau. Der Held spielt zerstreut mit dem Aschenbecher und sagt plötzlich, ohne aufzuschauen: »Will you marry me?« [»Willst du mich heiraten?«] Darauf sie, natürlich empört: »But we are married!...« [»Aber wir *sind* ja verheiratet!...] Darauf er, immer noch vor sich hin blickend: »Ach so so – Verzeihung – hab’ ganz vergessen –.« Wenn das nicht die bezauberndste aller Liebeserklärungen ist, so weiß ich’s nicht! Und darum... soll man nicht heute eventuell ins Kino gehen?

### *Der Wald über der Stadt*

---

Jeden Tag habe ich ihn aufgesucht, fortschlendernd von der Tram-Endstation. Er war meine Sommerfrische. Manchmal ließ er einen tief unten die dunstverschleierte Stadt sehen und den See, über den der Wind mit silbernen Sohlen lief. Er aber stand in blauen Gotteshöhen, hochaufgerichtet in seinem Grün und Gold und wieder Grün, und doch ganz in sich versunken. Jedesmal wenn er einen umschloß, wurde man winzig wie ein Käfer im Blumenstrauß: plötzlich ist man durchdrungen vom Waldgefühl, von der schlummernden Psyche seiner Baumriesen und Grasbüschel. Sogleich säumt er uns ein mit den glitzernden Loopings der Fliegen – jede stürzt hervor, zieht einige Schlingen um dich und überläßt dich dann der Nachbarin. Und aus dem Gewirr des Dickichts winkt ein langstieliges Ahornblatt unablässig dir zu wie eine grüne Hand. Welch eine Ruhe! und wenn sich noch etwas bewegt, so sind es die süßen Spiralen eines fallenden Blattes oder gar nur die Rauchkugel der Pustebume, die auf das nächste Lüftchen wartet, um rührend in alle Richtungen zu zerschweben. Seine grüingefilterte Dämmerung duftet nach Reinheit und ist insgeheim goldhaltig, denn sie macht den Wanderer aufleuchten, als ob der mit jedem Schritt bunte Kleider wechselte. Seine Stämme – bemooste Elefantenbeine, schlanke Bronzelanzen, braune Kiefernmasten – stemmen das rauschende Riesenzelt des Laubes in die Höhe und schaffen Raum. Ja, sie greifen mit ihren Armen edle Räume aus dem Nichts, so daß alles Hoheit wird und Abstand, wilde Ordnung und methodisches

Wirrsal gazedschleiernder Kulissen – durch welche die Sonnenstrahlen spinnefingrig eindringen wie geheime Brandleger. Langsam wandern sie von Stunde zu Stunde als Tiefenpsychologen durch immer neue entdeckte Heimlichkeiten... bis sie endlich gegen Untergang noch die letzten Errötungen aus dem Schatten heben.

Wie ein Zimmer um so größer wird, je mehr Möbel in ihm stehen, je mehr Punkte in ihm bezeichnet sind, so ist auch das Waldinnere ein unermesslicher Raum geworden. Größe entsteht durch Grenze: baue die Stämme ab, so ist der Raum verschwunden, und nichts bleibt als grenzenlose Öde. Dieses Waldgewölbe hat zwei Richtungen: die sonnensüchtigen Vertikalen der Stämme, und überall dazwischen die hellen Horizontalen der aus der Rinde brechenden Blättersprossen – grüne Gedankenstriche, ausgesandt vom nimmermüden Morse-Ticken des Spechtes, der weiß Gott was für Nachrichten durchgibt. Und in dieser Dämmerung herrschen zwei Lichter: das eine ist golden, das andere ist silbern. Golden ist alles Laub, das von der Sonne durchschienen wird – in jener grünlichen Glut, welche das Edelmetall in flüssigem Zustande hat. Silber aber ist jenes untere Laub, das von der Sonne durch die Brechen beschienen wird – hier und dort geistern seine Reflexe, bis sie endlich im Blattwerk des Unterholzes [wie Wasserwellchen der Mondstraße] zu einem zitternden Glanze zusammenfließen. Kommt nach dem Regen die Sonne, dann gleißt und tropft dieses Reflexsilber, so daß der Wald seine Tränen unverhofft als Geschmeide trägt. Doch im Mittag liegt das Licht matt und seidig auf den Blättern und ist nun die Schläfrigkeit selbst, umsummt von Insekten.

Wie ertrunken kommt man sich in so einem Flimmerwalde vor, hypnotisiert von seinen Düften, seinem Rascheln der Stille, und doch ist das eine einzige sprießende Mathematik. Alle Zahlengesetze, alle geometrischen Formen entfalten sich hier lieblich in die Luft und werden von den Insekten, trippelnd wie Sekundenzeiger, unermüdetlich ausgemessen. Auch das kleinste Pflanzenseelchen denkt sein Leben lang einen einzigen, immerfort wachsenden Gedanken, der in alle Richtungen mit nimmermüdem Abwandeln des grünen Grundthemas hinaufstrebt, hinauswinkt, hinauszittert. Doch dann, in einem letzten Entschluß, streifen sie ihre grüne Hülle ab, als ob sie Blut getrunken hätten, und brechen aus in den holden Wahnsinn

der Blüten. Der verrät ihres Wesens Gestalt: düstergelb brennende Sonnen werden sie; andere schweben wie starrende Sterne mit lila Strahlen; andere werden Blaukelche, Glöckchen, zerzauste Flammenräder, Schneekristalle, Blutstropfen oder auch bloß innerstes Gefühl, das rosa errötend sich ans Licht wagt... Und als ein Nachtmahr klettert so ein Käferungeheuer hinein, daß das Ganze ins Wanken kommt.

Und mitten daraus schießen die Säulen der Baumstämme hinauf ins Blaue. Der abgetretene Pfad entblößt das silbern-gedörrte Wurzelwerk, kompliziert wie ein Flußsystem oder das Blutgefäde auf einer Lunge. Man ahnt, was für unterirdische Kämpfe sich dort abspielen: ein stummes Saugen und Verdrängen und Umklammern, welches doch dem Ganzen erst seinen Halt gibt gegen den Sturz im Windbruch. Stell dich neben den Stamm und blick hinauf. Dann erlebst du in der Gewaltigkeit perspektivischer Verkürzung seinen Riesenwillen, seinen Moment des Aufschnellens und seine Jahre zugleich, und endlich das Ausbreiten der Äste wie ein Gebet zum Apollo – näher, mein Gott, zu dir! Erst holt er sich aus dem Dunklen die Kraft zum Aufschießen und dann aus der Sonne das Licht zum Blühen: fortpflanzen kann er sich nur von oben, nicht von unten. In Korkenzieherspiralen hetzen sich zwei fauchende Eichhörnchen ihn hinauf und hinunter; in seiner Krone aber leben die Vogelpaare wie in einer labyrinthischen Blätterstadt. Welch eine wunderliche Gemeinschaft, dieser Wald, wo man sich beschützt und bekämpft in einem; denn hier lebt alles von einander und für einander. Würmer und Engerlinge bereiten in lichtloser Arbeit die Erde zu. Insekten sind die Räuber und Bestäuber. Der Fuchs ist Sanitäter und Züchter, der alles Verkümmerte reißt. Der Eichelhäher ist Alarmvorrichtung und krächzender Signalgast. Das Reh ist seine scheue Seele. Und die Quelle bringt mit silbernen Silben seine Stille zur Sprache. Ein Windhauch, und alles erschauert. Ein Regen, und alles weint. Ein Sturmstoß, und der ganze Wald taumelt wie eine Prozession des Dionysos, wo alles sich biegen muß vor Lachen. Ein Sonnenblick, und im mystischen Innern werden die Kerzen entzündet.

Dem Walde kann man nicht dahinterkommen, denn er ist unermesslich mit seinen paar tausend Hektar. In souveräner Stillosig-

keit läßt er korinthische Akanthusformen, Barockstauden und gotisches Schmiedegeranke durcheinander wuchern – denn alle Stile sind ihm entnommen. Hier ragt ein Laubriese des Claude Lorrain gegen den Himmel, dort eine borkige Kiefer von Hokusai; hier entdeckst du einen Corot, dort einen Cézanne – denn in ihm, dem Walde, sind alle Künstler, auch noch die ungeborenen, enthalten. Und dazu Grimms Kinder- und Hausmärchen, denn weiß Gott, was er alles für Wesen beherbergt. Die Wichtelmänner leben in den Höhlungen der Wurzeln, haben große Hüte und laufen ganz schnell hintereinander über den Moosboden. Kommt jemand vorbei, so stehen sie mitten im Laufen still wie Pilze und lassen sich nichts anmerken. Dagegen halte ich die Existenz der Faune nicht für gesichert. Sie würden ja auch das Klima nicht aushalten, und ein Faun mit Rheumatismus ist nicht mehr das, was er früher war. Abscheulich ist die Waldhexe in ihrem flatternden Grauhaar: in der Rechten schwingt sie einen Prügel und läuft unten, statt der Beine, in ein Stück Holz aus – mit Kängurusprüngen setzt sie lautlos durchs Unterholz, daß sich die Hasen ducken und recht flach machen. Doch ganz tief im Walddickicht gewahrt man zuweilen ein winziges Holzhäuschen, das steht unbeweglich auf zwei riesengroßen Hühnerbeinen. Behält man es lange genug im Auge, so läuft es plötzlich mit Trippelschritten davon, um wieder in einem neuen Dickicht regungslos dazustehen, als ob es nie wo anders gewesen wäre... Am schlimmsten aber ist der Waldteufel. Der macht sich geradezu eine Freude daraus, die Menschen zu erschrecken. Ahnungslose Passanten, die doch nur gekommen sind, um Natur zu genießen, verstört er durch sein gellendes Spechtgeschrei; auch Pfadis sollen sich über ihn beklagt haben. Am besten ist es, ihn gar nicht zu beachten – darüber ärgert er sich am meisten. Diese Geisterfauna ist das letzte Überbleibsel jenes Urwaldes, der jeder Wald einmal gewesen ist. Und Urwald ist immer fürchterlich: kein Volk ist freiwillig in den Wald gezogen, sondern stets in ihn vertrieben worden, weil er die Menschen zu Pygmäen verkümmern läßt und ihre Seele beschattet. Und auch jetzt noch, im durchforsteten Parkwald, fühlen wir uns als Zwerge unter seiner Riesenherrlichkeit.

Am schönsten ist es, spätnachmittags wieder zur Stadt hinabzusteigen, wenn auf dem ganzen Waldhang die Sonne glüht. Es gibt

da so eine langgestreckte Buschpartie, die schon von ferne als Gold zwischen den dunklen Stämmen hervorleuchtet. Dort, in dem Randgehölz, nicht weit vom Wege, steht das Unwirklichste, das Heiligtum: ein paar Bäume, die sich in der Verzauberung des Lichtes nicht zu rühren wagen, als ob sie in ihren Laubschleiern die Kommunion der Sonne empfangen. Hier verstummt selbst der mißtönende Familienkrach der Eichelhäher, und regungslos hängen die Elfenhaare des Zittergrases vor den fernen Nebelzacken der Bergkette. Nur an der Ameisenstelle kriechen noch verspätete Arbeiter von ihren Betriebspunkten quer über den Sandpfad nach Hause. Dann trittst du weiter hinab in die dunkelgrüne Luft der Waldestiefe – gegen das Licht sind alle Stämme tiefschwarz, und dazwischen senden ein paar funkelnde Blätter orangerote Strahlen aus. Und endlich gibt dich diese hochgebaute Blätterstadt wieder frei – wie zur Entschädigung läßt du den Blick über die weichen Rasenmulden des Golfplatzes schweifen bis hinab zum Wasserspiegel, wo die kleinen Kirchtürme aus dem Dunst ragen. Die Sonne ist eben untergegangen, und über dem nebelblauen Ütliberg leuchtet die reine Stirn des Abends.

Dann kommt die Abfahrt mit der Seilbahn. Die Flecken auf der Stationswand bilden immer noch diesen bekümmerten Renaissancepapst mit der Tiara; die chinesische Waggontapete trägt immer noch diese vergessenen Hakenkreuze als Muster; und im Vorbeifahren lugt man nach jenem Karnickel aus, das im sanftesten Graupelz die Glutaugen eines syrischen Geldwechslers hat – und fragt sich herzklopfend, ob es heute nicht am Ende aufgeessen sein wird.

### *Wenn der Ellbogen durch ist*

---

Vieles kann der Mensch – so tief untertauchen, daß die Fische dort im Dunkeln bereits mit Lampions herumschwimmen, so hoch nach oben schießen, daß das äußerste Hinausgreifen des Lebens in den Weltenraum zweifellos die Bombe ist [worauf die Engel beim Herabschweben Obacht geben sollten] – nur eines kann er nicht: sich in den Ellbogen beißen. Generationen von Steinzeitmenschen haben sich darum bemüht, sich abgerackert, doch der Ellbogen

blieb unangebissen bis auf den heutigen Tag. Mittlerweile aber benahm sich dieser spröde Körperteil sonderbar: er fing selber an zu beißen. Mit scharfem Zahn der Zeit nagte er an jener zuerst glänzenden, dann schwachen Stelle, wo unser Anzug sterblich ist, bis endlich die Wunde aufklaffte. Er, der Ellbogen, setzt sich durch und erobert sich seinen Platz an der Sonne.

Das Schlimme daran ist, daß man es zunächst gar nicht merkt [außer wenn man verheiratet ist, denn sonst sagt es einem niemand]. Ahnungslos machst du die schönste Konversation, scharf wie ein Messer durchschneidet dein Arm die Luft, erfüllt von unbändigem Stolz – doch wenn dabei der Ellbogen durch ist, so ist es schon nicht mehr das. Die Hörer hängen nicht mehr an deinen Lippen, sondern an deinem Ellbogen, oft sogar mit träumerischem Gesichtsausdruck. Ach, das wahre Mittel zum Vorwärtskommen sind ja gar nicht die Beine! In der Naturgeschichte fehlt zwischen dem Menschen mit seinen pedes apostolorum und dem Nasobem, das bekanntlich auf seinen Nasen einherschreitet, noch unbedingt ein Tier, welches lediglich durch den Gebrauch der Ellbogen sein Fortkommen findet. Und seltsam: wer ihn am kräftigsten gebraucht, bei dem ist er nie durch; wer aber unten durch ist, ja, bei dem ist es auch der Ellbogen.

Wenn der Ellbogen durch ist, so schau bitte gleich in den Spiegel: das Rot im Gesicht, das Weiß in den Augen – so schaut jemand aus, der eine schlimme Entdeckung gemacht hat. Denn stets lebt der Mensch in einer Art fiktiven Ewigkeit, »als ob das immer so weitergehen könnte« – ganz gleich, ob es sich nun um die Liebe oder die Kleidung handelt. Jedenfalls der Mann; und darum ist der Ellbogen bei ihm zuweilen durch, während er bei der Frau nie durch ist. Denn bei ihr soll gerade der Wechsel der Kleidung die Beständigkeit der Liebe garantieren, indem die Kleider die Liebe vermehren, und die Liebe wiederum die Kleider. Wir aber wollen zu der ewigen Liebe auch den ewigen Anzug, und daher trifft uns der durchgekommene Ellbogen mit einem Stoß in die Rippen: das ist so etwas wie der erste Schlaganfall, das erste Signal jenes Postboten mit Hippe und Stundenglas, der ebenfalls stets zweimal an der Pforte klingelt. Und mitten durch die behagliche Hülle des »Als ob das immer so weitergehen könnte« bricht plötzlich das nackte »Der ist auch nicht mehr das, was er früher war...«

Wenn der Ellbogen durch ist, kommt es dir vor, als ob du den Anzug eben erst hast machen lassen... Zum Maßschneider gehen ist dasselbe, wie ein junges Ehepaar besuchen: alles ist voll Gegenwart, voll Zukunft; alles neu angeschafft, die Gläser und auch das Glück. Maßschneider und Flickschneider, das ist ein Unterschied wie zwischen Geldbriefträger und Gerichtsvollzieher – diese Berufszweige haben verschiedene Weltanschauungen. Aber nehmen wir nicht alle in der Jugend das Maß zu einer neuen Welt, um dann als Flickschneider zu enden, mit dem Blick über die Brille suchend nach passenden Resteln...? – Was für einen Stoff werden wir nehmen? fragt der Schneider mit der Zentimeterschlange um den Hals, und hinter ihm hängt an der Wand die Gruppenphotographie seines Jahrganges in der Schneiderakademie: das erste Glied sitzt mit untergeschlagenen Beinen, alle halten Bierseidel in der Hand, und jeder blicktforsch in die Welt, ein Teufelskerl. Jeder mit einem Gesichtsausdruck, als wüßte er, daß er genau so dreißig Jahre lang hinter Glas hängen werde. Und wieviel Stoffe er hat! Gleich denen des Schriftstellers liegen sie in Büchern gesammelt, nur daß jedesmal der Preis für den Meter doppelbreit daruntersteht, während der Schriftsteller sein Zeilenhonorar für sich behält. Alle sind sie unendlich dauerhaft und dabei vornehm [denn auch alle Dinge, außer den Streichhölzern, suchen die Fiktion des Ewigwährens aufrechtzuhalten] und du wählst einen, der dir noch dazu »gut steht«, wie der Schneider wiederholt versichert. Innerlich aber ahnst du, daß es ganz gleichgültig ist, was da um deine Geburtsfehler herumhängt. Meiner Katze »Fischl«, ja, der steht ihr Anzug wirklich gut und ist dabei fürs ganze Leben, so daß ihr die Ellbogen nie durch sind – vielleicht weil sie sie täglich beißt und mit der Zunge ableckt. Aber schon schlägt der Schneider ein neues Buch des Lebens auf, und dieses widerspricht eigentlich der Ewigkeit, denn dort siehst du die Moden: lauter edle Herren und Jünglinge stehen da, jeder scheinbar mit etwas beschäftigt – der eine will spaziergehen, der andere hat einen Freund getroffen, der dritte lehnt an ein Auto und macht mit den Insassen sprühende Konversation – aber in Wirklichkeit halten sie sich immer so, daß man den Anzug in jeder Einzelheit sehen kann. Sie sind ein wenig tot, und dennoch denkt man neidvoll: *die* Leut leben!... Ich kannte einen Schotten, einen älteren

rothhaarigen Herrn: wenn der getrunken hatte, so bildete er sich ein, solch ein edler Jüngling aus dem Modejournal zu sein. Dieses war sein Idealreich, in das er auf den Flügeln des Alkohols aufstieg. Mit schwimmend-verklärtem Blick wies er auf eine nichtvorhandene Orchidee in seinem Knopfloch und flüsterte: »Look here!...« und dann nach einer Pause: »Haben Sie meinen neuen Schimmel im Hydepark gesehen?« – – O, das ist ein makellooses Reich, wo die einzigen Falten die Bügelfalten sind, wo das Lebensproblem »einreihig oder doppelreihig?« lautet, und es völlig ausgeschlossen ist, daß der Ellbogen durch ist. Und jetzt mußt du aus diesem fashionablen Olymp den Gott wählen, nach dessen Bilde du geschaffen sein willst. Bist du noch in den Jahren, wo der Anzug »sportlich« sein darf, oder bereits in jenen, da er schon ein wenig onkelhaft zugeschnitten wird – älterer Bonvivant mit dem verzichtenden Lächeln im dritten Akt, oder gar polternder Alter? Und wie der Schneider jetzt maßnehmend vor dir kniet [vielleicht der einzige Fall in deinem Leben, daß jemand vor dir kniet], hörst du deutlich, wie er dem Aufschreiber »leichtes O. B.!« diktiert – so daß du, aus allen Olympfen gefallen, ihm spontan eine leichte O. F. geben willst. Aber der innere Schutzmann hält dich zurück und sagt: erstens hast du kein O. B. und zweitens will er es doch gerade verdecken... Und dann, wenn der Anzug fertig ist, führt dich der Schneider vor einen fünfteiligen Standspiegel, so daß man sich von hinten sehen kann, als ob man gar nicht man selbst wäre, sondern ein ganz anderer... phantastischer Anblick! Und du gewahrst einen fremden Kerl, der jede deiner Bewegungen sklavisch nachmacht. Ein kurzsichtiger Freund von mir wies bei solcher Gelegenheit auf jenes fremde ungerufene Individuum und fragte angewidert: »Sagen Sie bitte, wer ist das eigentlich?«

Doch mit der Zeit stellt sich's heraus, daß du es selber bist – insbesondere wenn der Ellbogen durch ist. Schnell sprichst du zu deinem Herzen: »Macht nichts, wir setzen einen Flicker drauf! O, der wird noch besser als vorher...« Aber im Innern weißt du, daß er eigentlich schon hin ist, der Anzug. Natürlich, ein Flicker, der findet sich: bekommt doch jeder Anzug ein Stoffrestchen, ein kleines memento mori, in die Wiege gelegt, für den Fall, daß –. Oder man nimmt einfach hinten ein Stück von der Weste. Denn die ist

nicht so wie der Ellbogen, die hält wirklich ewig – und muß eben darum für ihn herhalten. Das hat man vom Bravsein.

Doch was hilft das alles? Dieser Anzug, mit dem du in Paris gewesen bist, in dem dein Herz geklopft hat, der so manche Nachtwache neben deinem Bett hielt – er ist fortan ein Wesen, das dich bloßstellt. Oder kommt etwas Wildes in deine Augen, willst du aufbegehren, dein Jahrhundert mit durch den Ellbogen in die Schranken fordern? Ach, es ist ohnedies zerfetzt genug, sie könnten bald nicht mehr auffallen! Bis dahin aber tritt mit dem Ellbogen sein moralischer Nutzen zutage. Denn wenn du wissen willst, was du selber von dir denkst, so gib eine Heiratsannonce auf: da wird sich schon herausstellen, was du für ein vornehm denkender, sonniger Charakter bist, Vermögen Nebensache. Willst du aber wissen, was die andern von dir denken, so geh nur ruhig auf die Straße... wenn der Ellbogen durch ist.

### *Strandbad*

---

Wenn jemand dir sagt, im Strandbad seien zu viel Menschen, so betrachte ihn mit Mißtrauen. Entweder hat er nur so dahergeschwätzt, oder er ist ein falscher Individualist, oder hat sonstwie tiefere Mängel zu verdecken. Denn in Wirklichkeit ist das Strandbad gerade wegen seiner Menschen etwas Erfrischendes, Entzückendes, ja Erschütterndes – kurz eine moralische Anstalt.

Schon auf der Tramfahrt dorthin fängt es an. Allerhand schulpflichtige Menschen mit Frottiertüchern [manche tragen auch Viermaster oder Gummitiere] rufen dir, wenn du wegen der irreführenden Tafel »Strandbad« aussteigen willst, im Chore zu: »Die nächste Haltestelle!« – weil sie dich scharfen Kinderblicks als Wassergenossen erkannt haben. Manche fangen auf den letzten fünfzig Metern vor dem Tourniquet zu laufen an, weil sie's nicht erwarten können. An der Innenseite des Einganges, vor dem wir Schlange stehen, erwartet eine Reihe braungerösteter Nymphen ihre Bekannten. Und schon bist du in einer neuen uralten Welt, wo Angezogenheit das Genierliche ist, weil alles dreiviertelnackt herumläuft.

Schnell schlüpfst du aus deinen Kleidern hinein in die Maskerade der Natur und gehst, vom Windhauche an aller Haut berührt, an

den Strand. Auf einmal stehst du inmitten von allem Guten da: blauer Himmel, glitzernde Wellen, goldener Sand und lauter Kinder, die lachend umherlaufen oder plantschen, als ob das ein Paradies sei und diese Welt zur Freude geschaffen! Zuerst ist man ganz benommen, denn ein ununterbrochenes vielstimmiges Jauchzen steht in der Luft, wie von einer ungeheuren Kollektiv-Lerche, die gleich aufflattern wird.

Männer schreiten, bloß mit Würde bekleidet, einher; einige lesen auf dem Rasen die Zeitung; andere probieren mit der Fußspitze, ob es kalt ist – allmählich aber merkt man, daß auch das Strandbad seine unsichtbaren Abteilungen hat. Es gibt so eine Gruppe der Seriösen, die die eigene Ledernheit zum Weltprinzip erheben und auf die andern herabschauen. Es gibt sie überall: in den Parlamenten, der Wissenschaft, der Literatur, dem Theater, ja selbst im Zuchthaus, wie Dostojewskij genial herausgefunden hat. Vielleicht ist es ein Irrtum, doch mir scheint, als sammelten sich diese hier auf dem Mittelsteg, der zum Sprungpavillon führt. Sie stehen in Gruppen vor dem Trampolin, verschränken die Arme und unterhalten sich über das Springen, welches plötzlich zum Sinn und Zweck des Daseins wird. Dann gibt es die Leute im Strandcafé: das sind die Limonadenschlürfer, die neronisch Üppigen, welche die Lebenskerze an beiden Enden anzünden, um mit brennender Zigarre ihre Rauchkringel ins Blaue zu blasen... Dann gibt es die Lustwandelnden auf dem Jahrmarkte der Eitelkeit... Rechts aber, wo die flache, eingefriedigte Stelle ist, da sind die Kinder.

Die Kinder sind alle vom Wasser berauscht und in einer Art kleinem Wahnsinn befangen: einige laufen auf dem abschüssigen Sande wild im Kreis herum; andere werfen sich rücklings hin, liegen wie Mumien und schaufeln sich mit Sand zu; andere »panieren« sich, das heißt sie tunken sich erst ins Wasser, laufen dann hoch auf den Sand und rollen hinunter, so daß sie mit einer dicken Teigschicht unten ankommen. Dann gibt es die Bauenden, und hier kann man sehen, daß es bodenständige Alpenbewohner sind. Denn sie schütten entweder zwei Berge auf und verbinden sie mit einer Brücke, worauf dann durch drei Eimer Wasser ein reißender Bergstrom unter dem Viadukt improvisiert wird; oder sie bauen einen Stausee und füllen diesen an, was gar nicht so leicht ist, weil der Sand aufsaugt. Doch

sie schleppen ihre Eimer wie auf den Feuerschaden, und schon steht er ganz voll Wasser. Immer kommt dann ein Augenblick, wo der Stausee durchbricht, und nun soll man die Leutchen sehen: mit Geschrei werden schnell Schutzdämme aufgeworfen, mit Füßen, Händen, Schultern suchen sie das Loch zu verstopfen, und selbst Unbeteiligte helfen plötzlich mit! Einige aber betätigen sich als Holländer, indem sie hart am Ufer Deichanlagen gegen die Brandung aufführen. Manche indessen sind noch zu klein für so große technische Arbeiten: die sitzen still für sich, lassen den Sand bedachtsam durch die winzigen Hände gleiten und backen ab und zu einen Kuchen. Alle aber sind restlos glücklich.

Da ist eine rothaarige Elfe mit bleichrosigem Gesicht und grünen Augen, die läuft unbeschreiblich graziös durch die Kindermenge. Alle wollen sie halten, doch sie entwindet sich – ihre Mission ist es, bloß lachend hin und her zu flitzen, wie der lockenschüttelnde Geist des Ganzen. Ein vierjähriges Persönchen, noch in holder Bambino-Plumpheit, wandert mit Sandeimer und Kelle langsam durch die Menschen: sie weiß noch nicht recht, wozu das alles ist; doch da alle froh sind, ist sie es selber auch und schaut jedem mit restlos wohlwollendem Lächeln ins Gesicht. Und dann ist da eine Italienerin, die kann noch nicht viel mehr als drei Jahre sein. Sie trägt einen entzückenden Leinenhut und schaufelt bloß still Sand für sich; aber der Ernst, die Bedachtsamkeit, das völlige Verlorensein in den rinnenden Sand auf den Fingern, erhebt ihre Tätigkeit zu dem Sinnvollsten, was es auf der Welt gibt.

Zu den Kleinsten kommen ab und zu die Mütter nachsehen. Spannend ist es, sich vorzustellen, wie nun die Zurweltbringerin von so einem dicken Engelchen sein wird? Jetzt kommt sie herzu und beugt sich nieder. Manchmal hat sie ihre Schönheit und Frische dem Kinde abgegeben und nur wenig behalten: man sieht ihrem Körper an, daß er die große Frauenarbeit vollbracht hat. Ist solch eine Mutter aber schön, dann ist sie es zweifach – wie sie sich hinbeugt, am Schwimmhöschen zupft und überhaupt »sorgt«, das ist bezaubernd. So eine sah ich, die half kniend beim Sandbauen mit, und nun merkte man, daß sie unversehens Spielgefährte geworden war [ich meine, es interessierte sie wirklich, denn wie lange war's schon her, daß sie selber...] und jetzt bauten die beiden mit erhitzten

Wangen, nämlich an einem Tunnel durch das Ganze, und guckten beide durch: sie von der einen Seite und »es« von der anderen, und lachten.

Man sieht hier vor allem Kinder und Halbwüchsige, auch Männer und Frauen, ja selbst alte Männer; nur eins fehlt völlig: die alten Frauen. Es gibt also zwei Schamhaftigkeiten: die des Nacktseins und die des unschönen Nacktseins. Letztere ist nur den Frauen eigentümlich; Kinder besitzen weder die eine noch die andere. Wenn man das alles ansieht, wie es so vorüberwandelt, dann wird einem die Menschengestalt mysteriös. Man möchte ein Rodin oder Maillol sein, um wenigstens etwas von den tausend Bildwerken, die hier in jeder Sekunde lachend vergeudet werden, zu bewahren. Wozu? Weil diese Körper nicht allzuferne hin sein werden wie das Gras im Ofen? Weil sie, jetzt so hell in der Sonne, vielleicht einmal als Gespenster erscheinen werden, zum Entsetzen aller, die dann in der Sonne sind? Gerade darum waren die Griechen ja Pessimisten, weil sie den Körper so liebten. Doch in ihrer Kunst der Marmor- und Bronzeleiber waren sie es nicht, denn diese wurden ja wirklich angebetet als Götter mit unvergänglichen Körpern! Freilich verwechselten sie dabei das Geschöpf mit dem Schöpfer, denn Gott ist mehr als Körper: Geist, der den Körper schuf. Dennoch liegt der griechischen Körperverehrung eine marmorblasse Ahnung des unvergänglichen Auferstehungsleibes zugrunde. Um wieviel mehr also haben wir Ursache, unseren Körper zu heiligen als die Griechen – da doch unser ganzer Glaube darauf beruht, daß eben dieser Körper aufersteht; und nur ein arg banalisiertes Christentum liebe solch einen Hauptpunkt im Hintergrunde. Unser Leib verhält sich zum Auferstehungsleibe wie das Baugerüst zum Bauwerk, sagt der Apostel. »Fühlet mich an und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe«, spricht der Auferstandene. Dagegen ist der entmaterialisierte Scheinleib Christi auf Grünewalds Isenheimer Altar in der Tat ein Gespenst und entspricht einer falschen, spiritualistischen Auffassung. Diesem traut man nicht zu, daß er ißt, während doch der wirkliche Auferstandene mehrmals gegessen hat, wie die Evangelien ausdrücklich hervorheben. Wenn also schon unser unverwandelter Leib so schön ist, wie – – –! Ich vermute aber, daß der Jüngste Tag [an dem noch viel mehr Leiber

versammelt sein werden als im Strandbad] nicht nur ein Gericht des Wahren, des Guten, sondern auch ein Gericht des Schönen sein wird. Wenn alle Irrtümer aufgedeckt, alle Bosheiten verdammt sind, dann wird auch alles Häßliche bloßgestellt werden, denn unsere Scham ist ja nur Vorausahnung jenes Tages, der allerdings keine Scham mehr kennen wird. Man denkt beim Jüngsten Gericht vor allem an eine religiöse und ethische Wiederherstellung der Ordnung – doch damit allein kann sich der Künstler nicht abfinden, weil seines das ästhetische Jüngste Gericht sein wird, und er erbebt bei dem Gedanken. Denn wem die Augen für die Schönheit der Welt aufgegangen sind, der nimmt auch deren wirkliches geheimes Grauen wahr – hat er in sich doch eine Magnetnadel, die jede Abweichung von der Menschlichkeit zitternd registriert.

Darum leben im Künstler irdische und himmlische Liebe unvermischt, aber auch ungetrennt beisammen, und gerade für ihn gilt Lacordaires tiefes Wort »Il n'y a pas deux amours«, weil er in der irdischen Liebe das unmittelbar hinweisende Symbol der himmlischen erkennt. [Was ja auch Paulus zu wiederholen nicht müde wird.] Alles kommt darauf an, diese Welt als Schöpfung, aber als gefallene Schöpfung zu erkennen! Künstler sein bedeutet: die un-gefallene Schöpfung aus der gefallenen divinatorisch zu rekonstruieren. Schaffe er auch aus dem Ekel, dem Entsetzen – aus Welt wird wieder Wort, aus Geräusch wieder Musik, aus Sichtbarkeit wieder Schönheit. Gerade darum ist er Realist, weil sein Röntgenblick durchschaut. Reine Mathematik ist reine Religion, sagte Novalis; ich möchte in der Bewertung der Sichtbarkeit weitergehen: reine Physiologie ist reine Religion! Der Mensch spricht eine Sprache, in der mehr Weisheit steckt als in seinem Kopf, in dessen Gehirnbau wiederum mehr Weisheit steckt, als jener je zu denken vermag.

Darum läßt der Künstler alle Sentenzen von der modernen, keuschen Nacktkultur beiseite und bekennt schlicht, daß er im küssenwollenden Verlangen nach allem Schönen erbebt, ob es nun eine Katze, ein Hund, ein Kind, ein Knabe oder ein erblühtes Mädchen ist – immer wieder erbebt sein Herz unter dem mächtigen Anspruch der Schönheit. Und wenn solch ein Wunderwesen [zugleich ein banaler Backfisch] auf dem Sande leichtfüßig an ihm vorübergeht, so sieht er sie in einer Aura von ungeborenen Gedanken und un-

geborenen Kindern dahinwandeln und sieht ihr lange nach. Hier im Körper liest er die Bestimmung des Menschen; denn dieser, der Mensch, ist das einzige Buch, das Gott selbst geschrieben und veröffentlicht hat.

Ich warf einmal in Gesellschaft die Frage auf, woher es komme, daß die Schönheit, in der Tierwelt dem Männchen zu eigen, beim Menschen so unerwartet auf das Weib überspringe? Der utilitäre Grund, daß das Tierweibchen, auf dem die Gattungshoffnung beruht, eben darum unauffälliger sein muß, genüge mir nicht. Da wurde mir zu meinem Erstaunen erwidert, daß die Männer mindestens so schön seien wie die Frauen!

Ich halte das für einen trüben Irrtum. Die weibliche Schönheit ist flüchtiger als die männliche, steht aber [auch schon darum!] weit höher. Denn die männliche Schönheit ist – vom unförmigen, antlitzverhüllenden Barte ganz abgesehen – mit Kraft, mit Gedanken im Bunde, und hat darum nicht die reine Körperanmut des Weibes. Der Mann hat Ideen, das Weib *ist* Idee, darin liegt der Unterschied. Männliche Schönheit beruht in sich, die weibliche ist aber auf etwas Ferneres hin geschaffen: Brust und Becken deuten auf etwas anderes hin – nämlich auf das, was gerade diese Schönheit zerstören wird. Und dennoch trägt der männliche Körper den Herrschaftsstempel des Weibes auf sich, nämlich die Brustwarzen, die bei ihm nicht die geringste Funktion haben. Als Tier ist der Mensch ein Gipfel, ein Ende; als geistiges Wesen aber ein Unterstes, ein Anfang. Dieses Ende Sein drückt der männliche Körper aus – er ist für sich, isoliert, ist König der Schöpfung. Aber das höhere Anfang Sein drückt sich in der flüchtigeren, geistigeren Schönheit des Weibes aus. [Darum kann eine männliche Körper-Ruine nie so häßlich sein wie eine weibliche.] Man sehe doch an einem Mädchenkörper, wie hier alles strebt, liebt, für etwas anderes da ist! Dieses schöne Antlitz – ist es nicht fast mehr zum Erkanntwerden als zum Erkennen geschaffen? Diese zarte Brust – will sie nicht Nahrung spenden? Diese Arme – wollen sie nicht hegen und umschlingen? Diese Hüften, sie sind ja nicht allein für den Gang geschaffen, sondern zum Tragen der Hoffnung! Und alles, der ganze Bau, drückt in seiner Sehnsucht nach Empfangen und Geben die geheimnisvolle Bestimmung aus, Gefäß zu sein. Denn ihr Körper ist das Bild des geistigen Menschen,

nämlich des Menschen im Verhältnis zu Gott. [Man frage das Genie, ob es sich nicht als Gefäß, als auserwähltes Gefäß fühlt, in das die Ideen einströmen?] Im Körper des Weibes ist der große Zwiegesang, ist das durchwaltend Geschlechtliche der Schöpfung zum ersten- und letztenmal geistig geworden, und je erotischer um so geistiger! Sie ist mehr Körper als der Mann, sie ist Verkörperung! Der Körper des Mannes ist ein Monolog, der Körper des Weibes jedoch ein gewaltiges Drama, ein Schicksalsdrama der Menschheit, wo sich die ganze Spannung von Individuum und Generation, von Geschöpf und Schöpfer, von Fall und Erlösung abspielt. An ihrem Körper ist das Geschlecht unsichtbar, denn alles ist Geschlecht und also alles Ausdruck der Liebe. Sie ist die traumhafte Summe aller Sichtbarkeit, das was wir Menschen mit tausend Worten oder Zeichnungen suchen, eben weil wir es haben, hier vor unseren Augen... im Strandbad.

Und sind also die beiden Grundtriebe, Hunger und Liebe, im weiblichen Körper, der zugleich Nahrungs- und Liebesspender ist, zum Ausdruck geworden, so stimmt es mit dieser Idee des Körperlichen überein, daß die Religion Hunger und Liebe als Sakramente eingesetzt hat, also als mystische Handlungen. Darum wird die Kirche stets im Bilde eines Weibes, nie eines Mannes gesehen. Das soll aber beileibe nicht als materialistische Sublimierung verstanden sein, sondern genau umgekehrt: Das Baugerüst ist um des Bauwerkes willen da, das Essen um des Abendmahles willen, die Fortpflanzung um der heiligen Ehe willen – weil diese ganze Schöpfung, die gefallene, als natürliche Liturgie angelegt ist, welche nur um der übernatürlichen Liturgie willen besteht! In der natürlichen Welt essen wir vom Tode [der Tiere, der Pflanzen] unser Leben; in der Kirche essen wir vom Tode, aber auch vom lebendigsten Leben der Auferstehung – wie der Säugling mit seiner Muttermilch, sind wir in der Kirche die eigentlichen Anthropophagen! Und wird in dem, was des Essens Ziel ist, nämlich der Einverleibung und Verdauung, nicht bereits erwählt und gerichtet, angenommen und verstoßen? In der Tat, unser Fleisch und Blut ist Symbol des Weltgeschehens. – Wie sollten wir also den Körper nicht tiefer verehren als die Griechen?

Wenn man so die geheimnisvollen Gestalten der Kinder, Jünglinge und Mädchen betrachtet, dann kann einem das Strandbad fast

wie die Vorahnung einer anderen Wirklichkeit erscheinen. Diese hier freuen sich, nicht weil man ihnen etwas geschenkt hat, sondern nur weil sie sich selbst bekommen haben, nur weil sie da sind, und weil Himmel, Sonne, See und Sand auch da sind: sie freuen sich der Schöpfung in unbewußt natürlicher Religion! Und das schönste Bild dieser Freude fand ich neulich in der Zeitung: »So bemerkte ich einmal im Zürichsee draußen, gut zweihundert Meter von der Badeanstalt entfernt, einen Badenden, der fast nicht vom Fleck kam. Da ich einen Schwächeanfall vermutete, ruderte ich heran und erkannte zu meinem größten Erstaunen, daß dieser schwimmgurtlose Junge überhaupt nicht schwimmen konnte. Nicht einmal einen richtigen undkräftigen „Hundeschwumm“ übte er, sondern machte ungefähr dessen Bewegungen, aber äußerst langsam und gemächlich, gerade soviel als nötig war, um nicht unterzusinken. Daher kam er kaum vorwärts; dennoch kroch er auf diese Art seelenvergnügt im zwölfmetertiefen Wasser umher und dachte bei Haut und Haar nicht ans Ertrinken«.

Inmitten einer sündenstarrenden Welt – dieses daseinsselige Kerlchen, wie es ahnungslos über der eigenen Todestiefe im Wasser herumkrabbelt – Welch ein Bild! Wenn also jemand sagt, daß im Strandbad zuviel Menschen seien, so betrachte ihn mit Mißtrauen. Denn in Wirklichkeit ist das Strandbad etwas Erfrischendes, Entzückendes, ja Erschütterndes – kurz, eine moralische Anstalt.

### *Von außen nach innen*

#### Der Weg der griechischen Baukunst

---

Gebäude kann man nicht durch Abbildungen kennenlernen, sondern man muß sie umschritten und durchschritten haben. Wie staunt man beim Betreten eines pompejanischen Hauses: denn wir legen doch den Garten rund um das Haus an, hier aber ist das Haus um den Garten gebaut! Und zwar als Bungalow, denn die ans Atrium grenzenden Zimmer sind Veranden, so daß sich das Familienleben rund um einen sonnigen Himmelsraum abspielte. Vielleicht sind unsere Klostergärten mit dem herumführenden Kreuzgang der letzte Nach-

hall des Atriums. Doch ist dieser Haustypus heute keineswegs dahin: von Peking bis Casablanca kann man ihn florieren sehen – die engen Gassen sind dunkel, mit Bastmatten gegen die Sonne abgedeckt, die Häuser aber brennen innerlich in den weißen, roten und blauen Farben ihrer Blumen. Das antike Haus hatte also keinen rechten Innenraum, sondern sein Zentrum war ein ausgespartes Stück Himmel und Natur.

Will man nun wissen, was ein hellenischer Tempel war, so muß man über die geometrischen Säulenschatten von Pästum gewandelt sein. Es ist das Griechischste, was man in Italien erblicken kann; selbst das liebliche Girgenti steht dagegen zurück. Der Poseidontempel dort ist nicht viel älter als das Parthenon – er ist ein noch stammelndes Parthenon, ist noch ein wenig unbeholfen in seiner Kinderplumpheit. Goethe bekam es vor ihm fast mit der Angst, denn das Ungeheure dieser Wucht schien sich mit Winkelmann und Philipp Hackert schwer zusammenzureimen. Beim Eintritt gewahrt man, daß dieses Wunder einer massiven Mathematik eigentlich gar keinen Innenraum besitzt. Er ist halbzerstört, er fehlt, und doch fehlt er einem nicht! Der Bau hat an ihm nichts Wesentliches eingebüßt. Und denselben Eindruck hat man beim Parthenon: die Zeit hat den Kern ausgefressen, doch man wünscht ihn ebensowenig wiederhergestellt wie die einstige bunte Bemalung, die uns vorkäme wie Schminke über der Marmorverklärung. Natürlich gab es den Innenraum, und wir wissen ja, daß die Cella das Götterbildnis barg, daß er Schatzkammer war, daß dort der traumhoffende Tempelschlaf gehalten wurde. Dennoch spielt er keine eigene architektonische Rolle und verschwindet hinter dem steinernen Walde der Säulen. Solch ein Tempel ist ein Körper der aus Extremitäten besteht, wie ein junges Füllen. Zwei seiner wichtigsten Funktionen spielten sich außer ihm ab, denn er war eine Schlachstätte und ein Seezeichen. Geschlachtet wurde auf dem Altar *vor* dem Tempel, denn man konnte das Töten von Schweinen, Schafen und Ochsen nicht gut in einem Innenraum zelebrieren. Zugleich aber stand der griechische Stadttempel meist am Meere und diente den ein- und auslaufenden Schiffen als angesteuertes Seezeichen. Damit übte er dieselbe Funktion aus wie eine Wallfahrtskirche, nämlich alle Blicke von weither an sich zu ziehen. Und gerade bei

Wallfahrtskirchen gibt es zuweilen ein ähnliches Überwiegen des Äußeren, wie etwa bei der Karlskirche in Wien, deren Inneres die hinwandernde Erwartung enttäuscht. Kurz, der Innenraum dieser Tempel war da, aber zugleich nicht da, weshalb er uns auch jetzt nicht fehlt. Er war eine kultische Notwendigkeit, ja sogar der ursprüngliche Zweck des Ganzen, aber zugleich von der Architektur noch nicht entdeckt worden. Und das hatte einen tieferen Grund. –

Keine Kunst ist so sehr mit dem sozialen Leben verbunden wie die Architektur: schafft sie uns doch dessen Voraussetzung, das Dach überm Kopf. Die anderen Künste bilden zugleich immer ab; nur Musik und Architektur, die abstrakteste Kunst und die konkreteste, bilden nicht ab, sondern tun es vielmehr auf einer höheren Ebene: sie drücken aus. Die beiden praktischen Ursprünge der Musik, Lied und Tanz, sind, obwohl immerfort quellend, doch längst im rauschenden Meere der abstrakten Musik ineinergeflossen – diese ist über ihre praktischen Ursprünge hinaus. Nicht so die Architektur: sie wird immer Wohnung sein. Aber gerade damit wird sie stärkerer Zeitausdruck als jede andere Kunst. Ist die Gotik ein bloß technisches Problem? Man kann sie so auffassen, und sie verhält sich zur Romanik wie ein Speichenrad zu einem Scheibenrad: man baute in Kraftlinien. Ist die Gotik Ausdruck des Gemeinwesens? Ja, sie ist auch das: eine Hierarchie von Strebepfeilern, ein durchkonstruiertes System von Belehnungen, wo der König, von allen getragen, das Ganze krönt und richtet. Aber sie ist auch Ausdruck eines Gedankensystems, wo Grund und Gegengrund einander anziehen, abstoßen und stützen: eine steinerne Summa. Und endlich, und vor allem, religiöser Ausdruck – von weitem ein Zeigefinger nach oben, von Nahem ein Aufschnellen der Sehnsucht nach dem Himmel. Wie seltsam: Architektur, die ja nicht unmittelbar abbildet, gibt dennoch das vollkommenste Bild einer menschlichen Epoche! Denn der Mensch, als Bild erschaffen, bildet in allem, was er tut, immer wieder ab.

Darum meine ich, daß es keine bloße Praxis war, welche die Griechen den Innenraum zurückstellen ließ, wie es auch tiefen Grund hat, wenn der Polis-Tempel mit seinem ebenen Dach auf dem tragenden Säulenwald ein sinnfälliger Ausdruck der Gleichheit wurde. Erst als die Franzosen die Egalité entdeckt hatten,

bauten sie ihre ebene Madeleinekirche »d'un beau style grec«. Erst mit dem monarchistischen Hellenismus türmten sich die griechischen Bauten, wie etwa in Halikarnass, auf; erst unter Augustus wurde der Kuppelbau des Pantheon geschaffen. Darum ist es interessant, festzustellen, daß der Genius der griechischen Baukunst in den tausend Jahren seines Wirkens einen bestimmten Weg durchmessen hat. Sein erstes repräsentatives Baudenkmal war das Parthenon, sein letztes, ein Jahrtausend später, die Hagia Sophia. Das Innere des Parthenon war einst Pulvermagazin und flog in die Luft – dennoch *blieb* das Parthenon, denn es war so sehr köstlichster Außenraum geworden, daß ihm der Verlust des Innenraumes keinen Abbruch tat. Flöge aber einmal der Innenraum der Sophia in die Luft [was sehr gut möglich ist], so bliebe von ihr nichts nach, denn sie ist nur Innenraum. Sie ist von außen gerade so weit vorhanden, um die unvermeidliche Schale für die Perle des Inneren beizustellen. Aber auch S. Vitale in Ravenna ist eine unscheinbare Ziegelrotunde, der kein Vorübergehender das innere Wunder absehen könnte. »Salomo, ich habe dich übertroffen!« hat Justinian *beim Eintritt in das Innere* der Sophienkirche gerufen. Nämlich erst dann. Der Erbauer des Parthenon hätte sicher nicht erst beim Eintritt gerufen, denn da war das Wichtigste bereits vorüber: bestand doch das Innere des Parthenon aus *zwei* getrennten Räumen, nicht aus einem. Also ist die griechische Architektur den Weg vom Außen zum Innen gegangen.

Was lag dazwischen? In der Technik die Kunst des Wölbens, in der Politik die Monarchie, in der Religion das Christentum. Die Kunst des Wölbens hatte sich in den Profanbauten der Spätkaizerzeit hoch entwickelt; besonders die letzten Wölbebauten vor dem konstantinischen Umschwung, die des Maxentius, weisen bereits gewisse gotische Konstruktionsprinzipien auf, indem der Gegendruck nach Außen, in Anbauten, verlegt wird – jene selben Anbauten der Hagia Sophia, die einem Verzicht auf äußere Schönheit gleichkommen. Zwischen dem konstantinischen Umschwung und der Hagia Sophia liegen über zweihundert Jahre, in denen die christlichen Kirchen meist Basilikaform, also die Silhouette des antiken Tempels, hatten. Mithin war es nicht einfach das Christentum, welches die Innerlichkeit für die Baukunst entdeckte, sondern eine

bestimmte Entwicklung des Christentums fand im neuen Kirchentypus ihren Ausdruck. Wir wissen, daß alle architektonischen Bewegungen von neuen Denkweisen, von religiösen Impulsen ausgehen: ohne Tridentinum kein Barock. Wie jedes große Gebäude, ist die Hagia Sophia das Denkmal eines geistigen Kampfes – wohl des entscheidendsten, den die abendländische Menschheit ausgekämpft hat. Leider nimmt man ihn heute nicht mehr ganz wichtig und zuckt über dessen vermeintliche Kleinigkeitskrämerei die Achseln. Man spottet über das Haarspalten jener Konzilien [als ob ein Kompaß nicht haargenau gradiert werden muß], während man das Atomspalten von heute mit Recht ernst nimmt, weil hier die Konsequenzen jedem geläufig sind. Jene Geistesarbeit von damals, bei der die Häresien wie die Späne flogen, war der Kampf um die heilige Dreieinigkeit. Ein Pfaffengezänk? Nein, ein griechischer Freiheitskampf, wenn es je einen gegeben hat! Der große Athanasius war Bischof von Alexandrien, der große Gregor von Nazianz – in dessen Prosa die griechische Sprache zum letztenmal aufblühte – war Bischof von Konstantinopel. Wie immer wurde dann aus dem religiösen Kampf ein politischer – und während die griechischen Heere in Karthago und Rom um die Trinität kämpften, wurde in Byzanz der letzte große griechische Bau geschaffen: die Hagia Sophia. Und es wurde der schönste Innenraum, den Menschen je gewölbt haben.

Daß hier ein religiöser Impuls Stein wurde, kann man deutlich an S. Vitale in Ravenna, dem provinzialen Ableger der neuen Kirchenkunst, erkennen. Die arianische Kirche S. Apollinare ist eine Basilika, die trinitarische, S. Vitale, dagegen ein Kuppelbau. Die Mosaiken im Innern von S. Vitale haben einen bewußt polemischen Inhalt: sie wenden sich gegen die arianische Häresie, welche die Trinität leugnete. Nun bedenke man aber, was es bedeutet, wenn das leidenschaftliche Fühlen, Denken, Wollen einer ganzen Kulturmenschheit sich dem innergöttlichen Geheimnis der Dreieinigkeit zuwendet. Diese Menschen glaubten der Offenbarung – und Offenbarung ist ja ihrer Natur nach etwas Geheimes, Inneres, das eröffnet wird. »Taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes« –, der sich damit eröffnende Innenraum der Gottheit, dem der griechische Genius mit aller Leidenschaft zustrebte,

gab diesem auch die Kraft, den Innenraum des Tempels der europäischen Baukunst zu erschließen. Denn der Mensch baut immer Symbole.

Es ist ein anderes, ob ich ein Gebäude von außen oder von innen erkenne. Von außen sehe ich zuerst den Teil und denke mir die Einheit, da ich ja die Rückseite nicht zugleich erblicken kann. Beim Innenraum aber sehe ich, wie Justinian von der Schwelle, mit einem Blick die Einheit, und dann kommen die Teile. Dort muß ich um das Gebäude sukzessiv herumgehen; hier wölbt es sich um mich herum. Dort erkenne ich die Einheit, die außer mir befindliche; hier stehe ich mitten in ihr und bin in sie einbezogen. Dort verdrängt die Außengestalt massiv den leeren Raum; hier aber gestaltet das Innere den leeren Raum, und ich befinde mich in der Dreieinigkeit der drei Dimensionen Höhe, Breite und Tiefe. Ich bin in ein Geheimnis eingetreten; etwas, das nur denen sichtbar wird, die in ihm sind.

Welch ein Weg, Welch ein unbewußtes, dann halb erwartendes, dann triumphierendes Fortschreiten von außen nach innen – vom Wunder des Parthenon zum Wunder der Hagia Sophia! Und wie seltsam, daß sie beide, der Tempel wie die Kirche, einem Prinzip gewidmet waren, das geheimnisvoll mit der Weisheit verbunden ist. Denn im Inneren des Tempels stand jene jungfräuliche Athena Parthenos, die als Weibesbild der Weisheit behelmt und gespeert Kronions Stirne entsprungen war. Die Hagia Sophia aber war der Weisheit Gottes geweiht. Wie spricht diese Weisheit? – »Der Herr besaß mich schon im Anfang seiner Wege bevor er etwas schuf, von Anbeginn... Als er die Himmel bereitete, war ich zugegen... als er die Grundfesten der Erde legte: da war ich bei ihm, alles ordnend. Und ich ergötzte mich Tag für Tag, spielend vor ihm allezeit, spielend auf dem Erdenrund. Und meine Wonne war es, bei den Menschenkindern zu sein. Wohlan denn, Kinder, höret mich: Selig, die auf meine Wege achten...« Die dieses spricht, ist im höchsten Sinne Weib! Stammen ihre Worte doch aus den Sprüchen Salomos, der das Hohelied sang, und von dem wir historisch wissen, daß er ein frauenseligler Mensch war. Und nicht ohne Grund ertönen diese Worte in der Lesung der meisten Marienfeste. Kein Zweifel: diese Personifizierung der Weisheit Gottes trägt unverkennbar weibliche Züge. Also wurden beide, das erste Baudenk-

mal der Griechen wie auch ihr letztes, einem Weiblichen geweiht, das zugleich Inbegriff des Denkens war! Wie griechisch ist das, den strahlenden Gedanken als ein hohes Weib zu sehen! Aber auch wie biblisch – und hier ist offenbar ein Punkt, wo heidnisch-griechische Erkenntnis sich mit der jüdisch-christlichen berührt hat. Ein historischer Zufall? Nein, ein bewußtes Wahrnehmen der Ähnlichkeit, denn eben dieses Parthenon wurde in eine christliche Kirche verwandelt, die der heiligen Weisheit Gottes geweiht war.

Leider gehört es aber auch zur Geschichte des Parthenon, daß gerade an ihm dieser griechische Weg von außen nach innen mit Spitzhacke und Maurerkelle gewaltsam effektiert wurde. Jener Umbau in eine Kirche war ein Vorgang, der uns ästhetisch schaudern macht: die Innenkolonnaden wurden entfernt, die trennende Innenwand durchbrochen, die Ostseite als Apsis zugemauert – kurz, der Tempel der Außengestalt wurde in einen Innenraum verwandelt. Da kann man nur danken, daß diese Mauern, die uns nicht gefallen, wieder gefallen sind. Tausend Jahre nach seiner Errichtung mußte dem Parthenon solches geschehen, aber auch die Hagia Sophia erlitt nach weiteren tausend Jahren ein ähnliches Schicksal. Daß sie Moschee und Vorbild aller Moscheen wurde, daß also der mit dem Ringen um die Dreieinigkeit erkämpfte Innenraum zum Zeugen jener terribles simplificateurs wurde, welche ihn aus einem Heiligtum zum kalkübertünchten Gebetsraum banalisierten – das ist eine jener Ironien der Weltgeschichte, bei denen uns das Lachen erstirbt. Und diesem Vorgang entspricht es, daß nun ihr unbedeutendes Außenbild, mit Minareten flankiert, zu *der* orientalischen Silhouette wurde, die uns heute noch auf allen Dattelpackungen und Teppichreklamen begrüßt.

Dennoch war mit ihr der Innenraum ein für allemal von der Baukunst erobert worden. Und es wuchsen, Mehrere ihres Erbes, im ganzen Abendlande Dome empor, die, hoch und doch tief, jene Naturharmonie erreichten, von der Goethe sagt:

»Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;  
Denn was innen, das ist außen.  
So ergreifet ohne Säumnis  
Heilig öffentlich Geheimnis.«

## *Winke fürs Möwenfüttern*

---

Im allgemeinen sehen die Möwen bekanntlich aus, als ob sie Emma hießen, was ja schon auf bedeutendes Körpergewicht schließen läßt – für die hiesigen Möwen kann das aber kaum gelten, da man sie in ihrer Zierlichkeit eher auf »Fanny« taxieren möchte. Sie durchhacken ihre Eierschalen in Jütland und erblicken dort Schilfstengel, Heidekraut, Sanddünen und sehr viel Wellen. Die Jütländer haben weit mehr Himmel als ebene Erde und schweifen mit ihren Gedanken durch die Luft als gute Träumer und Denker: Hans Christian Andersen und Sören Kierkegaard, die beiden Dänen, die die Welt eroberten, waren Jütländer wie unsere Möwen auch. Gegen Herbst aber sagen die Eltern: »Liebe Möwenkinder, es weht kühler, ihr habt nun schon ein wenig fliegen gelernt – morgen wird gepackt, und übermorgen geht es auf und nach Zürich!« – »Zürich, was ist das?« fragen die Jungen und halten den Kopf etwas schief, um besser einzusehen. »Oh, das ist eine sehr gute Stadt, dort bringen die Leute Tüten ans Ufer – ihr werdet schon sehen!« Welches aber ihre Flugroute ist, weiß ich nicht; jedenfalls sind sie plötzlich da, besäumen wie ein verfrühter Schneefall die Ufergeländer, die Dächer der Badeanstalten, und stehen besonders gern auf hervorragenden Dingen, zum Beispiel auf den Köpfen hervorragender Menschen, denen man ein Denkmal gesetzt hat. So ein Genie muß sich sagen: Jetzt habe ich noch meinen Kopf – dann läuft er zu grüner Bronze an – dann kommt eine Möwe drauf – und dann ein weißer Klecks! [Bürgermeister Waldmann hat wenigstens seinen Schutzhelm.] Der Vogel, den manche Genies zeitlebens im Kopf hatten, steht jetzt mit roten Stelzen auf diesem und betrachtet sich einmal die Welt, wie sie wirklich ist. –

Das Wunder des technischen Fliegens hat sich mit dem Jahrhundert abgebraucht, und wir heben kaum noch den Kopf, denn was kümmert uns dieses Automobil in der Luft. Das ist bloß eine Art Drillbohrer, der der Atmosphäre angesetzt wird; so ein Surren von oben erinnert an Bomben, aber auch an irgendeinen Zahnarzt, der den hohlen Himmel behandelt. Um so mehr aber bewundern wir heute den Vogelflug, denn nun wissen wir, was diese Leichtigkeit kostet. Ein frommer Sinn verlieh den Engeln Schwingen, weil das die

geistigste Fortbewegung ist – »ein Flügelschlag, und hinter uns Aeonen« – die Engel leben wirklich nur von Luft und Liebe. Denn Luft ist Atem, und Atem Geist: selbst im Pneumatik liegt das Pneuma eingeschlossen. Atmen kommt noch vor Essen, und seitdem Adam, dem Erdenkloß, der Odem eingehaucht wurde, leben wir Menschen vom Geist, wie wir vom Atmen der Luft leben. Die Möwe nun, aufgeplustert auf dem Geländer stehend, erreicht ihr Genie erst in der Luft – erst dort im Nichts wird sie etwas, denn sie ist der Luft vermählt, eine Windsbraut, und ihr Flug das Poetischste und Praktischste, was es gibt: traumhaft, gedankenschnell – auf den Bissen zu! Selbst der alte Brehm wird zum Dichter, wenn er die Möwe schildert: »Sie liegen leicht wie Schaumbälle auf den Wogen und stechen durch ihre blendenden Farben von diesen so lebhaft ab, daß sie für das Wasser ein wahrer Schmuck sind.« Aber nun erst, wenn sie vom zweidimensionalen Wasserspiegel sich plötzlich in den Raum mobilisieren und jetzt, durch einen geheimnisvollen Massenwillen erregt, wie eine Wolke von Riesenschneeflocken durch die Luft wirbeln – dann sind sie geistiger als jeder Volksauflauf, weil Fliegen die wirklichste, die dreidimensionale Bewegung ist! Fast schöner noch aber ist das einzelne Möwenkörperchen, wenn es, die Beine an den Fächerstoß zurückgelegt, langsamen leichten Flügelschlages einerschwebt. Wie dem Schwimmer das Wasser körperhaft wird, so vermag auch ihr die Luft je nach Lust ganz dünn oder ganz dicht zu sein: sie ist ein Skulptor des Äthers. Besonders bei Sturm gibt es immer wieder dieses Aufstäuben der Möwenwolke vom Wasserspiegel; wie die auffliegenden Fetzen einer Papierexplosion geben sie sich jauchzend der Wildheit hin, vom Winde berauscht, um dann plötzlich [als ob der Film rückwärts gedreht würde] alle wieder als Schaumbälle auf den Wogen zu liegen.

Wie soll man so etwas nicht füttern? Am Bürkliplatz gibt es die beiden Furten der Tierliebe, wo Kinder, Schwäne, Eltern, Enten, Möwen und sogar Herren mit Aktentasche stumm herumstehen und versuchen, ob sie nicht aus der Hand fressen werden. Natürlich verdirbt das die Tiere, sie werden zu Parasiten; aber wichtiger ist, daß man wenigstens eine Gelegenheit findet, seine Sympathie zu bezeigen. Hier geht die Tierliebe durch den Vogelmagen. Doch

auch Gerechtigkeit muß sein, wie beim lieben Gott: »Geh, gib's an Daucherli!« ruft die mitleidige Mama dem Töchterchen bei Übergabe der Tüte zu, denn die Möwen schnappen alles vorweg. Aber das Daucherli hat blöde Unterwasser-Augen; seine Waffe im Lebenskampf besteht aus einem Schwupps! – daß nur noch perlende Blasen übrigbleiben und die Frage, wo es wieder auftauchen wird: – sonst kann es nichts. Die Möwen aber, die haben Augen! Und dazu Rachen, bis ans Auge gespalten, aus denen beim Hinschnappen jedesmal ein Jauchzton dringt. Man nennt es Kreischen; es ist aber das musikalischste Kreischen, das ich je gehört habe.

Darum ist Möwenfüttern etwas Besonders; ein Vergnügen, an dem man mitschaffend teilhat. Und zwar gibt es drei Arten: erstens das »Künstler- und Bürger-Spiel«, zweitens das »Karussell« und drittens die »Wand«. Bei »Künstler und Bürger« steht man oben auf dem Quai und wirft ab und zu einen Brocken nach unten. Was unten schwimmt, Schwäne, Enten, Taucherli, das sind die Bürger. Was aber oben fliegt, das sind die Möwen, die Künstler. Diese Luft-artisten suchen den Brocken im Fluge zu erhaschen – sie setzen ihre ganze Kunst für ein gewagtes Stück ein, und es gelingt, oder es gelingt nicht: Künstlerbrot. Gelingt es aber nicht, so fällt der Brocken hinunter aufs Wasser zu den paddelnden Bürgern, und die kriegen ihn dann sicher, er schwimmt ja vor der Nase... Bei der nächsten Art des Fütterns wirft man die Brocken nicht nach unten, sondern nach oben in die Luft. Hierdurch bildet sich das Möwenkarussell: sie fliegen wie ein riesiges weißes, langsam sich drehendes Rad immer wieder am Spender vorüber, halten vor ihm einen Moment heischend-kreischend inne und drehen sich dann in derselben Runde weiter bis zum nächsten Male. Entzückend ist es zu sehen, wie sie schon vor der Entscheidungsstelle kunstvoll abbremsen, um dir vis-à-vis als begehrender Helikopter möglichst lange zu vibrieren. Verfehlt eine Möwe den Bissen, so schießt sie im Kopfsturz nach; schleuderst du ihn jedoch über sie hinüber, so wirft sie sich kopfüber rücklings nach hinten und schnappt ihn dennoch, so daß man applaudieren oder sie streicheln will [wofür sie sich schönstens bedanken würde!]. Der Kenner aber füttert nicht vom Quai aus, sondern von einer Brücke, und zwar bei Wind, nämlich so, daß der auf die Möwen zu weht. Denn Vögel fliegen am besten

gegen den Wind, weil er ihre Flügel nach oben drückt. [Auch Zugvögel machen ihre Langflüge gegen den Wind; Hinterwind würde sie hinabdrücken.] Wirft man jetzt ganz schnell einen Brocken nach dem anderen hoch, so können die Flieger, auf den Wind gestützt, stehenbleiben, und es erhebt sich vor dir eine ganze Wand flatternder, jauchzender Möwen – alle Rachen dir zu, alle Augen auf dich, so daß einem vor dem tobenden Elemente fast bänglich wird: alle Vögel sind schon da, alle Vögel, alle / Und noch eh man sich's versah, ist im Aug die Kralle... Doch nein, nur du bist mißtrauisch; denn sie sind ja Kinder! Wilde Tiere werden nur von ihren Eltern gefüttert, sonst nie mehr im Leben: du bist Elternersatz, und sie sperren die Schnäbel auf wie einst im Nest. Sie fliegen millimeternah an deiner Wange vorüber, du fühlst die Schwingenluft, doch nie hat eine Feder dich berührt... Unaufhörlich wirfst du Brocken hoch, um dieses kostbare Gebilde des Begehrens, die jauchzende Wand, in der Luft zu erhalten – nun aber kommt der höchste Trick. Mir ist er nie gelungen, doch neulich sah ich einen französischen Studenten, wie er's en passant fertigbrachte: ständig Brocken auswerfend setzte er sich, die Zigarette im Mundwinkel, längs dem Geländer in Bewegung, und siehe, die Wand, die flatternde, kreischende, wanderte mit ihm in der Luft mit! Das ist das Höchste. Das ist wie die zwölf gebäumten Rappen vor dem peitschenknallenden Zirkusdirektor – mehr kann ein schlichter Möwenfütterer nicht erreichen.

Und warum macht man mit ihnen solche Kunststücke? – weil sie selber Kunststücke machen. Haben Sie es bemerkt, wenn Kinder über die Straße laufen [man hat ihnen tausendmal gepredigt, sich vor den Autos in acht zu nehmen] – wie sie aus dieser vorschriftsmäßigen Überquerungsangst ihren Jux machen? Auch wenn die Straße leersteht, fassen sie sich lustig bei den Händen und laufen schreiend, wie vor einem Ungeheuer flüchtend, zum Trottoir hinüber. Sie haben aus einer Notwendigkeit ein dramatisches Märchen geschaffen. Und so ist es auch mit den Möwen: sie wollen was schnappen, gewiß, aber zugleich ist es ein Sport, ein Spaß, ein Möwenolympia! Schon der unterdrückte Jauchzton, mit dem sie von ferne zum Tütenmann hinfliegen, zeigt mehr Lust als Hunger an. Und nun demonstrieren sie in Kapriolen, Balancierakten und

Hochakrobatik, was man mit zwei Flügeln und Luft alles machen kann – es sind flatternde Flugfeste, schwebende Höhepunkte ihrer Existenz. Natürlich schreien sie dabei; sie sind ja Kinder, und Kindsein besteht darin, aus allem ein Spiel zu machen.

Darum eben muß man beim Füttern mit ihnen mitspielen.

### *Alles hat seine Grenzen*

---

Das muß ein herrliches Gefühl sein, so etwas aufzurichten: man rollt einen Stacheldraht ab, postiert sich mit einer Maschinenpistole dahinter, und schon ist die Grenze fertig. Schön muß aber auch das Gefühl sein, einer Grenze die lange Nase zu zeigen – Spatzen und Aeroplane wissen ein Lied davon zu singen. Denn Grenzen haben einen furchtbaren Feind, nämlich die Luft, und solange man noch nicht Wolken verhaften kann, bleibt auch die schönste Schranke etwas Mißliches. Trotzdem ist unsere Zeit sehr produktiv im Erzeugen von Grenzen, und wenn man sich's überlegt, hat ja jeder Vorteil davon: der Staat bekommt Zolleinnahmen, zahlreiche Beamte ihr Brot samt den Konfiskationsprämien, die Grenzbevölkerung widmet sich dem Paschen, die Reisenden schmuggeln ebenfalls, und auch die Hersteller von Paßphotos und Stacheldraht haben zu leben. Obwohl also eine Grenze meist die sogenannten niederen Instinkte anregt, ist sie doch etwas Heiliges: als Romulus sah, wie Remus den Grenzwall Roms aus Jux übersprang, schlug er seinen Bruder tot. Damit beginnt die Geschichte Roms, und seitdem hat jede Grenze ihren Romulus und ihren Remus: weil es bei so etwas nichts zu lachen gibt.

Wie es bei den Pumpen die Druckpumpen und die Saugpumpen gibt, so kann man auch bei den Grenzen Druckgrenzen und Sauggrenzen unterscheiden. Bei der Sauggrenze kommt man leicht hinein, aber schwer heraus; bei der Druckgrenze ist es umgekehrt: da kommt man schwer hinein, aber sehr leicht, sogar per Schub, wieder heraus. Wenn es in einem Lande nicht gar so schön aussieht, hat es seltsamerweise eine Sauggrenze. Zum Beispiel ist es verdammt leicht, nach Rußland hineinzukommen, aber das Herauskommen soll mit Schwierigkeiten verbunden sein. Lebt

sich's jedoch in einem Lande vergnüglich, so hat es naturgemäß eine Druckgrenze, wie zum Beispiel die U.S.A. Höchst interessant aber wird es, wenn eine Druckgrenze und eine Sauggrenze aneinanderstoßen. So ließ die Schweiz [niemand kann's ihr verdenken] kurz nach dem Kriege nur ungern herein, und das besetzte Deutschland ließ erst recht nicht hinaus – denn es galt, Völkerwanderungen abzubremesen. Schreiber dieses hat acht Monate gebraucht, um Sog und Druck zu überwinden. Das war ein Sprung!

Rührend an den Grenzen ist die Sorgfalt, mit der sie auf deine Individualität eingehen. Sie wollen alles von dir wissen und studieren sogar deinen Fingerabdruck, weil es ein Langfinger sein könnte. Keine Warze bleibt unbeachtet, jeder versucht krampfhaft sich selber ähnlich zu sein – kurz, nirgends wird ein solcher Persönlichkeitskultus getrieben wie an der Grenze. Und werden endlich Taschen und Weltanschauungen sanft abgetastet, so merkt auch der Stumpfe, daß er ein unnachahmliches Geschöpf Gottes ist.

Am glattesten kommen Diplomaten und Schwindler über die Grenze. Diplomaten, weil sie von Berufs wegen Schmuggelprivileg haben, und Schwindler, weil sie ja wissen, daß man sie sucht, und darum alles vorkehren [die notwendigen Stempel gelingen am besten, indem man ein frischgekochtes Ei über die echten rollt – das druckt sie dann treu und blau wieder ab].

Die psychische Wirkung einer Grenze besteht darin, daß man vor dem Überschreiten Angst hat, und nach dem Überschreiten froh ist. Grenzen sind wahrscheinlich die größten Angst- und Freudenspenden, die es gegenwärtig in der Welt gibt. Während des Grenzüberganges dagegen schauen alle Reisenden unschuldig drein [wobei sie innerlich Stoßgebete abschicken]. In der Tat, nirgends wird soviel Unschuld erzeugt wie an der Grenze – aber ach, nirgends gibt es auch soviel Zweifel an der menschlichen Natur! Zollbeamte haben es mit den Irrenärzten gemeinsam, daß sie zuweilen von ihrer Klientel angesteckt werden, denn sie trauen niemand über den Weg, und endlich auch nicht mehr sich selber. Es sollen da interessante Sprünge von plus nach minus Unendlichkeit vorkommen. Zum Beispiel war kurz nach dem ersten Weltkrieg die Grenzkontrolle zwischen Österreich und der Tschechoslowakei sehr streng. Leute, die Lundenburg passieren mußten, erzählten, daß

sich dabei regelmäßig folgender Vorgang abspielte: Der Beamte reißt die Coupétür auf und schreit, mit blutunterlaufenen Augen:

»Ham's Butter?«

»O nein..., nein... gewiß nicht...«

Die Tür fällt krachend zu. Doch sogleich öffnet sie sich zum Spalt, und *dieselbe* Stimme fragt flüsternd herein:

»Wollen's Butter?...«

Hieraus kann man ersehen, daß eine Grenze zwei Antlitze trägt, wie Janus, der Gott des Krieges, welcher ja auch stets gern an den Grenzen herumlungert. Dabei haben Grenzen die geheimnisvolle Fähigkeit, alles schäbig zu machen: neueste Kleidungsstücke werden gebraucht und alt, Juwelen Imitationen, Rembrandts Öldrucke, gute Gewissen schlechte, Pässe erweisen sich als abgelaufen, und selbst die Menschen zeigen körperliche Mißbildungen, wodurch sich sogleich ein graues Untergangsgefühl verbreitet, daß mit dieser Welt eigentlich nichts los sei... Nur die Zollbeamten scheinen sich den strahlenden Kinderglauben bewahrt zu haben. Dank ihm entdecken sie in Klumpfüßen Goldbarren, in Buckeln Brüsseler Spitzen, in Fettansätzen Depots von Schweizer Uhren, und stellen so das schöne Bild des Menschen wieder her.

Als das Schicksal die Völker nach Europa warf, riefen sie, ganz wie bei Nestroy, optimistisch: »Wir werden uns schon zusammen separieren, daß wir Platz haben alle.« Denn in diesem engen Erdteil müssen die Glieder der Völkerfamilie ihren Lebensraum durch Wandschirme markieren, und um die Küchenbenutzung gibt es dauernden Krach. Das schwierige Zollproblem in unserer Siedlung lautet: Wie mache ich die Öffnung im Nachbarzaun so groß, daß meine Hühner bei ihm im Beet kratzen können, aber doch wieder so klein, daß die Nachbarshühner nicht zu mir hereinkönnen? – Je kleiner ein Staat, desto heiliger ist ihm die Grenze, während die Großkopfeten einem Wunschtraum nachhängen, welcher »natürliche Grenzen« heißt, die jedoch in seltsamer Geographie meist durch Blutströme und Leichenberge bezeichnet werden. Wie angstvoll fragte Holland bei Deutschland an, ob man auch seine Grenzen achten werde – fast wie ein kleines Mädchen, das der Mörder schon an der Hand genommen hat – und wie feierlich ward ihm dieses, noch kurz vor dem Einmarsch, zugesichert! Und wie

überrascht war das kleine Finnland, als es von Rußland erfuhr, daß es dessen Grenze durch Kanonenschüsse verletzt habe! Ach, die Grenzen sind im Kriege so malträtiert worden, daß man sich nicht wundern kann, wenn sie nun aus Ressentiment auch uns Friedliche ein wenig zwicken. Und dabei waren sie doch vor 1914 so gemütlich... Heute dagegen steht so ein Ding, das wie das Drahtgitter eines Tennisplatzes ausschaut, und bildet sich ein, die Grenze zwischen Gut und Böse vorzustellen. Auf der einen Seite zum Beispiel darf man noch an Gott glauben, während ein Mensch, der es auf der anderen Seite tut, zum Bürger zweiter Klasse degradiert wird. Eine solche Kraft kann in einem Drahtgitter stecken.

Aber wie kraftlos, wie melancholisch liegen die alten Grenzen in der Welt umher – mit ausgebrochenen Zähnen, vermoosten Augenhöhlen, nichts vor nichts schützend – und werden furchtlos von uns Menschenkäfern bekrochen. Wahrlich, diese Erde ist ein Friedhof untergegangener Grenzen: kein Fußbreit, der nicht einst sein donnerndes »Bis hierher und nicht weiter!« gerufen hätte. Die Chinesische Mauer, diese ungeheuerste Anstrengung der Menschheit – wie abgestorben wandert nun ihre Silhouette über die abgestorbenen Berge. Oder jene meilenlange Titanenmauer von St. Odile am Vogesenrande – wer sie errichtet hat, weiß man nicht mehr, und gegen wen, das weiß man auch nicht... Wenn man einst im Zarenreich auf dem Petersburger Nikolaibahnhof ankam, so konnte man auf den Perrontafeln lesen: »Postzug nach Odessa«, »Schnellzug nach Tiflis«, »Kurierzug nach Wladiwostok«, und die wartenden Lokomotiven fauchten, weil sie gleich über den halben Erdball rattern mußten. Fuhr man dann aber westwärts weiter, so gab es schon dreißig Minuten hinter Petersburg einen Aufenthalt: Zollrevision, anderes Geld, andere Sprache, andere Uniformen – Bjeloóstrowo, die finnische Grenze! Aber weit seltsamer noch war die Grenze nach Ostpreußen mit der berühmten Station Wirballen-Eydtkuhnen. Diese besaß eine geheimnisvolle Eigenschaft: sie verlieh den Adel. Jemand, der noch in Wirballen sagen wir Spätzle hieß, unterschrieb sich hundert Meter weiter in Eydtkuhnen bereits »von Spätzle«. In Rußland nämlich brachte ein gewisser Beamtengrad automatisch den Adel, und da meinten manche, sie könnten jene Qualifikation an der Grenze gegen ein

»von« eintauschen. Dieses wurde von der bösen Welt »Eydtkuhnenscher Adel« genannt. In der Tat, Grenzen machen Schicksale, denn sie und nichts anderes sind der Grund, warum ich 1930 Preußischer Staatsbürger geworden bin. Zehn Jahre lang war ich hartnäckig »staatenlos« geblieben, doch da stellte sich's bei meinen Reisen heraus, daß Grenzen, schon dem Normalmenschen nicht günstig gesinnt, gegen Staatenlose direkt aus dem Schilderhäuschen geraten. So wurde ich denn Preuße, nahm Kenntnis von meinen Farben, und arbeite seitdem mehr in Schwarzweißmanier.

Und dabei habe ich doch solch eine Vorliebe für Grenzen. Ihre hohe Zeit war das Mittelalter. Diese Leute müssen in Grenzen geschwelgt haben – das Antlitz Europas schien gesprenkelt von Sommersprossen, aber die Züge waren schön. Vielleicht weil Pan-europa damals Wirklichkeit war: trotz tausend Schranken gab es doch weder Glaubens- noch Sprachgrenzen, und man besaß sogar ein Esperanto namens Latein. Denn nur die lebendige Einheit vermag die lebendige Vielfalt zu schaffen. Damals glaubte man ja auch, daß man sich vor bösen Geistern durch einen beschwörenden Kreidekreis abgrenzen könne, während das heute mehr durch Druckerschwärze versucht wird. Und was war denn die Scholastik anderes als die genaue Ausarbeitung gedanklicher Grenzen – Definitionen – innerhalb einer Gesamtidee? Das hatte seinen Vorteil: man konnte zusammenkommen und disputieren, denn man war sich über gewisse Grenzen einig. Und hier gelangen wir zum Wesen der Grenze: *sie ist das, was trennt, aber zugleich auch verbindet!* Darum ist das Meer – wie jeder Engländer zugeben wird – die ideale Grenze, denn was trennt und verbindet so sehr wie Neptun? Und darum kann der amerikanische Einheitsmensch uns mit unseren komischen Grenzen gar nicht verstehen – denn ihm wird ja solch ein Übergang höchstens dadurch bemerkbar, daß der Neger im Speisewagen plötzlich keinen Whisky servieren darf. Das Mittelalter war äußerlich provinziell, aber innen universal; wir werden [nach und nach] äußerlich universal, sind aber innen provinziell geworden – man kann eben nicht von allem haben, das ist wie mit dem Fünfer und mit dem Weggli. Unser Pfingstwunder der Verständigung geht über umgeschnallte Kopfhörer, und dann fahren die Kongresse wieder verstört auseinander.

Der Unterschied ist der: damals, als Grenzen noch etwas vorstellten, suchte man das Grenzenlose *innerhalb* der Schranke zu verwirklichen – und es entstanden große Sprachen, große Völker, große Kunstwerke: alle in ihren Grenzen, deren jede doch mitten unter dem unendlichen Himmel stand. Heute dagegen gibt es einen Drang, dem Grenzenlosen durch oberflächliches Niederbrechen aller Schranken – etwa der Grammatik, der Sitten, der Kunstformen, der Glaubensformen – näherzukommen. Daß uns dann die Landesgrenzen lästig wurden [und sie selber obstinat] ist ja nur eine Folge davon. Kurz, das Grenzenlose läßt sich nur durch *wahre* Grenzen realisieren. Man schaue ein Paar schöne Augen an, dann wird man schon sehen, daß das Grenzenlose nicht soviel Raum braucht. Das lernt man in der Schweiz erkennen, denn wo gibt es ein Land mit soviel inneren Grenzen und doch solcher Kraft der Einheit? Sehen wir von dem Weltbürger Mr. Davis ab, so sind die Weltbürger Dante, Shakespeare, Molière und Goethe es gerade dadurch geworden, daß sie in ihren Werken national waren, mehr noch: Nationen konsolidierten! – ohne solches freilich zu beabsichtigen. Und dennoch hat ihr Geistesstrom die Sprachisolierung durchschlagen. Der Sprung vom Ich zur Welt führt über die Sprache, also über Heimat – oder aber ins Leere. Dieses Einssein von Grenzenlosigkeit und Ichbeschränkung hat die Lippen einer Dichterin zu den Worten bewegt:

Ich will in das Grenzenlose  
zu mir zurück. –

### *Entgangene Literatur*

---

Es gibt Lebensalter, wo man lieber tanzt als geht, und Gedichte, das sind Worte im Tanz. Als Achtzehnjähriger las ich sie mit Leidenschaft, hatte den Hofmannsthal hinter mir, kannte Rilke auswendig und hörte nun, als Student zum erstenmal in Deutschland, einen neuen lyrischen Ton, der mich sonderbar ergriff. Ihn vernehmend, sprach ich wie Adam »das ist wohl Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein«, denn der Jüngling sucht den

Freund, die Gleichaltrigen, die Gleichgesinnten – hier aber, in den Gedichten von Georg Heym, drang sie mir ans Ohr: die Stimme meiner Generation. Pathos und Trauer lag in diesen Versen, genug um ein junges Herz zu bezaubern, und sie waren echt: dunkler Vorklang des furchtbaren Krieges, der vor der Tür stand. Denn es war 1911.

Da setzte auch ich die Feder ans Papier und schrieb:

Verdammt! Der blaue Wind weckt die geduckten  
Mammutgestalten schwarzer Häuser, die  
mit gelben Augen böse vor sich guckten.

Verdammt! Es dröhnen riesige Kitharen,  
daß alle Sterne flackern und die Züge  
vor Trauer brüllend in das Dunkel fahren.

Verdammt! Man kann nicht leben, nicht sich schonen.  
– Das einzige wäre noch, in einer hellen  
gutmütigen Petroleumlampe wohnen...

Schön, nicht wahr? Das trug man damals so. Tief zufrieden, und ohne das Gedicht jemand zu zeigen, tat ich es in ein Kuvert und schickte es einer damals führenden Zeitschrift. Es war mein einziges Gedicht; nie dachte ich mit einem halben Gedanken daran, Schriftsteller zu werden, und schickte es mehr aus Neugierde ab, weil man ja in dem Alter alles probieren und also auch einmal gedruckt sein will. Ich bekam keine Antwort, wartete auch nicht so sehr darauf, und widmete meine Zeit weiterhin dem Kollegschwänzen, dem Schneeschuhlaufen und dem Tango.

Dann kam ich als Bergingenieur nach Zentralasien, dann kam der erste Weltkrieg, dann kam die russische Revolution, kurz, es kam allerhand und ich endlich wieder nach Deutschland, wo ich mich, nach Betätigung als Elektroingenieur, Schauspieler und Übersetzer, schließlich ziemlich verduzt als Schriftsteller dasitzen fand. Das sind so die kleinen Umwege im Lebenslauf. Weil mich alles andere langweilte, war ich in der Tat Essayist geworden; aus purer Faulheit wurde ich fleißiger Handweber literarischer Fetzen. Man denke, wie angenehm – kein Büro, keine Vorgesetzten, keine Dienststunden, sondern man schreibt gemütlich im Schlafrock was einem

Spaß macht, und kriegt noch Geld dafür, so daß man auf Reisen gehen kann! [Später stellte sich, zu meinem noch größeren Staunen, heraus, daß man dafür von einzelnen sogar gewissermaßen verehrt wird – also das ist schon wirklich zuviel.]

Nun geschah es, daß ich im Jahre 1931 einmal mit Bekannten bei Kempinski zu Abend aß und dabei einen Komponisten kennenlernte. Als er meinen Namen hörte, fragte er: »Sind Sie, Herr von Radecki, vielleicht der Autor des Gedichtes „Verdammt! Der blaue Wind...“?«

Bei dieser Frage brach der Boden unter mir ein und ich fiel in einen Schacht, der viele, viele Jahre tief war... Endlich sah ich so etwas wie ein Licht. Ich sah die Lampe, ich sah die weißen Tüllvorhänge vom Nachtwind fliegen, ich sah mich schreiben, verdammt, vor zwanzig Jahren. Aber kein Mensch auf der Welt konnte dieses Gedicht kennen! Ich hatte es doch gleich ins Kuvert gesteckt, und es war verlorengegangen oder im Papierkorb verendet, dieses winzige Geheimnis. Und nun kommt ein fremder Mensch daher aus einem fremden Lande, und fragt mich öffentlich, ob ich der Verfasser sei!

Aber schon hatte ich mechanisch »Jawohl« gesagt... und nach einer Pause, zaghaft: »Woher kennen Sie das Gedicht?«

»Sie veröffentlichten es doch damals in einer Zeitschrift. Im „Pan“, der in Prag eifrig gelesen wurde.«

»Ach so«, sagte ich, was man ja in jedem Fall sagen kann.

[Diese Kerle, dachte ich: haben es also gedruckt, ohne den geringsten Beleg zu schicken! Und auch ich bin gut – wieder mal zu faul gewesen, auch nur nachzuschauen...]

»Das Gedicht fand nämlich bei uns in Prag großen Anklang«, fuhr mein Gegenüber mit einer gewissen Beharrlichkeit fort.

»Ach wirklich«, sagte ich, was man ebenfalls in jedem Falle sagen kann.

[Innerlich aber dachte ich: Auch das noch! – Es hat Anklang gefunden... welch ein Verlust!]

»Ein Freund von mir hat es damals ins Tschechische übersetzt.«

»Nein, wie interessant«, sagte ich.

»Die Übersetzung erschien in einer führenden Prager Zeitschrift.«

[Jetzt konnte ich nur noch ergeben nicken. Die Neuigkeiten hatten

zwanzig Jahre auf den Moment gewartet. Nun prasselten sie auf mich ein.]

»Dann wurde das Gedicht von mir in Musik gesetzt«, ließ mein Gegenüber nicht locker. [Es klang beinah wie »unter Musik gesetzt« und ich hatte die Vision eines Wasserrohrbruches...] – »Es erschien im Orpheus-Verlag, gewann Popularität und wurde bei uns häufig gesungen.«

»So ist's recht«, sagte ich. – Und setzte dann höflich hinzu: »Das freut mich wirklich sehr!«

Dann aber lehnte ich mich zurück. Dieses verdammte Gedicht hatte sich also selbstständig gemacht. Ausgebrochen im Schutze meiner Nonchalance, war es solo durch die Welt kutschiert, hatte Druckereien in Bewegung gesetzt, Herzen erobert, Stimmbänder und Klaviere in Vibration gebracht! – und ich, der Landgraf, komm' zu so was nicht! Ich hatte das Gefühl wie bei einer entgangenen Mahlzeit, die man ja auch bekanntlich nie wieder einholen kann. Ich war also jahrelang als gedruckter, übersetzter, ja komponierter Autor herumgegangen und hatte es nicht gewußt.

Zum Trost stellte ich mir wenigstens vor, wie's gewesen wäre, wenn ich es gewußt hätte. Doch wenn man mit achtzehn Jahren als gedruckter usw. usw. Autor einherwandelt, so kann es geschehen, das einem das den Kopf verdreht. Es hätte mich eventuell aufgeblasen; ich hätte geglaubt, Lyriker zu sein, und mich ernsthaft aufs Dichten verlegt – schrecklich! Womöglich wäre ich mit jener Zeitschriftennummer herumgelaufen und hätte sie allen vorgezeigt – eine lächerliche Figur: der Mann mit dem Gedicht in der Rocktasche! Ungeimpft gegen Eitelkeit, wäre ich vielleicht all ihren Fiebern verfallen gewesen.

Wie gütig also vom Schicksal, mir das Schicksal meines Gedichts vorzuenthalten!

Aber nein, schon stieg mir der Zorn in die Schläfen. Nur ein Schriftsteller weiß, wie einem Jüngling zumute ist, der sich zum ersten Male gedruckt sieht: das ist der erste Kuß, das ist eine Hochzeit – mit der Kunst, mit dem Ruhm, mit wem noch alles... Und man hatte mich darum gebracht! Jetzt wurde mir klar, warum mir mein erstes Gedrucktwerden so gleichgültig gewesen: es war ja in Wirklichkeit bloß das zweite. So beschloß ich, dieses Erlebnis nun-

mehr, »zwanzig Jahre später«, doch noch einzuholen. Ich wollte in die Staatsbibliothek gehen und mir die betreffende Nummer herausgeben lassen, um wenigstens jetzt meinen ersten Blick auf mein erstes Gedrucktsein nachholend zu genießen. Natürlich ein bißchen spät...

Aber wie das so geht, ich kam nicht recht dazu. Ich war wieder einmal zu faul, nachzusehen. Ich ließ die Sache auf sich beruhen. Und das war ja auch viel romantischer! Dort, irgendwo im Keller, im Bücherstaube, lag mein Gedicht, mein schlafendes Dornröschen, das ich nie gesehen habe und nie, nie gedruckt sehen werde... Außer natürlich, wenn dieser Aufsatz angenommen wird.

### *Eine photographische Entdeckung*

---

Vor genau fünfzig Jahren hat es einen bedeutsamen Moment in der Geschichte der Photographie gegeben. Sie hatte etwas ans Licht gebracht, was den Menschen anderthalb Jahrtausende verborgen geblieben war. Es spielte sich ein Vorgang ab, der so phantastisch ist, daß man schon ein wenig ausholen muß, um ihn glaubhaft zu berichten.

Seit 1578 wird in einer Turiner Kirche das sogenannte »Sindone«, d. h. das angebliche Leichentuch Christi als Reliquie aufbewahrt. Dieses in Grätenmuster gewobene Tuch von 4,36 m Länge und 1,78 m Breite wird erstmals im 7. Jahrhundert erwähnt. Von Jerusalem kam es nach Byzanz, und von dort im 13. Jahrhundert durch Kreuzfahrer nach Frankreich, wo es 1453 in Besitz der Herzöge von Savoyen gelangte und in einem silbernen Reliquienschrein in Chambéry aufbewahrt wurde. Bei einem Kirchenbrand 1532 geriet das Reliquiar ins Schmelzen, so daß einige Silbertropfen durch das achtfach zusammengelegte Tuch hindurchtropften. Diese durchbrannten Stellen wurden ausgebessert und sind deutlich erkennbar. Das Tuch wird zuweilen [sehr selten] in der Turiner Kirche zur Schau gestellt.

Das Seltsame an dem Tuch ist nun, daß es die angeblichen Abdrücke des Leibes und Antlitzes Christi zeigt – in recht vager Andeutung, in dunklerem Braun auf dem Hellbraun des Tuches, so

daß man recht genau hinschauen muß, um etwas zu entdecken. Indessen wurde das »Sindone« in der Spätantike für echt gehalten, und wir können feststellen, daß die ersten *bärtigen* Darstellungen Christi [die frühesten zeigen ihn bartlos] sich auf das hier ange-deutete Antlitz stützten: weil es nämlich ganz alte Christus-Mosaik gibt, die den Heiland mit einem *verletzten* Auge darstellen – da auf dem unvollkommenen Abdruck des Tuches das eine Auge [durch eine winzige Tuchfalte] wie *geschlossen* aussieht. Von allen Madonnen-, Christus- und Apostelbildern ist einzig das Christus-bild *ikonisch*, d. h. es enthält einen Anspruch auf Ähnlichkeit, der eben in dem Barte besteht, an welchem die Darstellungen aller Zeiten bis auf den heutigen Tag festhalten. – Doch, wie gesagt, es sind auf dem Tuche nur die *Andeutungen* eines Antlitzes und Körpers vorhanden, nicht mehr.

Die Jahrhunderte vergingen und es kam das neunzehnte, wo die Photographie erfunden wurde. Als nun 1898 das »Sindone« wieder ausgestellt werden sollte, da suchte ein Mann, der Kommandant Pia, beim Vatikan um die Erlaubnis nach, das Tuch photographisch aufnehmen zu dürfen. Diese wurde ihm gewährt. Herr Pia machte eine große Aufnahme jener Stelle des Tuches, wo die Andeutungen eines Gesichtsabdruckes zu erkennen waren. Er begab sich dann, es war am 28. Mai 1898, mit seiner Plattenkamera ins Dunkelzimmer und begann beim dunkelroten Schein der Lampe die Platte zu entwickeln. Und nun kam es zu einem dramatischen Augenblicke in der Geschichte der Photographie: zu seinem Erstaunen, fast Entsetzen, sah Herr Pia *das ganze Antlitz eines Menschen sich auf der Platte unvergleichlich genauer und wirklicher als auf dem Tuche abzeichnen!* Was war geschehen? Ein Wunder? – Nein, kein Wunder, sondern ein Vorgang, wie er uns allen, seit man photographiert, wohlvertraut ist. War nämlich der Abdruck auf dem Tuch wirklich ein Gesichtsabdruck [und nicht ein hingepinselter Schwindel], so mußte er ja, photographisch gesprochen, ein *Negativ* sein – denn was im Gesichte hervorstand, also was in Wirklichkeit *hell* ist, mußte im Abdruck auf dem Tuch gerade *dunkler*, eben weil es abgedrückt war, erscheinen. Wenn man aber, wie Herr Pia tat, ein Negativ photographiert, so erhält man auf der Platte bekanntlich ein *Positiv*. Und dieses Positiv, dieses positive Bild eines Menschen-

antlitzes erblickte Herr Pia in seiner Dunkelkammer zum erstenmal, als erster Mensch seit so viel Jahrhunderten! Ich muß sagen, daß mir das triviale Wort »Sensation« für kein Geschehnis mehr zu passen scheint, als für dieses in dem stillen Dunkelzimmer. Und wie seltsam, daß die Photographie gerade hier technisch umgekehrt funktioniert hat, als wir es ihr zugewiesen haben. Denn die photographische Platte stellt ja die Dinge auf den Kopf und macht aus Schwarz Weiß, aus Weiß Schwarz: hier aber hatte sie für ein einziges Mal, ganz unerwartet, aus dem Unrichtigen das Richtige gemacht!

Und nun setzte, ganz im modernen Stil der sensationellen photographischen Entdeckung, ein Detektivroman von Überlegungen und Vermutungen ein. Aus all dieser Flut erhoben sich zwei Fakten, die unmöglich wegzuleugnen waren: 1. *das Bildnis auf dem Tuch konnte nicht künstlich gemalt sein*, 2. *das Antlitz auf der Photographie war zu vollkommen, zu sehr »atmend«, als daß es durch bloßen mechanischen Abdruck hätte entstanden sein können.*

Das Bildnis auf dem Tuch konnte nicht künstlich gemalt sein. Denn erstens war die uns geläufige Vorstellung »photographisches Negativ« dem Mittelalter und der Antike unbekannt; solch eine unsäglich komplizierte, handgefertigte Umsetzung von Hell auf Dunkel – die doch nur in Hinblick auf die tausend Jahre später erfundene Photographie einen Sinn gehabt hätte – solches anzunehmen wäre schlechthin absurd. Zweitens aber ist das photographisch offenbarte Antlitz völlig realistisch und ohne Stilmerkmale – wir wissen jedoch, daß diese sich bei der Bildnismalerei nie ganz vermeiden lassen. Übrigens förderte eine noch genauere Photographie [von Enrie, aus dem Jahre 1931] überraschende Einzelheiten zutage: man erkannte auf dem Antlitz geschwollene Gesichtspartien und Dornenwunden an der Stirn – kurz, den klinischen Befund dessen, was man nach den Evangelienberichten erwarten mußte. Ebenso zeigte der Körper Geißelstriemen und eine Speerwunde.

Das Antlitz auf der Photographie war zu vollkommen, als daß es hätte durch bloßen Abdruck entstehen können. Ein Blick auf die Photographie genügt, uns davon zu überzeugen. Ein Experiment – etwa mit einem farbenübergossenen Modellkopf – genügt, um uns

die praktische Unmöglichkeit einer so vollkommenen, so »atmen- den« Übertragung auf das Tuch zu demonstrieren. Auch müßte das aufgelegte Tuch, weil es das Gesicht annähernd zylindrisch umschließt, in ausgebreitetem Zustande eine verbreiterte, etwas verzerrte Abrollung des Antlitzes ergeben. Statt dessen ist dieses proportioniert und eher schmal.

Das also sind die beiden feststehenden Fakten, die man nicht fort-disputieren kann, wiewohl sie einander zu widersprechen scheinen. –

Nun zu der Hetzjagd der Einwände und der Vermutungen. Man erinnerte sich, daß gerade diese Reliquie – es handelte sich damals um eine Konkurrenz von drei angeblichen Leinentüchern – von einem schismatischen Papst in Avignon als ziemlich unglaubwürdig bezeichnet worden war. Doch um die Glaubwürdigkeit zu beurteilen, fehlte dem Mittelalter der geschichtliche, kunstgeschichtliche und naturwissenschaftliche Apparat, zumal da der Negativ-Charakter des Tuches ja noch gar nicht erkannt war. Dann behaupteten Textilexperten, daß die Webart im Grätenmuster zur Zeit Christi noch unbekannt gewesen sei. Indessen haben neuere Gräberfunde in Ägypten gerade solche Leinentücher in Grätenmuster aus der Zeit Christi zutage gefördert. Dann weiter: liebe es sich nicht denken, daß man das Tuch – zu frommem Betruge – einem so hergerichteten Leichnam oder einem anderen Gekreuzigten aufgelegt hat? Denn das Kreuzigen war ja eine verbreitete Hinrichtungsart. [Eine abstoßende Vermutung, die aber leider im Bereiche menschlicher Möglichkeiten liegt.] Doch dem widerspricht, wie gesagt, die *Vollkommenheit* des unbeschreiblich hoheitsvollen Antlitzes. Und schließlich fällt ja die Tradition, die dieses Tuch dem Heilande zuspricht, auch noch in die Waagschale: denn man hat ja auch zuweilen die Wahrheit gesagt.

Somit blieb noch die naturwissenschaftliche Erklärung für dieses so unheimlich bildwirkende Abdrucksphänomen. Prof. Paul Vignon hat in seinem Monumentalwerke »Le Saint Suaire de Turin« [Paris 1938] das Phänomen chemisch zu erklären versucht. Die Verbindung des noch warmen, schweiß- und blutbedeckten Körpers mit den Balsamierungs-Spezereien soll auf dem darübergelegten Tuch die dunklen Stellen erzeugt haben. Diese Erklärung setzt voraus, daß das Sindone das *Grablegungstuch* Christi sei.

Dagegen erheben sich folgende Einwände: 1. Der Leichnam hält die Hände gekreuzt; solches war aber bei jüdischen Bestattungen damals *nicht* Sitte, da die Arme, im Gegenteil, eng an den Leib gelegt wurden; 2. im Evangelienbericht ist von Tüchern die Rede; hier aber haben wir nur *ein* Tuch; 3. dortselbst ist von Einwickeln die Rede, dieses Tuch muß aber einfach darauf- und daruntergelegt worden sein; 4. auch wird ein Schweiß Tuch erwähnt, das im leeren Grabe zusammengefaltet abseits lag. [Das Schweiß Tuch sollte bei den Toten ein Absinken der Kinnlade verhindern.] Von diesem Tuch sind jedoch keinerlei Abdruckspuren zu erkennen.

Professor Vignon, der das Sindone übrigens für authentisch hält, begibt sich wegen seiner chemischen Erklärung in einen Widerspruch. Denn um der chemischen Erklärung willen muß der Leichnam beim Vollzuge der Bildwerdung bereits mit Aloë und Myrrhen bedeckt sein; ist dieses aber der Fall, so kann das Tuch nicht einfach aufgelegt sein, sondern muß den Körper *umwickelt* haben: erstens laut dem Evangelienbericht und zweitens der einfachen Überlegung nach, daß sich ja sonst die Spezereien am Körper, den sie ja gerade eng umschließen sollen, *nicht halten*. Zumindest hätte das aufgelegte Tuch von Schnüren oder Bändern umwickelt sein müssen: solche sind aber weder in Spuren oder Falten zu erkennen, noch werden sie im Bericht erwähnt. Und überdies ist keinerlei chemische Einwirkung imstande, ein derart vollkommenes Abbild zu bewirken.

Diese Schwierigkeiten fallen aber sogleich weg, wenn man nur die fixe Idee, daß es das *Grablegungstuch* sei, aufgibt. Wie lautet der Bericht bei Johannes? »Er ging nun hin und *nahm den Leichnam ab*. Auch Nikodemus, der einst bei Nacht zu ihm gekommen war, fand sich ein und brachte eine Mischung von Myrrhen und Aloë mit, wohl an die hundert Pfund. Sie *nahmen den Leichnam* und wickelten ihn samt den Spezereien in leinene Tücher, wie es bei den Juden Begräbnissitte ist.« Von der Abnahme bis zu dem zweiten Nehmen des Leichnams verstreicht also eine, wenn auch vielleicht kurze Zeit. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß man den erhabenen Körper in dieser Zwischenzeit *unbedeckt* gelassen hat. Sondern man tat wohl, was auch wir in solchem Falle tun: man verhüllte ihn. Man legte den Körper vorerst auf ein Tuch, das man dann be-

deckend über ihn schlug. Und später erst erfolgte die rituelle Einbalsamierung und das »Einwickeln in leinene Tücher«. Kurz wir haben hier nicht das Grablegungstuch, sondern das *Kreuzabnahme-Tuch*. Damit fallen alle Widersprüche fort.

Nun wird dieses Tuch im Evangelienbericht allerdings nicht erwähnt – vielleicht, weil es nur eine so vorübergehende Rolle gespielt hat. Auch sollte ja das wunderbare Antlitz auf dem Tuch erst achtzehn Jahrhunderte später entdeckt werden. Doch immerhin ist das bloß eine Vermutung, und man sucht nach weiteren Anhaltspunkten. Es gibt einen solchen, wiewohl ich kleinlaut gestehen muß, daß er manchen Lesern verdächtig erscheinen mag. Dieser Anhaltspunkt ist die *Vision*. Das Hellschauen [in Zukunft und Vergangenheit] gehört, wie G. K. Chesterton sagt, zu den bestbezeugten Tatsachen der menschlichen Erfahrung. Und wenn die Kriminalpolizei, wie oft genug vorgekommen, bei ihren Fahndungen die Hilfe von Hellschauern in Anspruch nimmt, warum soll man eine solche, bei genügender Vorsicht, nicht auch in diesem Falle in Anspruch nehmen? Wo doch gerade die Vorgänge der Kreuzigung immer wieder visionär erschaut worden sind. Weil es Falschmünzer gibt, muß nicht alles Geld falsch sein; weil es falsche Visionen gibt, müssen nicht alle unecht sein. Woran erkennt man aber die echten? Nun, unsere heutige Kenntnis des neutestamentlichen Milieu ist dank den Forschungen eine relativ so genaue, daß auch kleinere Verstöße in den Visionen agnosziert werden können. Es ist aber bemerkenswert, daß bei Visionen der Kreuzigung gerade dieses Kreuzabnahme-Tuch gesehen wird, zum Beispiel von der heute lebenden Therese von Konnersreuth. Sie bezeichnet jenes Antlitz, wie es uns in der Photographie des Sindone entgegentritt, als das einzige Bild Christi, das mit dem Heiland wirkliche Ähnlichkeit hat. Und sie bezeichnet dieses Tuch als das der Kreuzabnahme.

Ich sprach einmal mit dem verstorbenen genialen Theodor Haecker über das Sindone. Er sagte: »Das Antlitz hat eine unbeschreibliche Majestät. Es ist das Antlitz eines jüdischen Propheten und eines griechischen Zeus.« Und in Haeckers posthumem Werk, den »Tag- und Nachtbüchern«, finde ich auf Seite 277 folgende Eintragung: »Apollon und Christus: dieses war die Synthese der Seh-

sucht Hölderlins. Dann kam: Dionysos und Christus, etwas unedler. Entsprechend war der Wahnsinn, in den beide, Hölderlin und Nietzsche fielen. Aber wie überraschend ist die Synthese im Bilde von Turin: Zeus und Christus!«

Überflüssig zu sagen, daß man ein guter Christ sein kann, ohne das Sindone für echt zu halten: das ist nicht eine Sache des Glaubens, sondern der Verehrung oder Nichtverehrung. Aber wenn man auch alle umgebenden Fakten bezweifelt, *ein* Dilemma läßt sich nicht aus der Welt schaffen, seitdem jene Platte am 28. Mai 1898 entwickelt wurde:

das Bildnis *kann* nicht künstlich gemalt sein;

es *kann* aber auch nicht *bloß* durch Abdruck entstanden sein, denn dazu ist es zu vollkommen.

Was kann es also sein?

Aber daß es *ist*, als erhabenes Bild vor unseren Augen, das verdanken wir jedenfalls der Photographie.

#### *Autoraserei*

---

In schönem Wahnsinn rollend, bedeutet Autoraserei, dieser moderne Amoklauf, mit einem vollendeten Wort eine vollendete Sache. Ich freue mich jedesmal, wenn ich dem Phänomen – auf dem Papier – begegne. Ein normales Hascherl wie ich und du, das soeben noch Spatzen gefüttert und Steuern gezahlt hat, besteigt den Wagen und spürt plötzlich in sich die Kraft von fünfunddreißig Pferden, deren jedes einzelne vom Haber gestochen ist. Wenn diese Rösser durchgehen, hat der Amtsschimmel das Nachsehen. Wie entsteht Autoraserei? Im Auto ist sie bestimmt nicht, denn ob es Selterswasser oder »Most« getrunken hat, stets zeigt es nüchtern die Liter und Kilometer an. Im Menschen ist sie auch nicht, denn jedesmal beim Druck auf den Starter nimmt er sich fest vor, heute keine Dummheiten zu machen. Aber diese kentaurische Verbindung von Mensch *und* Pferdekraft, die ist es, welche Raserei erzeugt. Caligula war ja anfangs auch nur ein bescheidener Mensch, doch das Gefühl, jetzt am Lenkrad der ungeheuren Staatsmaschine zu sitzen, erwies sich als zu stark für seine Hemmungen. Auch ihm gingen die Pferde durch,

deren eines er feierlich zum Senator wählen ließ. Darum war es sehr richtig, das Namhaftmachen der betrunkenen Verkehrssünder abzuschaffen. Seinerzeit verlangte ein gewisses Gleichgewichtsbedürfnis, daß den Todesanzeigen der Überfahrenen das Schandverzeichnis ihrer Urheber irgendwie die Waage halte. Aber dann sagte die simple Überlegung, daß es den Toten ja wohl gleichgültig sei, ob ihre Umbringer öffentlich genannt würden oder nicht. Während es diesen, den Umbringern, als durchaus am Leben befindlich, ganz und gar nicht gleichgültig ist. Doch darüber hinaus hat die Entscheidung schon ihre Weisheit: denn nicht der belanglose Einzelfall, Metzgermeister X oder Advokat Y, ist es, der da am Steuer sitzt, sondern er, der *heutige Mensch* selber – und endlich aller Fesseln ledig, gibt er Vollgas! Nachher sucht man einen Grund; man sucht durch Entnahme von Blutproben nachzuweisen, daß Caligula durch Aufnahme von Alkoholproben bereits die seelischen Bremsen gelockert hatte, bevor er seine Gewalt über die hydraulischen verlor. Aber nur der geringste Teil ist betrunken: die übrigen haben sich am schweren Wein der Kilometer berauscht. Ermattet von des Tages Telephonieren, braucht er bloß auf den Hebel zu drücken – und alle diese feststehenden Häuser, Äcker, Baumreihen, Berge, ja die ganze Welt stürzt ihm liebend in einem Sturmwind der Sympathie entgegen! Die Geschwindigkeit steigert seine Leidenschaft, denn wer so eilt, muß ja doch Eile haben zu etwas Wichtigem: die große Wirkung suggeriert eine große Ursache, die Pfeilschnelle ein Ziel, und so wird das Universum zu einer Kulisse, an der er, der Heldenspieler, vorbeiflitzt. Da, plötzlich, sieht er auf der Fahrbahn ein Pünktchen – einen Punkt – einen Käfer – einen lackierten Kofferraum vor sich, der in der gleichen Richtung weiterstrebt – – wehe, ein zweiter Cäsar! Dieser freche Nebenbuhler, diese Trotzbox trägt mit Chromlettern die Aufschrift CH, welche sich unter Caligulas Zornesblick zusehends zu CHAIB ergänzt. Nun will er hupend vorbei, doch der Nebencäsar ist auch nicht faul, peitscht auf seine Pferde und entwickelt desto mehr Staub. Und wie Caligula dennoch zu überholen sucht [denn das Benehmen des Burschen grenzt schon an Titoismus], kommt aus der Kurve unversehens ein dritter Cäsar heran – in der entgegengesetzten Richtung, also sehr schnell. Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich

die Sachen, besonders wenn man die Gedanken nicht beinand und hundert Sachen auf dem Kasten hat. Die Bremsen kreischen hysterisch auf, und es kommt zu einem Krach, wo die einzelnen Wagen leicht wie Streichholzkästchen durch die Luft wirbeln. Dann folgt eine große Stille. Bei einigen tritt der Tod unmittelbar ein, andere werden in »besorgniserregendem Zustand« ans Messer geliefert. Das Ganze endet dann als zehn Zeilen unter »Verkehrsunfälle«, bei denen sich keiner [außer den Angehörigen] etwas denkt, sondern gemütlich weiterraucht. Autofahren *necesse est, vivere non est*. Das ist der »tägliche Bericht« im kalten Weltkriege der Technik.

Im Jahre 1948 waren es allein in der Schweiz 711 Tote und 16028 Verwundete, wobei die schwersten Verwundungen einem lebenslangen Sterben schaurig nahekommen. »Gli beneficii se debono fare poco a poco, gli maleficii tutti insieme«, sagt Macchiavelli. Doch hier gilt das Umgekehrte: gerade weil die Malifizen poco a poco kommen, das ganze Jahr hindurch, nehmen wir sie nicht tragisch. Man stelle sich aber vor, daß die siebenhundertelf Unglücklichen an *einem* Tage sterben, und zwar nach einer Zwangsauslösung, an der alle – bis zu Kindern von drei Jahren – beteiligt sind. Das wäre dann jedes Jahr ein Jammer- und Angsttag hierzulande! Und doch wäre das Ergebnis [711 Tote, 16028 Verwundete] genau dasselbe, wie wir es schon haben. Das ganze Jahr wäre für die Menschen schwarzverhängt wegen des einen Tages; wie würde man über die fürchterliche, sinnlose Schlächterei wehklagen! Wieviel Angstselbstmorde würden in den Wochen vorher geschehen... Und doch *haben* wir diese Schlächterei. Aber sie wird gemildert durch ein achselzuckendes Wort: Zufall. Denn es ist jedesmal ein unglücklicher Zufall, wenn ein Mensch überfahren wird. Aber daß wir Autos haben und damit fahren – das ist ja doch kein Zufall. Wie jubelnd klingen die Automobilannoncen! Wer Phantasie hat, der liest blutiggedruckt darunter: »Von dieser ausgezeichneten Marke werden in den nächsten zwölf Monaten 143 Menschen, vor allem Greise und Kinder, zu Tode gefahren werden. Die Zahl der Verletzten macht mehr als das Doppelte aus.« Wenn man auch nur eines der Opfer in der Blutpfütze liegen sähe, würde einem schlecht; erblickte man gar die 143 in einem Haufen, so fiel mancher in Ohnmacht. Doch das alles wird unauffällig durch den Schleifeffekt der Zeit: schon der ge-

ringste Druck auf die drehende Töpferscheibe gestaltet eine runde Vasenwölbung; schon die paar Toten pro Tag bilden die Jahreslegion der Kadaver. So entspricht unser Gleichmut genau der Banalisierung des Todes. Ununterbrochen rast er durch alle Straßen – Mors motorica, der Tod mit der Hupe! Und er versteht sein Geschäft; er denkt modern. Er fordert seinen Blutzoll in Raten ab, damit's die Leute nicht so spüren.

Bestenfalls mag man das Ansteigen der Opferzahl verlangsamen; aber wirklich tun kann man dagegen nichts. Die Autos abschaffen? – die Antwort kann nur ein Gelächter sein. Alle freuen sich doch an ihren Wagen oder wünschen brennend, einen zu besitzen; man kann ohne Autos nicht mehr auskommen. Dabei geschehen die meisten Unfälle abends oder am Wochenende, also wo der Wagen keinem Wirtschaftszwecke dient; weil es nämlich mehr Geschäftsrouten als Routen des Vergnügens gibt. Gerade wenn man das Leben genießen will, fährt man sich zu Tode. Je mehr Autos es gibt, um so mehr Orte gibt es, von denen man wegfahren kann – doch um so weniger, wo sich hinzufahren lohnt. Die Technik, welche uns in die Schönheit der Natur führt, ist durch ihre Fabriken auch der Grund, warum diese immer häßlicher wird. Ich kann der Häßlichkeit also nur dadurch entfliehen, daß ich sie vermehre. Ein verhexter Zirkel. Noch aus jedem Idyll wird schließlich ein Parkplatz.

Wie ist es zu der Autoraserei gekommen? Der Mensch hat seine besten Geistesenergien drangesetzt, um das Auto zu erfinden und zu bauen. Nun naht der große Augenblick, da er sich ans Steuer setzt um loszufahren. Er fühlt sich als Erfüller und Nutznießer einer Jahrhundertanstrengung der Menschheit, womit zugleich sein langgehegter Privattraum vom eigenen Wagen erfüllt ist. [Besonders, wenn er das Ding soeben an der Straßenecke geklaut hat.] Aber den großen Zweck, zu dem sich nun hinzustürmen lohnte, den kann er ja wegen Seelenvergeudung an die Technik nicht mehr konzipieren! Also muß das Verkehrsmittel den Verkehrszweck heiligen. Was soll der Mann mit seinem entstandenen Hohlraum anfangen? Jetzt will er die Entschädigung haben für das Sparen und die tägliche Mühsal. Er fährt los und verfällt allmählich in Autoraserei – denn das rasende Auto ist Symbol geworden der rasenden Seele. Und diese bricht aus, weil Seelen meist zu rasen anfangen, wenn sie ihrer ursprünglichen

Bestimmung entzogen werden. Diese Psyche, deren Bestes draufgegangen ist, um Autos zu bauen, sie *muß* das Vehikel jetzt wenigstens in den höchsten, den phantastischen Zustand von hundert Stundenkilometern bringen! Denn die Seele hungert nach dem Metaphysischen, und hier, in diesem phantomhaften Sausen, gerät das Auto wirklich in Kontakt mit den letzten Dingen. Wenn auch nicht mit dem Leben [100 Stkm. sind noch immer nicht das echte Leben], so doch mit dem Tod. Der ist völlig echt. Noch ein letztes »Grüß mein Lottchen, Freund...« und die Seele ist, freilich etwas abrupt, an den Ort ihrer Bestimmung gelangt. Nun hat sie ewige Ruhe. Der Lebensrest wurde aufgepeitscht, um einen Lebenssinn vorzutäuschen. Der Mensch rächt sich an dem, was ihn heruntergebracht hat, an der Maschine, indem er deren Höchstleistung herausholt – nun soll sie sein Menschendasein rechtfertigen! Und die objektive Welt der Tatsachen weist dann nach, daß das Auto ein zerbeulter Eisenwirrwarr und der Mensch eine Leiche ist.

Die Autoraserei, diese technische Unzucht, hat es mit der körperlichen gemein, daß sie öffentlich verdammt, insgeheim aber heiß begehrt wird. Sie ist der Wunschtraum des heutigen Menschen, der oft verdrängt, aber vom Kino kühn realisierte: denn es wird Ihnen wohl aufgefallen sein, daß in fast jedem Film gegen Ende eine Autoraserei vorkommt. So darf man der wilden Jagd, welche Passanten und Polizisten davonstieben läßt, wenigstens vom Dunkeln aus zuschauen. Der andere moderne Höhepunkt ist natürlich das Vorhalten des Revolvers, und die beiden komplettieren einander. Denn die Revolvermündung spricht »Du kannst nichts machen«, während die Autoraserei »Ich kann alles machen« verkündet. Das höchste der Gefühle aber ist, wenn beide verquickt sind: teils indem man dem Sitznachbar im exzedierenden Auto die Waffe vorhält, teils aber, indem man mit einem dito rasenden Verfolger Schüsse wechselt. Autoraserei *und* Schießen, das ist das Wahre!

Autoraserei ist die handgreiflichste Form des heutigen Eskapismus. Nicht irgendwelche böse Menschen haben den modernen Verordnungsstaat diktiert, sondern das tat die Maschine, weil sie ein despotischer Pedant ist. Doch mit dem Auto lieferte sie zugleich das Mittel zur Flucht. Der Mann am Steuer sucht sich selbst zu entkommen: er saust mit 100 km durch seine eigene Leere. Dann allerdings, wenn

er jemand überfahren hat, reist er nicht mehr in die Welt hinein, sondern reißt aus – vor der Leiche, der Strafe, der Verantwortung! Jetzt endlich hat er einen soliden, nichtswürdigen Grund zur Eile: fort will er, nur fort! Die 35 PS haben sich in fünfunddreißig Furien mit Schlangenhaaren verwandelt, welche dicht hinter seinem Nacken durch die Luft stürmen. Alle Caligulas nehmen zum Schluß Reißaus... und der rächende Prätorianer ist dann zumeist ein Baum. Denn auf die Bäume ist noch Verlaß: sie stellen sich mit unerschütterlichem Mut in den Weg, während wir Menschen feige ausweichen. Das Festverwurzelte nimmt es mit der rasendsten Geschwindigkeit auf und bringt sie zum Stillstand. Er, der Baum, hat seinen Charakter durchgehalten, während das Auto seinen verlor: zerbeult, ineinandergeschoben, mit toten Fahrgästen, liegt's ihm nun still und demütig zu Füßen.

Ich bin völlig ruhig, obwohl ich weiß, daß heute oder morgen wieder eine Verkehrsabschlachtung vor sich gehen wird. Und auch der Mensch, dem das widerfahren wird, ist völlig ruhig. Er weiß von nichts. Vielleicht bin ich es selber. Oder vielleicht auch du, mein Leser, der du dieses Blatt soeben in der Hand hältst.

### *Der Kugelschreiber*

---

»Womit haben Sie das gezeichnet?« fragte ein Kunstnovize Max Liebermann. – »Mit Talent«, erwiderte Liebermann. Und als Van Gogh einmal ein Bild malen *mußte*, aber keine Farben hatte, da richtete er sich schnell welche aus Waschblau und Kaffeesatz her. In der Kunst nämlich heiligt der Zweck wirklich das Mittel. Geradezu bestürzt aber war ich, als ich auf Karl Kraus' Schreibtisch seinen Federhalter sah – ein miserables Hölzchen zu 20 Pfg., mit dem er seit dreißig Jahren alles das geschrieben hatte! Ich aber schreibe nicht wie Liebermann mit –, sondern mit drei Füllhaltern, fünf Crayons, Tintenstiften, Rohrfedern und was noch alles. Denn ich leide an einem Schreibmittel-Komplex. Schon als sechsjähriger Schüler der A-Klasse hatte ich eine Passion für vergoldete B-Federn und ließ mir ihretwegen sogar einige Unregelmäßigkeiten zuschulden kommen. Worauf man mir geschwisterlicherseits mit-

teilte, daß ich nun in die Hölle käme, so daß ich mich in einem Strom von Tränen aufs Bett warf. Die ersten Füllhalter sind für mich unauslöschlich mit lateinischem Extemporale assoziiert: es gab solche mit gewundener Glasspitze und andere, wo man einen Messingknopf andrücken mußte, solange man schrieb, dann aber klecksten sie ungeheuerlich, so daß der Lehrer Ausrufungszeichen mit roter Tinte daneben setzte. Rote Tinte! das war ein ganz besonderer Saft, der mit Leben und Tod und Sitzenbleiben zusammenhing. Wie furchtbar machte sich so ein rotes »ungenügend« als Endergebnis einer schwarzen Tintenüberschwemmung. Noch heute korrigiere ich meine Arbeiten mit roter Tinte, und zwar nicht ohne lustvollen Schauer. Der Mörder naht, die Wunden fangen an zu bluten.

So wird man meine Aufregung verstehen, als ich mich bei Einreise in die Schweiz vor eine völlig neue Schreibmittel-Situation gestellt sah. Kugeln, welche doch sonst etwas waren, das man aus der Luft auf den Kopf bekam – die schossen jetzt, via Buchstaben, neue Gedanken in die Köpfe hinein! Eine Tintenrevolution, man schrieb mit einer rollenden Kugel; worauf die Leute alles kommen... Vorerst probierte ich die Dinger scheu und schnell bei Bekannten aus und drückte mir an den Schaufenstern die Nase weiß, denn noch waren sie für mich unerschwinglich. Ich hoffte geradezu, daß sie nichts taugten, wie man ja auch bei Anblick eines bezaubernden Hinterkopfes zuweilen denkt: »Wenn sie doch häßlich wäre...!« [Welche Mühe erspart.] »Ein besserer Tintenstift, nicht mehr«, meinte ich probierend. Doch mein Bekannter, der das von seiner Frau geschenkt bekommen hatte, entgegnete pikiert: »Sie schreibt hervorragend...«

Aber alles, was einst teuer war, wird endlich billig: das ist das Gesetz der Demokratie. So geht es mit den Ideen, so mit den Moden, und schließlich auch mit den Kugelschreibern – sie sanken zuerst von 100 auf 50, von da zögernd auf 10, und dann konnte man sie im Warenhaus bereits für 80 Rappen bekommen. Wenn ich deprimiert bin, mache ich es wie eine Frau: ich kaufe mir einen neuen Hut. Nur daß meine Pleureusen aus der Schreibmittelbranche stammen, z. B. ein Gummi – der radiert den ganzen Kummer aus. Und als ich einmal ganz traurig war, dachte ich: jetzt

ist der Moment gekommen, jetzt kaufst du dir einen Kugelschreiber!

Der Papeteriehändler, mit dem ich mich beim Ankauf unterhielt, hätte eigentlich enthusiastischer sein können. »Das wird den Füllhalter nie ersetzen«, meinte er: »Na ja, zum Nachschreiben im Kolleg, zum Durchschreiben von Fakturen – aber zum wirklichen Schreiben? Nö.« Zur Sicherheit konsultierte ich noch einige Spezialgeschäfte. Mir fiel auf, daß die Verkäuferinnen gar nicht froh aussahen. »Die Flecken gehen wohl schwer von den Händen ab?« fragte ich leise. Da flüsterten sie zurück [wir waren in derselben Verschwörung]: »Ach Gott, das waren noch Zeiten, wo wir nur Füllis verkaufte! Diese violetten Flecken gehn auch mit Bimstein nicht raus. Und mit Gummihandschuhen schreckt man die Käufer ab. Der Chef will es nicht!...«

Trotzdem kaufte ich mir einen krebssroten mit goldenen Ringen – er sah aus wie ein Radschah aus Indonesien und es summt in ihm von Trommeln und Gong's. Zuerst war ich beim Schreiben begeistert; mein Stil bekam etwas Tropisches, die Einfälle sprangen wie Schimpansen durch die Bäume und die Pointen prasselten wie Kokosnüsse von den Palmen. Ich befand mich völlig unter seinem Diktat, doch wie es mit den Diktaturen so geht – bald kamen die Zweifel. Eine Füllfeder ist eben eine Feder und elastisch, man kann mit ihr die Buchstaben modellieren: manche schreiben Rodin's, manche wieder Donatello's, um die ein kühner Wind weht. Doch mit diesem Punkttroller war die Fülle dahin: man stückerte auf ungefederten Wagen, man saß bei der Diktatur direkt auf der Achse, von Hand zu Papier lief ein unempfindlicher Stock – man hatte ein Stück Freiheit verloren! Und er barg in sich das violette Entsetzen, wie ein Krebschwanz den Darm: immer wieder sammelten sich violette Klümpchen neben der Stahlkugel und verkleckste die Buchstaben. Und er schlug durchs Papier durch, und man konnte auf die Rückseite nicht schreiben, und – – –.

Aber Don Juan ruht nicht eher, bis er die Eine gefunden hat. Dann mag er zur Hölle fahren. Na Freundchen, sagt man zum Schicksal, du ahnst gar nicht, wie zäh ich bin...! So ließ ich mir in den verschiedensten Geschäften immer neue »Schreibminen« in den Krebsroten einsetzen, um endlich die eine, die wahre zu finden. In was

für interessante Kugelschreiber-Milieus ich da hineinkam! Einmal war's sogar in einem Schönheitssalon, das heißt im Nebenzimmer. Der ganze Raum war neblig von Duft und Elektrizität; alle Damen schienen unsagbar rosig und unaussprechlich blond. Doch gerade hier wurde die Mine mit ängstlicher Miene eingesetzt und die schmalen Lacknägel zitterten. Ich aber steckte den Krebsroten kühn in die Brusttasche, trotz des violetten Entsetzens in seinem Innern: warum nicht, Amerika hat ja auch seine Atombomben im Depot – vivere pericolosamente!

Eine Katastrophe kommt, wenn man sie sich vorstellt – siehe Fürst Myshkin mit seiner Vase, die er ja dann auch wirklich zertröppert. Ich saß, keines Überfalls gewärtig, im Katalog der Zentralbibliothek und schrieb mit dem Rotgoldenen die herrlichsten Bücher aus. Eine Bibliothek ist ja immer etwas Mystisches – so ein geistiges Uranvorkommen, das reglos seine Emanationen ausstrahlt; gebundene Gedankenenergie [zuweilen sogar in Eselshaut]; das Geisteserbe des Homo sapiens, sich sammelnd und sammelnd bis zum Jüngsten Tag: »Hier, lieber Gott, ist Das, was wir uns über das Unausdenkbare gedacht haben...« – und nun alle die Jünglinge und Greise stumm daran in raschelnder Ameisenarbeit, abgekapselt von der Außenwelt in der etwas abgebrauchten Luft: mir gefällt's! »Der Gebrauch von Füllhaltern ist im Katalograum nicht gestattet«, stand dort auf einer Tafel. Aber ich hatte ja einen Kugelschreiber, hihi. Zerstreut blickte ich durchs Fenster auf die Straße, wo gerade ein elefantenhaftes Lastwagenpferd dem anderen seine Schnauze auf den Hals legte. Offenbar Frühling. Da merke ich doch, daß meine rechte Hand sich naß anfühlt. Ein Blick: es war geschehen. Nein, viel schlimmer als jede Phantasie – beide Hände tropfend, schwarzviolett, vollgespien aus irgendeinem unschuldigen Löchlein am oberen Ende. Und gerade in diesem hochachtbaren Raum; doch keiner hatte was gemerkt, alle schrieben Zettel aus. Leise opferte ich ein Taschentuch und trocknete mir erst einmal die Flossen. Dann wankte ich, ein geschlagener, ein befleckter Mann, in den Waschraum. Bei Lady Makbeth war's doch bloß Einbildung, hier aber Ihre Majestät die Wirklichkeit – das kriegte ich nie im Leben ab! Wasser? – daß ich nicht lache, wo doch Dutzende von Chemielaboratorien daran gearbeitet hatten, das Zeug gerade *haftend* zu ma-

chen. Ich zog mir tarnende Handschuhe an, wie zum Maskenball und fragte leise in der nächsten Drogerie: »Haben Sie ein Mittel gegen Tintenflecke – aber nicht gewöhnliche Tinte, sondern – sehen Sie –«. Hierbei streifte ich schamlos einen Handschuh halb ab. Die Verkäuferin prallte zurück bei dem Anblick. Aber Frauen sind mitleidig. Sie suchte, suchte und reichte mir dann eine Schachtel. Darauf stand:

»Tric« ist wirklich reiner Zauber,  
es macht die Hände plötzlich sauber!

»Hier sehen Sie zwei Pappzylinder«, sagte sie und klappte den Deckel auf: »Im ersten, Tric Nr. 1, ist ein gelbes Pulver. Damit reiben Sie die befeuchtete Hand ein. Sie wird davon dunkelbraun. Dann streuen Sie darauf Tric Nr. 2, das ist ein weißes Pulver. Und dann wird Ihre Hand...« [jetzt wurde ihre Stimme unsicher] ... »hm, wieder rein. Es ist eine chemische Reaktion.« Ich dankte, zahlte und lief nach Hause wie ein krankgeschossenes Wild. Zauber Nr. 1 wirkte – die Hand erinnerte an Bitterschokolade. Jetzt kam alles auf Zauber Nr. 2 an – wenn der nun nicht wirkte? Dann werde ich Kaffer und geh Diamanten suchen nach Johannesburg... Aber was die Menschen doch erfinden: erst Kugelschreiber und dann so was, das alles wieder wegbringt! Und tatsächlich, meine Hände wurden erst mulattenhaft, nun flogen die Nuancen immer nördlicher, Algier in Sicht, und endlich war ich weiß wie ein Europäer, obwohl ich dabei Haut lassen mußte. Ich fühlte mich frei, von allen Sünden losgesprochen! Den roten Radschah, den Pericolosamente aber packte ich in Zeitungen und warf ihn in den Papierkorb. Er hatte seine Arbeit getan.

Aber kenn' einer sich aus in sich – nach drei Tagen bereits ging ich in die Papeterie, mein entstandenes Kugelschreiber-Vakuum auszufüllen. Dort aber war inzwischen eine völlig neue Situation eingetreten. Immer bessere, billigere, goldenere Modelle hatten den Markt erobert. »Der Kugelschreiber ist heute *nicht* mehr zu entbehren!« sagte der Papeteriehändler mit Bestimmtheit. Dieser Optimismus steckte mich an. Ich erwarb ein neuestes Modell aus dunkelblauem Glasstoff, herrlich anzusehen. Beflügelt, fast wie Fortuna auf der Kugel, glitt ich übers Trottoir. »Die Welt wird schöner mit jedem Tag, auf nach Nizza [alles inbegriffen]!« rief ich jubelnd.

Doch im Innersten murmelte derweil eine Stimme: »Mach dir doch nichts vor, du weißt es ja... was helfen da alle Tric's, Tric Numero eins oder Tric Numero zwei...« Und schon leierte es die alte, alte Schreiberlitanei: »Ich schmiere, du schmierst, er schmiert... wir schmieren, ihr schmiert, sie schmieren... sogar die Kugelschreiber.« Aber jetzt *hatte* ich's, seinen Grundgedanken, seine Idee, kein Zweifel – nämlich, *daß man sich beim Schreiben schmutzig macht*. Semper aliquid haeret. – Weiter weiß ich keine Moral aus dem Vorfall zu ziehen.

### *Ein Herz auf vier Pfoten*

---

Wenn ich einen Hund betrachte, gerate ich leise und unwillkürlich auf Schmelztemperatur. Schon die bloßen Schnurrbarthaare unter der Nase erfüllen mich mit Rührung. Dabei hatte ich als Sechsjähriger Angst vor Hunden; sie bellten zu laut für meine Gehörsnerven. Als wir an einem großen Hund vorübergingen, fragte mein Vater: »Hast du Angst?« – »Ich hab keine Angst, ich zittere nur«, sagte ich. Doch bald wandelte sich das in Sympathie, besonders als ich merkte, daß auch ich den Hunden anwedelbar war. Natürlich liebe ich auch Katzen – wer könnte ihrer genialen Bewegungsanmut widerstehen! Der Unterschied ist der: Wirfst du einen Ball, so wird die Katze flugs nachspringen, der Hund ebenfalls, *aber er wird den Ball auch wieder zurückbringen*. Das heißt: »Wirf noch einmal; wir bilden eine Spielgemeinschaft.« Selbst der vernünftigste Hund wird wie verrückt, wenn man ihm was zum Fangen vorauswirft, weil sich damit sein ganzer Lebenssinn greifbar verwirklicht: Kamerad des Menschen zu sein. Darauf beruht ja seine Existenz; das, das allein hat aus dem Schakal oder Wolf den Hund gemacht – das Tier mit der größten Karriere, das Tier, das über sich selbst hinauswuchs. Und weil auch der Mensch über sich selbst hinauswachsen kann, so fühlen wir uns beide verwandt. Der Hund ist ein verehrendes, ein religiöses Tier. Er muß irgendwie ahnen, daß der Mensch betet.

Wäre die Menschheit eines Tages durch die Atombombe vernichtet, so würde der Hund in den Schakal oder Wolf zurückfallen, denn er ist zur Hälfte eine Schöpfung des Menschen. Die Katze aber würde Katze bleiben.

Welch ein Entsetzen packt den Hund, wenn sich der Mensch aus seiner aufrechten Stellung niederläßt und ihm auf allen Vieren, sozusagen als Hund, entgegenkommt! Ein Schwein, an angeborener Intelligenz dem Hund wohl überlegen, würde so etwas völlig kalt lassen. Aber der Hund ist entsetzt – wie auch wir es wären, wenn ein Marmor-Jupiter plötzlich zu niesen anfinge. Kein Hund wird einen ruhigstehenden Menschen jemals anfallen; er muß dazu erst mühevoll dressiert werden. Ich wurde einmal auf der Steppe von sechs riesigen Schäferhunden erspäht. Ich sah sie schon von weitem über das Gras kommen, wie rasend rollende Wattebäuschchen. Hätte ich auch nur einen Schritt gemacht, so wäre ich in die Kategorie »Fluchtwild« eingereiht und zerrissen worden. Aber da ich ruhig stehenblieb [und einen Band Jean Paul zum Lesen bevorzug], zogen sie knurrend um mich im Kreise herum und trollten sich nach einer Viertelstunde.

Der Hund bekommt beim Gähnen einen menschlichen Ausdruck; vielleicht weil wir Menschen beim Gähnen einen tierischen Ausdruck bekommen. Menschlich wirkt auch die Miene des Ekels beim Hund, wenn er die geschnappte Fliege umständlich wieder ausspuckt. Und wie hinreißend ist sein jauchzendes Hochspringen, wenn man auch nur einen Schritt auf die Flinte hin macht. Wunderbar traulich ist es, wenn man nachts in das dunkle Zimmer tritt und plötzlich von der Ecke her das klopfende Wedeln vernimmt: Taktaktak – was sind alle Liebesschwüre dagegen! Und wie rührend ist er, wenn er im Schläfe jagt und sein Körper die geträumten Laufbewegungen andeutet... Ich habe noch nie von einem Menschen gehört, daß er beim Tode eines geliebten Wesens vor Gram verhungert wäre.

Hund und Katze stehen sich wie Hund und Katze, denn er ist ein geselliges Rudeltier, sie ein einsiedlerisches Bauntier. Ich kam einmal, auf der anderen Seite der Berge, durch einen Bauernhof. Dort lag in Sphinxstellung ein riesiger Bernhardiner, ein Löwe, und blickte unbewegt in die Ferne. Da sprang die zierlichste aller Katzen zwischen seine aufgestützten Ellbogen und rieb sich, vom Rücken bis zum Kopf, an seiner breiten Zottelbrust – mit einem Schmeichelblick auf seine Augen hin. Sie tat ihm schön, weiß Gott. Er aber ließ das geschehen, wie die ägyptische Sphinx die kletternden Touristen, und blickte unbewegt in die Ferne. In jedes Menschenheim gehören

ein Hund und eine Katze – schon damit Mann und Weib sehen, wie gut man sich trotz allem vertragen kann. Aber dazu muß man über sich wieder einen Herrn wissen. Von selbst kommt das nicht.

Doch, was erzähle ich da? Das weiß ja jeder Tierfreund schon längst. Es gibt zwei Arten von Tierliebe. Die eine ist bezeichnet durch jene Aufschrift, die ich über einem Kamin fand: »The more I know men, the more I love dogs.« Das ist eine recht verzweifelte Aufschrift; diese Tierliebe schmeckt nach gewendetem Menschenhaß. Sympathie, die von Verachtung lebt, ist selber nicht ganz sympathisch. Wie dumm wär' es dann vom Hund, gerade den Menschen zu verehren! Nein, man muß den Hund lieben als Kreatur, besonders aber deshalb, weil er den Menschen liebt. Tierliebe sei ein Ansatz zur Menschenliebe! [Fällt es dir schwer, die Menschen zu lieben, so erinnere dich, daß jeder Mensch einmal ein Kind war.]

Viel Schönes ist über den Hund gesagt worden, denn wir müssen uns für das Wedeln doch revanchieren. Aber das Bündigste von allem ist ein uralter russischer Bauernspruch, den ich in einem hundertjährigen Buch gefunden habe. Er lautet:

»Der Hund ist dem Menschen ein unwandelbarer Freund.«

#### *Franz-Josef-Straße 6*

---

Diese Geschichte, die man für eine Erfindung halten könnte, hat sich genau so zugetragen, wie ich es berichte.

Bekanntlich spielt sich das Münchener Leben in »Kreisen« ab, und damals – 1940 bis 1942 – waren die markantesten Figuren meines Kreises Theodor Haecker und der Doktor S., welche beide nach der Machtergreifung zeitweilig gefangengesetzt worden waren. Wir trafen uns täglich im Hofgartencafé und hatten sogar zwei Nazispitzel, was wir dadurch erkannten, daß jeder dieser beiden uns insgeheim vor dem anderen warnte. Dr. S. war eine kindliche, sehr sensible Gelehrtennatur. Er machte täglich seine Runde durch sämtliche Antiquariate der Stadt und kannte die politische Einstellung jedes Einwohners. »Mit dem können Sie ruhig reden: der denkt genau so wie wir«, lautete seine höchste Empfehlung. Natürlich verabscheute er Hitler und die Nazis. Eines Tages erzählte mir Dr. S.:

Wissen Sie, mir ist neulich was Seltsames passiert. Ich hatte einen Traum. Dabei träume ich sonst nie, d. h. vielleicht schon, doch ich habe das gleich beim Aufwachen vergessen. Diesmal aber träumte ich so intensiv, daß ich mitten in der Nacht davon aufwachte – und eben deshalb sogleich nach Feder und Papier griff, um mir den Traum zu notieren.

Der aber bestand in folgendem. Ich ging auf der Ludwigstraße, in der Richtung vom Siegestor zur Feldherrnhalles. Da sah ich Hitler im Auto die Ludwigstraße herunterfahren. Doch fuhr er ganz sonderbar: er hielt bei einem Hause an, stieg aus, lief zur Tür und fragte in sichtlicher Aufregung: »Können Sie mir sagen – ist hier Franz-Josef-Straße 6?« [Und mir kam diese sinnlose Frage im Traum ganz natürlich vor.] Die Befragten zuckten die Achseln, schüttelten den Kopf und sagten: »Nein. Das ist nicht hier.« Dann sprang Hitler wieder in den Wagen, fuhr ein Haus weiter und lief mit derselben Frage wiederum zur Tür, um wieder dieselbe Antwort zu bekommen. So ging das fort und fort; er kam mir immer näher. Endlich ließ er den Wagen stehen und ging jetzt auf dem Trottoir. Jeden Begegnenden hielt er an und fragte ihn: »Ich bitte, sagen Sie mir doch – wo ist Franz-Josef-Straße 6?« Und jeder Passant zuckte die Achseln und bedauerte, keine Auskunft geben zu können. – Jetzt wird er gleich mich fragen, dachte ich.

Und richtig, jetzt stand er dicht vor mir. Er hatte einen gräßlich angstvollen Ausdruck. Mit beiden Händen strich er flehend an meinem Anzug herunter und keuchte hervor: »Ach bitte – es ist sehr dringend – ich muß es wissen – wo ist Franz-Josef-Straße 6?«

Nun ist es ja merkwürdig irrational im Traum: mein ganzes Leben lang weiß ich doch sehr gut, daß die Franz-Josef-Straße ein paar hundert Meter weit vom Siegestor in Schwabing liegt; von dort, wo wir standen, in zehn Minuten zu erreichen. Aber im Traum wußte ich es nicht. Ich schaute in seine aufgerissenen Augen und sagte höflich: »Es tut mir sehr leid, aber ich kann Ihnen da keine Auskunft geben – ich weiß nicht, wo Franz-Josef-Straße 6 ist.«

Und er ließ mich stehen und lief weiter. –

Soweit der Traum. Jetzt kommt aber das Sonderbare. Ein paar Tage darauf traf ich zufällig den Professor N. mit seiner Frau und erzählte ihnen von dem Erlebnis.

Da fragte mich die Frau:

»Ja, wissen Sie denn gar nicht, was Franz-Josef-Straße 6 für ein Haus ist?«

»Nein«, sagte ich. »Ich habe, offengestanden, nicht nachgeforscht, wer da wohnen könnte. So weit ging mein Glaube an diesen Traum denn doch nicht. Ich nehme an, daß es ein beliebiges Mietshaus ist.«

»Aber nein, Herr Dr. S. Jetzt wird die Sache spannend. Ich bin nämlich im Sacré-Cœur erzogen worden und weiß daher, daß das Münchener Haus dieses Institutes Franz-Josef-Straße 6 ist.«

»So. Und was weiter?«

»Im Sacré-Cœur befindet sich eine Kapelle mit dem Allerheiligsten. Und die Schwestern dort haben, gerade jetzt in der Zeit der Kirchenverfolgung, den in der Tat heroischen Entschluß gefaßt, für das Seelenheil Hitlers, dieses verlorensten aller Menschen, zu beten. Sie tun es ohne Unterlaß: Tag und Nacht.«

Jetzt standen wir erstaunt da. – »Sagen Sie bitte, Herr v. R., wie soll man sich das erklären?«

Die Sache ist allerdings sehr sonderbar. Es wird für Hitler gebetet: eine Reihe von flammenden Willen beschäftigt sich unausgesetzt mit ihm – doch nicht in den gewohnten Richtungen der Bewunderung oder des Hasses, sondern in einer ganz anderen. Und man könnte sich schon vorstellen, daß Hitlers Seele davon irgendwie, im Schlaf oder im Wachen, berührt gewesen ist, so daß sie in eine flatternde Fledermausangst geriet, die aus dem Verlies hinaus will und überall anprallt... Und nun sucht die verlorene Seele irgendeinen Kontakt, irgendein Gebiet, wo sie mit jenen anderen reinen Seelen in Berührung kommen könnte.

Und sie findet dieses Gebiet [oder hofft es wenigstens] in der ruhig schlafenden Seele des Dr. S. Er soll sozusagen als Relais dienen. Und er wird angstvoll angegangen: »Wo, wo ist Franz-Josef-Straße 6?« Das heißt, wo kann ich den Weg der Rettung vor dem Entsetzlichen finden? Er fragt danach, was jeder, was er selbst weiß. Denn Franz-Josef-Straße 6 ist doch offenbar Franz-Josef-Straße 6 gelegen und nirgendwo anders. Aber keiner kann ihm sagen, wo das ist.

Die Erzgestalt läuft nachts schlotternd in fremde Träume. Der innerste, zurückgedrängte Herzensvorgang eines Weltungeheuers

malt sich symbolisch im Traume eines stillen Privatmannes, doch aus all dem Vagen springt immer wieder eine exakte Zahl auf, die nachher mit der Realität stimmt, weil sie, die Zahl, erst den Schlüssel zum Ganzen gibt – Franz-Josef-Straße 6!

*Erinnerungen an Else Lasker-Schüler*

---

Ich lernte sie erst in ihrem Alter kennen. Sie war klein von Wuchs, schwächlich und hatte ein mageres, gelbliches, verwittertes Gesichtchen mit scharfen edlen Zügen und großen schwarzen Glutaugen. Manchmal, in Kühnheit, gemahnte es an das Antlitz eines Comanchen-Häuptlings. Wenn die Tränen kamen, so war es, als ob ein Gewitter mit Sturzregen über das Gesicht zog. Auf der Straße gehend, erinnerte sie an den Typus »Wurzelweiblein«. Sie schritt dicht an den Häusern, wie längs einem Lineal.

★

Sie muß eine wunderbare Mutter gehabt haben, die dieses seltsamste aller Kinder verstand. Die Mutter schenkte ihr eine Sammlung von Knöpfen aus einer Knopffabrik: perlmutterne, schwarze, rote, silberne, grüne, weiße. »Man muß das Kind allein lassen mit seinen Knöpfen.« Mit ihnen konnte das kleine Mädchen stundenlang spielen.

★

Einmal hatte das Kind Fieber, und der Arzt wurde gerufen. Der beugte sich mit seinem Bart über die Kranke. Da flüsterte sie:

Deine Haare sind so schwarz und dicht.  
Sie locken sich,  
Mich locken sie nicht.

★

Sie konnte stundenlang von ihrem Vater erzählen. Der war eine Eulenspiegel-Natur. »Er war nicht tief. Doch es gibt auch eine Tiefe der Oberfläche.« Er war Architekt und baute die Stadt Elberfeld voll von Türmen, weil ihm das so gefiel.

★

Sie hatte Stunden ruhevollster Windstille. Doch im allgemeinen war sie nervös. Dieser labile Zustand kam von den drei schweren Widersprüchen, in die sie hineingeboren war: Sie war Jüdin in christlicher Umgebung und hatte antisemitische Gehässigkeiten schon von frühester Schulzeit an zu erdulden. Sie war eine dichterische, sensitive Natur in bourgeoiser Umgebung – dem Elberfeld der neunziger Jahre. Sie war in ihrem Genialen männlich [Jussuf, Prinz von Theben] und hatte doch einen Frauenleib. – Jeder dieser Widersprüche hätte bereits Zähigkeit erfordert; sie alle drei erwiesen sich als zu stark für ihre zarte und edle Seele. Daher rang sie immer wieder nach Gleichgewicht.

★

Alle bekamen bei ihr Namen. Einer hieß etwa »der graue Nachtgeier«, eine korpulente Dame »der rosa Elefant«; eine andere »die jüdische Madonna«. Von einer sagte sie »das ist eine zotige Frau«. Mich nannte sie hartnäckig »Herr von Radetschki«. Auch bestellte sie nie »Fachinger«, sondern stets »Faschinger«, wohl wegen der sprühenden Blasen, die sie an Fasching erinnerten.

★

Sie hatte eine Abneigung vor allem Lehrerhaften. »Sie ist eine Lehrerin«, war eine ihrer schlimmsten Noten. »Gott ist kein Lehrer, Gott ist ein großer Indianer«, sagte sie. – Sie fühlte sich selbst als Indianer und wollte zuweilen Raubzüge unternehmen. Einmal hatte sie mir im Café lange davon gesprochen, wir sollten doch bei »reichen Leuten« klingeln und »einfach die Teppiche wegnehmen«. Zufällig kam ein Mann vorbei, von dem ich wußte, daß er Beziehungen zur »Roland-Kolonie«, einer Berliner Gangsterbande, hatte. Ich lud ihn ein, Platz zu nehmen, berichtete von unserem Vorhaben und bat um die fachmännische Assistenz der Roland-Kolonie. Während er das zu drehende Ding sachlich erörterte, wurde Else Lasker-Schüler immer stiller. Als er weggegangen war, meinte sie zaghaft und völlig ernüchtert: »Aber, Herr von Radetschki, wird die Sache nicht doch zu gefährlich sein...?«

★

Einmal fiel das Wort »Langeweile«. Da brach sie los: »Oh, wie ich mich im Leben schon *gelangweilt* habe... erst in der Schule...

und dann immer, immer wieder... Woher diese furchtbare Langweile!?!...« Es war, als ob die Langweile einen wie ein ungeheures Weltenweh anrührte.

★

Einmal zeigte sie mir ein niedliches, winziges Strickzeug. »Das nehm' ich immer auf die Reise mit und stricke ostentativ. Damit man im Waggon mit Frauen gleich bekannt wird.«

★

Sie liebte sehr, Schule zu spielen und sang als Lehrer ein prachtvolles ABC-Lied, in das alle antwortend einstimmen mußten. Spielen war ihr eine Ablenkung. Ich zeigte ihr die sogenannten Leber-Reime an und hatte damit ungeahnten Erfolg. Ganze Stunden wurden mit Leber-Reimen verbracht. Zuweilen schickte sie mir ein halbes Dutzend neuer per Postkarte. Ihr erster Leber-Reim lautete: »Die Leber ist von einem Hecht / und nicht von der Sardine. / Der schönste Fisch war Engelbrecht / – der trocknet auf der Düne.«

★

Sie brauchte immer etwas Beruhigendes. Darum liebte sie den laut tickenden Wecker in ihrem Zimmerchen. »Das ist mein Großvater«, sagte sie.

★

»Nicht das Gedicht ist wichtig«, sagte sie, »sondern der *dichterische Zustand*, in dem man es schafft.«

★

Sie sagte: »Ein Wort muß das andere küssen.«

★

Einmal erzählte sie mir, wie sie in einem Gedichte habe Ägypten erscheinen lassen wollen, es sei aber alles zu weitläufig geraten. »Da sagte ich einfach „Ägypten stand in goldnen Mantelfalten“, und nun war Ägypten auf einmal da.«

★

Karl Kraus hatte zum erstenmal in Berlin seine Gedichte vorgelesen. Alles war begeistert. Als wir hinausgingen, hörte ich, wie sie neben mir heftig ins Dunkel murmelte: »Erst komme *ich* – und

dann alles, was Lyrik heißt in Deutschland...« Das war aber nur ein momentaner Ausbruch. Sie liebte und verehrte Karl Kraus.

★

Karl Kraus schrieb von Else Lasker-Schüler, sie sei »die einzige männliche Erscheinung der heutigen deutschen Literatur«.

★

Er hat ihr sein Buch »Epigramme« gewidmet. Er achtete Else Lasker-Schüler sehr hoch, hat einmal für sie Geld gesammelt und oft bewundernd auf sie hingewiesen. Doch zugleich konnten ihre Schwächen ihm nicht entgehen. Als sie, laut Zeitungsnachrichten, ihren 50. Geburtstag feierte, meinte er: »Wie man jung wird!...« Einmal sagte er: »In ihr steckt ein Erzengel und ein Marktweib«. Ein anderes Mal: »Sie hat zuweilen so einen Zug um die Mundwinkel, der bedeutet „Ihr seid mir schön hereingefallen“.«

★

Sie hatte einen unheimlichen sens du ridicule; mit niemand konnte man so gut lachen wie mit ihr. Aber sie liebte nicht die jüdischen Anekdoten. Diese schienen ihr eine Banalisierung des Judentums. Ihre Vorstellung vom Judentum hatte etwas Makkabäisches – »die wilden Juden«.

★

Ein schrecklicher Schicksalsschlag war für sie der Tod ihres einzigen Sohnes Paul. Er war ein hochbegabter Zeichner, aber erblich belastet. Kein leichtes Schicksal, das Kind von Else Lasker-Schüler zu sein. Er starb an Lungentuberkulose. In seinem Krankenzimmer war ein Vorhang, der den größeren Raum mit dem Bett abtrennte. Die Mutter umgab den Sohn mit aller Liebe und suchte ihm Hoffnung zu machen. Einmal unterbrach er sie fast schreiend: »Was hilft das alles – ich weiß, ich muß doch sterben!« Daraus sprach eine grenzenlose Verzweiflung. Als er fühlte, daß es jetzt ans Sterben ging, gab er der Mutter ein Zeichen, hinter den Vorhang zu treten; er wollte allein sterben. Gehorsam trat sie hinter den Vorhang und wartete dort den Tod ihres Sohnes ab.

★

Sie war von zartfühlendster Hilfsbereitschaft – selber bettelarm, wollte sie doch stets helfen, für jemand Gänge tun, ihn unter-

stützen. Besonders aufflammen konnte sie, wenn sie hörte, daß eine Frau eine Liebe nicht erwiderte: »Sie muß, sie muß, und wenn nicht, wahrhaftigen Gott, gehe ich selbst hin und werde mit ihr reden!«

★

Es gab natürlich viel komische Züge an ihr, zum Beispiel, wenn sie einen Verleger im Theaterfoyer ohrfeigte und dann sagte: »Ich fühlte, wie ein Erzengel mir die Hand geführt hat...« Doch wie sehr hätte sich der geirrt, der bei solchen Zügen stehengeblieben wäre!

★

Einmal sagte sie: »Die körperliche Tat, aus der ein Mensch entsteht, ist etwas so Unmögliches, daß sie nur gerechtfertigt ist, wenn zwei vor lauter Liebe einfach nicht anders können.«

★

Sie las immer wieder die Kabbala. Dort hatte sie den Gedanken gefunden, Gott habe sich durch die Schöpfung der Welt »entdunkelt«, und wiederholte ihn oft mit geheimnisvoller Miene.

★

Wenn sie sich mit jemand verzankte [was mir immerhin zweimal geschah], dann hätte man sie beim »konventionellen« Adieusagen sehen sollen. Sie konnte sich nicht verstellen, was doch Frauen sonst leicht können. Es war das schlechtest nachgemachte Handschütteln, das nur denkbar war, und eben darum rührend. Wie echt mußte ein Mensch sein, um so unecht zu scheinen!

★

Wenn sie redete, so schuf sie wirklich die Sprache. Jedes Wort ganz unabsichtlich von ungeheurer Bildlichkeit – sogleich das Herz erschütternd oder das Zwerchfell. Schon mit ihren ersten Worten wurde die Welt zu einem Reich der Else Lasker-Schüler, ein Märchenreich von Bürgern, Ungeheuern, Zwergen, Prinzen, Prinzessinnen und Dichtern, wobei alle Wesen doch die nuanciertesten Wirklichkeitszüge trugen.

★

Sie verstand weder Jiddisch noch Hebräisch. Einmal sprach sie mir ein hebräisches Gebet vor und sagte: »Man braucht die Worte eines Gebetes gar nicht zu verstehen...«

★

Die »Leipziger Pelzhändler« waren für sie der Inbegriff niedrigen Kommerzes. Sie muß irgendeinmal auf der Pelzbörse gewesen sein und hatte von dort unauslöschliche Eindrücke davongetragen. Seitdem war »Leipziger Pelzhändler« eine ihrer bevorzugten mimischen Darstellungen, auch tauchten in ihren Briefen sehr suggestive Zeichnungen dieses Typus auf. – Sie war stolz auf ihre Familie, ihre Herkunft. Ihr Urgroßvater war, glaube ich, der Oberrabbiner von Rheinland-Westfalen gewesen. Sie stammte von spanischen Juden ab. Dabei hatte sie aber eine besondere Vorliebe für Ostjuden und deren Wunderrabbis.

★

Manchmal verfiel sie in rheinisches Platt. Sie war zugleich das Deutscheste und Jüdischste, was man sich vorstellen konnte. Sie hing leidenschaftlich an ihrem Judentum, und doch [oder eben deshalb] ließ die Gestalt Christi sie nicht los. Sie hat mir einmal Blüten geschickt, die sie selber auf Golgatha gepflückt hatte. Sie liebte es, von göttlichen Dingen zu reden. Christus erschien ihr oft, auch zusammen mit den zwölf Aposteln. Einmal ganz brüchig und verkohlt, wie nach einer Feuersbrunst. Sie klagte, daß »die Christen« die Gestalt Jesu verfälscht und versüßlicht hätten. Mehrmals geschah es, daß sie plötzlich innehielt und dann mit großen Augen sagte: »Wie, wenn Er wirklich Gottes Sohn wäre...«

★

Sie schwor, daß sie in Blumenkelchen Engel gesehen habe, wollte aber die Jungfrauen-Geburt auf keinen Fall glauben.

★

Als ich einmal an ihren Tisch im Café trat, sagte sie: »Gut, daß Sie kommen. Wir wollen gerade feststellen, was eigentlich der Unterschied zwischen Juden und Christen ist.« Ich sagte: »Die Christen glauben, daß Jesus Gottes Sohn ist, die Juden nicht.« Da war sie sehr ungehalten.

★

Neben dem Indianer und dem Wunderrabbi spielte der Neger in ihrer Phantasie eine große Rolle. Im Jahre 1921 ging ich mit ihr einmal in das »Scala-Casino«, weil dort eine Jazzband spielte, was damals etwas Neues war. Diese Musik setzte sie in Feuer und

Flammen. Unter dem Tanzpublikum befand sich auch ein Neger, der saß an seinem Tisch. Plötzlich ging sie auf den Neger zu und forderte ihn mit einer Art Knix zum Tanz auf. Der schaute sie ruhig an und schüttelte den Kopf: »No«. Wie sie darauf ganz vernichtet über das Parkett zurückging, werde ich nicht vergessen. Glücklicherweise wurde sie gleich darauf selber engagiert.

★

Sie liebte ins Kino zu gehen. Das war ihr eine Beruhigung: »Man sitzt so still da mit einem Viertelpfund Marzipankartoffeln und läßt alles an sich vorüberziehen...« Es gab Tage, wo sie dreimal das Kino besuchte. Sie sagte von uns beiden: »Wir bekennen uns zum Stamme der Kinoniter für und für.« Wenn ihr etwas gefiel, gab sie mir heimlich einen Rippenstoß, schaute mich mit großen Augen an und machte »m-m-m...«

★

Sie war eine großartige Zeichnerin. Mit bunten Stiften und Tusche zauberte sie faszinierende Bilder hervor. Dazu beklebte sie sie manchmal mit Gold- und Silberfittern. Es gab keinen Brief, keine Postkarte von ihr ohne Zeichnung. Immer wieder sproß eine Blume, ein Antlitz, ein Herz aus den Buchstaben, und Falter flogen über die Halme der Lettern. Oft waren kleine Goldfitter um ein einzelnes Wort herumgeklebt. Man fühlte, daß auch Briefschreiben ihr ein wunderbares Spiel war. Dabei war sie jedoch nicht nur »verspielt«, sondern auch eine heldenhafte Kampfnatur. Sie war eben alles zugleich.

★

Einen genialen Menschen gekannt zu haben ist ein Glück für das ganze Leben.

### *Das Bäumchen in der Mauer*

---

Immer wenn ich mit der Seilbahn hinunter in die Stadt fuhr, hatte ich einen kleinen Baum bewundert, der mitten aus der festgefugten Durchstichsmauer herauswuchs und dann in schöner Biegung hinauf gen Himmel strebte. Sein Stamm war von der Dicke eines Kinderarmes, und man fragte sich, wie er aus dem unfruchtbaren Stein soviel Kraft und Saft hatte ziehen können? Schließlich überlegte ich,

daß seine Wurzeln wohl bis in die Erdmasse hinter der mächtigen Mauer reichen mochten... Aber dann war es wieder rätselhaft, wie er sich durch die festgemörtelten Steine durchgearbeitet hatte bis an die Luft? Vielleicht reizte der sonnengewärmte Stein den dunklen Trieb zu immer neuen Versuchen. Jedenfalls hatte der zähe Bursche einen Sieg des Lebens über den Zwang errungen, und man freute sich am grüngoldenen Sonnengesang seines Laubwerkes.

Eines Tages bauten die Leute eine zinnoberrote Stahlbrücke von Mauer zu Mauer – leider ziemlich nah an meinem Baum, wie ich beim Untendurchfahren feststellte. Und eines weiteren Tages war es geschehen: man hatte das irreguläre Bäumchen glatt an der Steinwand abgehauen, obwohl es doch kaum störte. Man soll eben nicht aus Mauern herauswachsen, als ob man sich über sie lustig machte; wo kämen wir da hin?!... Dieser Hieb gab mir einen Stich, und ich begann die unbekanntenen Täter Barbaren zu schelten: hatten sie doch das Entzückende an dem Bäumchen gar nicht bemerkt.

Im Frühsommer des nächsten Jahres fuhr ich wieder mit der Seilbahn und blickte sogleich auf die Mauerwand an der Stahlbrücke [welche jetzt grauen Anstrich hatte]. Was sah ich? Es floß wie grünes Blut aus der Mauer. Ein Katarakt großer, glänzender Blätter stürzte vielzweigig aus der abgehauenen Stelle hinunter. Er war doch nicht tot, er versuchte es noch einmal! Er hatte jetzt noch mehr Blätter als einst mit dem Stamm. Er wird wieder Kraft zum Aufsteigen gewinnen, wenn man ihn nur läßt... Ob das mit unser aller Kultur auch so geschehen wird – das mit dem Zwang, mit dem Abhauen, und mit dem Widersprießen? Wer kann es wissen. Seitdem blicke ich ihn, den Totgeglaubten, beim Vorüberfahren doppelt aufmerksam an. Wir sind Freunde, denn wir haben zusammen etwas Schreckliches erlebt.

### *Paradoxe des Waldes*

---

Ich verstehe natürlich gar nichts von Naturgeschichte. In meinem Hirn schwimmen Dikotyledonen und Ikositetraeder als Treibholz auf dem Strom der Vergessenheit. Die meisten Blumen und Vögel muß ich mir selber taufen, da ich sie zwar kenne, aber nicht dem

Namen nach. Deshalb notiere ich diese Beobachtungen nicht für die Fachmänner der Schöpfung, sondern für den »Menschen so wie du und ich« [wie es in der Schuhreklame hieß] – in der Hoffnung, daß das was mir auffiel, auch ihn interessieren könnte.

Wer hätte zum Beispiel gedacht, daß die meisten Tiere unseres Waldes eine unnatürliche Lebensweise führen? Und doch ist es so. Von Natur Tagtiere, sind sie durch den Menschen, der sie tagsüber stört, zu Nachttieren geworden. Sie sind nicht zahm – im Gegenteil, sie haben einen großen Schrecken im Leben: den vor dem Menschen – aber sie sind auch nicht wild. Wären sie wirklich wild, so würden sie nicht degenerieren; sie tun es aber, denn unsere Hirsche, Rehe, Hasen müssen durch Hegeabschuß und Blutaufrischung »in Ordnung gehalten« werden. Sie leben in einem gepflanzten Walde, sie sind gepflanzte Tiere: Parkwild, aber mit der Angst vor dem Parkbesitzer. Und doch [oder vielleicht darum] sind wir wahrscheinlich das wildreichste Land Europas.

Seltsam ist es, daß die meisten größeren Waldtiere hinten ein weißes Farbensignal tragen. Hirsche, Rehe, Füchse, Dachse, Hasen, Kaninchen – alle führen das weiße Schlußlicht. Bedenkt man, zu wie verschiedenen Arten diese Tiere gehören – Wiederkäuer, Raubtiere, Nagetiere –, so wirkt das gleiche Phänomen als Absicht; wenn man nur wüßte, wozu? Rehe haben ihren weißen »Spiegel«, der zumal in der grauen Zeit der Schutzfärbung kilometerweit aufleuchtet. Oft meint man in der Dämmerung, daß von ihm geradezu ein phosphoreszierendes Licht ausgehe! Besonders absichtlich wirkt die weiße »Blume« bei Fuchs und Dachs, da diese Zwei völlig verschieden bepelzt und gefärbt sind, und doch am Ende der beiden Ruten dasselbe weiße Signal tragen. Erkennungszeichen? – aber es sind ja Witterungstiere. Erotische Zeichen? – aber es ist ja beiden Geschlechtern gemeinsam. Kurz, man dreht sich stets wieder zu der Frage zurück: warum sind die Waldtiere hinten weiß?

Ein anderes Paradox ist die sogenannte Keimruhe des Rehes. Dadurch wird seine Tragezeit auf die lange Dauer von etwa August bis Juni gestreckt. Dementsprechend sind die Setz- und die Brunftzeit nah aneinandergerückt, was zu einem weiteren Paradox führt: das Reh ist sorgende Mutter und Geliebte zugleich! Vielleicht dauert darum seine jährliche Ehe auch nur so kurze Zeit – etwa sechs

Tage. Das heißt, genau genommen nur zwei Tage, denn je zwei Tage bleiben dem Sichkennnenlernen und dem Abschiednehmen vorbehalten. Und selbst dabei läuft die Ricke immer wieder fort, um nach ihren Kitzen zu sehen!

Jedes Lebewesen hat in irgendeiner Funktion seinen höchsten Zustand: im Denken, im Singen, in der Arbeit, im Angriff – und beim Reh ist es die Flucht. Fast begeistert von Angst, ergreift es die Flucht auch dann, wenn dieses keineswegs nötig ist und der Hase z. B. ruhig in der Sasse liegenbleibt. Flucht ist der höchste Zustand des Rehes. Daran ermesse man die Kraft der Mutterliebe, welche das Reh dazu bewegt, ruhig den Jäger auszuhalten, wenn es seine neugeborenen Kitze neben sich hat. Man geht durch die ungemähte Wiese, sieht in zwanzig Schritt Entfernung den schlanken Kopf aus den Halmen ragen, der einen unbeweglich anstarrt – und weiß: daneben im Grase liegen die Kitze. Sie, deren ganzes Wesen Flucht ist, will nicht fliehen! Ein bezaubernder Anblick.

Und nun das Paradox [das allen Tieren gemeinsame]: sind die Kinder erwachsen, so trennt sich die Mutter gleichmütig von ihnen; jedes geht seiner Wege und kennt das andere nicht mehr! Geliebt wird nur das schutzbedürftige Kind. Einen Nachhall davon gibt es bei uns Menschen. Die betagte Mutter sieht auch im 60jährigen Sohne noch immer ihren »Jungen«. Ich begleitete einmal einen Sechzigjährigen, ein armes Menschenwrack, zu seiner 80jährigen Mutter. Sie sprach mit ihm und nannte ihn »mein Junge«. Und seltsam: dieser alte Mann antwortete ihr plötzlich ganz jugenhaft-frisch, unternehmend, hoffnungsvoll!

Der Abscheu des Rehwildes vor dem Menschen ist so groß, daß eine Ricke ihr junges Kitz, welches durch Gestreicheltwerden menschliche Witterung angenommen hat, unweigerlich verstößt. Es muß elend zugrunde gehn. Ein anderer Fall von, freilich indirekter, Kinderverstoßung spielt sich bei jenen kleinen Singvögeln ab, die das berühmte Kuckucksei in ihr Nest gelegt bekommen. Diese Unterschiebung führt die Verstoßung nach sich. »Schon eine Stunde nach dem Ausschlüpfen beginnt der Kuckuck sich im Nest hin und her zu drehen, schiebt seinen Rücken unter eins der Stiefgeschwister, erhebt sich mit seiner hilflosen Bürde bis zum Nestrand und ruht nicht eher, bis es ihm gelingt, das arme Wesen über Bord zu wer-

fen. Dem ersten folgen die andern bald nach.« Das alles ist bekannt, aber jetzt kommt das Paradox: Die Zicheltern wissen das vorher! Sie kennen den Kuckuck als todbringenden Feind ihrer Brut ganz genau. Sie greifen ihn wütend an, sie sehen ihn das Ei ins Nest legen, sie vertreiben ihn – und brüten dieses Ei dann trotzdem aus! Als sei ein unwiderruflicher Machtspruch der Natur ergangen. Statt selber das Kuckucksei hinauszwerfen, lassen sie von ihm ihre Kinder hinauswerfen.

Paradox ist auch die Beteiligung mit Intelligenz. Der Regel nach müßten die Rehe, hochentwickelte Säugetiere, doch intelligenter sein als die auf niedrigerer Stufe stehenden Rabenvögel. In Wirklichkeit aber ist das Reh ein Dummchen, und die Krähe unvergleichlich schlauer. Vielleicht deshalb, weil Krähen Raubtiere [nicht Raubvögel] sind und Rehe nicht. Ganz allgemein kann man, die vielen Ausnahmen abgerechnet, sagen: Raubtiere bezahlen ihre Furchtlosigkeit mit Hunger, Grasfresser das ständige Vorhandensein der Nahrung mit ständiger Furcht. Raubtiere müssen suchen und fangen; Hunger macht erfinderisch. Woher aber macht Raublust intelligent, während Angst, die doch deren Negativ ist, es nicht tut? Vielleicht weil der Raublust stets ein *Ziel*, die Beute, vorschwebt, während Angst ziellos ist: die Bereitschaft, vor allem und jedem Angst zu haben. Beute suchen und zu entkommen suchen ist eben zweierlei Suchen: das zweite spielt sich nur im Gegebenen, das erste *auch* im Vorgestellten ab – und verlangt also Denkraum. Es ist ein Unterschied, ob ich das Gras oder die Maus, die durch das Gras läuft, zur Nahrung habe: diese muß auch noch gefangen werden. Jedes Organ entwickelt sich, *wird* erst, durch den Gebrauch. So auch die Intelligenz. – Dazu kommt, daß die Krähen Augentiere sind und, als Flieger, ungleich mehr Dinge, Orte und Beziehungen überschauen können. In ein paar Flügelschlägen ist die Krähe über das ganze Lebensrevier des Rehes hinaus. Das Reh sieht sozusagen zweidimensional, die Krähe dreidimensional. Sie muß alles auch von oben, in der Vertikale, erkennen können. Sie kommt mehr herum; sie übersieht mehr. Das Reh bemerkt *Bewegungen* auf weite Entfernung. Aber es fehlt ihm die Intelligenz des Blickes, das Unbewegte auszumachen: es starrt den bewegungslosen Jäger an und weiß nicht, was es aus der Erscheinung machen soll!

Beobachtet man im Walde die Libellen und etwa die Schwalben, so erkennt man, daß unser technisches Fliegen weit näher dem Insektenflug als dem Vogelflug steht. Beim Insekt sind Flügel und Rumpf auch in der Textur völlig unterschieden; sie bilden keine Einheit, sondern sind bloß miteinander verbunden; der Rumpf ist allein Last und an der Flugarbeit unbeteiligt; die monotone Flügelbewegung wechselt nur an Intensität, nicht an Qualität. So ein durchsichtiges Schwirren der Libellenflügel erinnert an das Rotieren eines Propellers. Eine Bewegung wirkt aber um so vollkommener, je mehr der ganze Körper an ihr beteiligt ist: *viribus unitis*. Es gibt Menschen, die nur mit den Beinen, und andere, schönere, die mit dem ganzen Körper gehen. Die Schwalbe nun, die fliegt mit dem ganzen Körper! Dieser wohlgemute Hechtsprung aus ihrem Nest, dieses Hinschießen durch die Luft über bloß geahnte Berg- und Talbahnen, dieses Sichanschmiegen an das Unsichtbare in zwitschernenden Kurven wird uns immer unfaßbar bleiben. Schließlich kommt man dahinter, daß ihr die Luft, je nach Belieben, etwas Leeres oder etwas Elastisch-Konsistentes ist! Wenn ein Wasserflugzeug niedergeht, so prallen die Schwimmer an die Wellenkämme wie an Holzstücke: durch den Geschwindigkeitsdruck wird das Wasser hart. Für die sausende Schwalbe nun ist die Luft ebenfalls konsistent geworden; sie schwebt nicht durchs Leere, sondern sie rutscht über die Luft. Daher diese jubelnde Sicherheit. –

Man könnte mir vorwerfen, daß alle diese Beobachtungen anthropomorphistisch sind – gesehen nur aus dem Gesichtswinkel des Menschen. Mir scheint aber, als sei die ganze Welt aus einem anthropomorphistischen Gesichtswinkel geschaffen. Daß die Menschen einander Ochs, Esel oder Schwein schimpfen, hat für mich immer einen tiefen Sinn gehabt. Unser Maschinenzeitalter zum Beispiel ist in den Insekten vorausgeformt. Tiere sind Hieroglyphen des menschlichen Schicksals.

Schließlich ist Holz auch Fleisch, von einer Seele her, und indische Physiologen haben ja festgestellt, daß die Pflanzen ebenfalls einen Säftekreislauf haben und gewisse Analogien zu unseren Sinnesorganen und Nerven. Wie mag wohl die Seele solch eines Waldpatriarchen, solch eines »Sylvan« beschaffen sein? Die Seele ist die Form des Körpers, und so mag man über sie manches aus den Bewegungen des Baumes erraten können. Denn ein Baum hat drei Bewegungen: die seines Wachsens, wenn er sich so zwanzig Meter hoch aufreckt; die seiner Fortpflanzung – plötzlich löst sich vom Laub ein gelber, rasend rotierender Helicopter und segelt durch die Luft; und endlich die halb passive Bewegung des Gezweiges im Winde und der Blätter nach der Sonne, wobei doch jeder Baum sein persönliches Rauschen und sein trunkenes Taumeln im Sturme hat. Haben Sie im März beobachtet, wie ein schneebeladener Tannenzweig ganz still in der Sonne hält, bis die Last soweit abgeschmolzen ist, daß er sich plötzlich mit einem Ruck erheben und sie tränenüberströmt abstreifen kann? Das ist doch eine Bewegung, möchte ich sagen.

Aber alle diese Bewegungen werden der Urbewegung des Aufwachsens entliehen, denn sonst könnten die Früchte ja nicht herunterfallen. Und welch eine Energie liegt in dem Wachsen: wie beugt er sich fast bis zum Stürzen über das vorbeifließende Wasser, wie kriecht er längs dem Boden auf der sturmdurchfegten Steppe, wie schießt er lichtsüchtig nach oben im Dickicht, wie klammern sich seine Wurzeln in die Felsspalten hinein – immer weiß er mit unablässiger Anspannung seinen Willen durchzudrücken! Und daß seine Blüten duften, seine Früchte süß werden, sind zwar mystische Vorgänge, aber ja auch latente Bewegungen: Bienen und Vögel sollen Blütenstaub und Fruchtkerne in alle Weiten tragen; Duft und Süße sind der liebliche Preis für seine Fortbewegung, hinaus in die Ferne...! So denke ich mir, daß die schlummernde Seele des Baumes ähnlich sein muß: sehnsüchtig und sä-süchtig in Frühling und Herbst; resigniert im Winter [denn daß seine Blätter fallen, ist ein Willensakt: er sperrt jedem Stengel mit einer Membran die Zufuhr!]; immer aber aus Himmel und Erde saugend, lichtbegierig und dunkeldurstig, um in die Höhe und die Breite, also vertikal

und horizontal, also kreuzförmig, zu wachsen... und bei alledem doch die Ruhe selbst zu sein: er hat keine Eile. Ein Phlegmatiker, der Willensstärke und Nachgiebigkeit in grünrauschender Harmonie verbindet – wie gut ruht es sich aus in seinem Schatten!

Daß er eine Seele hat, wurde mir klar, als ich einmal durch ein nordisches Dschungel mit scharfem Handbeil einen Pürschweg schlagen sollte. Erlen, Birken, Aspen, Wacholder, Tannen, Eichen, Linden in dichtem Durcheinander – und da hieb ich nun geradeaus meinen Weg frei. Man konnte fast die Äste seufzen hören, wenn sie unbeschreiblich ergebungsvoll ihr Haupt neigten und zu Boden sanken. Es war dieselbe Bewegung, mit der der sterbende Vogel den Kopf schief legt, und auch derselbe erhabene Ausdruck, wie ihn das Vogelantlitz dabei zeigt. Sie starben, die Zweige. Und das fühlte man auch subjektiv: an der grausamen Lust der Arbeit. Der Forstmann muß es wissen, der ja das Zerteilen des Baumstammes »Schlachten« nennt. –

Säge und Beil, das sind die beiden uralten Waffen im Kampfe um das Holz. Wahrscheinlich ist das Beil noch älter als die Säge. Es hat sich aus dem Keil entwickelt, und den hat man vielleicht dem Schnabel des Holzhackers Specht abgeguckt. Feuersteinbeile gehören zu den häufigsten prähistorischen Funden. Und man glaube nur nicht, daß diese Beile viel schlechter waren als die unseren. Ein dänischer Gutsbesitzer, der auf seinem Boden Feuersteinbeile gefunden hatte, setzte ihnen neue Stiele an und ließ seine Arbeiter damit zur Probe Holz fällen. Zu aller Erstaunen ging die Arbeit fast ebenso schnell vonstatten, wie mit modernen Eisenbeilen! Die Säge muß schon darum jünger als das Beil sein, weil ihre Herstellung – der doppelten, horizontal-vertikalen Beanspruchung gemäß – eine weit schwierigere ist. Nicht der anorganische Stein, sondern die organische Natur des Knochens gab uns den Gedanken der Säge. Der Sage nach bemerkte Dädalus, der mythische Edison, spielende Kinder, wie sie ihre Hölzchen durch das Hin- und Herziehen der scharfknochigen Wirbelsäule einer Schlange zerkleinerten, und schuf nach diesem Vorbild, wohl aus Bronze, die erste Säge. Diese Geschichte klingt nicht erfunden.

Nun sind Beil und Säge zwei Werkzeuge, die uns durch die Beschaffenheit des Baumes diktiert wurden, denn er, das Wasser-

pumpwerk, besteht aus lauter übereinander gewachsenen Röhren, die entweder mit der Faser zerkleinert werden, mit der vertikalen Wachsrichtung, von oben nach unten, auf einmal – das ist das Beil; oder quer gegen die Faser, gegen die Wachsrichtung, in der Horizontale, langsam und allmählich – das ist die Säge. Und wie so oft im Leben, hat die langsame, klein zu klein fügende Methode die jähe, wuchtige aus dem Felde geschlagen: die Säge schafft die Hauptarbeit, nicht das Beil. Und wenn man die beiden einen Winter lang gehandhabt hat, kommen sie einem wie zwei völlig ausgereifte, entgegengesetzte Charaktere vor.

Die Säge ist ein Femininum. Sie wählt den Umweg. Sie handelt nicht in jähem Zorn wie das Beil, sondern nach kühler Überlegung. Und wie jeder Denkende liebt sie das Paradox: gerade wo das Holz am undurchdringlichsten ist, wird es vielzählig angepackt, und nun nicht etwa durch Kraftaufwand, sondern bloß durch ein leichtes Hin und Her zu Fall gebracht. Sie ist auch nicht dick und schwer wie das Beil, sondern bloß ein biegsames Band, das gestrafft werden muß. Ein abgefeimtes Ding! »Sie frißt gierig, sie kaut alles fein, schluckt selber nichts und gibt auch nichts den andern!« – so urteilt der russische Bauer, der sich in Sägen auskennt. In ihrer stetigen Bewegung steckt bereits die Möglichkeit der Maschinisierung, denn jedes Hin und Her kann in ein Rotieren, in ein »Immer« verwandelt werden: die Kreissäge. Die ist nun wirklich eine Furie – mit welchem hysterischem Kreischen verschlingt sie das Holz und läßt ihren weißen Geifer umhersprühen! Die Säge ist der Triumph des sogenannten »Kleinen Prinzips«, welches darin besteht, eine große Anstrengung in tausend kleine zu zerlegen: so wie die Säge tausend Zähne hat, von denen jeder ein Beil ist. Dieses kleine Prinzip findest du überall – beim Rasieren [mehrere Wiederholungszüge statt eines großen]; bei der Töpferscheibe [unzählige Rotationen und bloß ein kleines Andrücken der Tonmasse]; beim Schiffbau [statt des Einbaumes hundert Bretter, die ein viel besseres Schiff ergeben]; beim tausendseitigen Buch gegenüber der endlosen antiken Buchrolle; aber auch in der Politik, der Wissenschaft, der Kunst, dem Denken – überall ist es das kleine Prinzip, das dem großen, kürzen, direkten den Rang ablauft, wie ja auch jener stete Tropfen den Stein höhlt, der darum Sprichwort geworden

ist. Und gleicht sich die Säge dadurch nicht ihrem Gegner, dem Baume an? Denn auch er wächst ja nach diesem kleinen Prinzip, das ihn riesenhoch in den Himmel bringt!

Wie anders ist der Charakter des Beiles. »Topórr« – *der* Beil heißt es auf russisch, denn es ist eine Maskulinum wenn je eines, und blieb ein Jahrtausend lang das einzige Werkzeug jener Waldbauern, die mit ihm sogar Wagen für Troika's verfertigten! Das Beil geht direkt auf den Gegner los, auf die schwächste Stelle, mit einem gewaltigen Anhieb – das Beil versucht es tatsächlich mit der Gewalt, es will die Sache mit einemmal abmachen! Kurz, es ist dumm. »Er sinkt im Wasser unter wie ein Beil«, lautet eine Redewendung. Doch seltsamerweise sieht der Russe im Beil nicht bloß den Ungeschlachten, sondern zugleich den Liebediener: »*Er* verbeugt sich, *er* verbeugt sich, und kommt *er* nach Hause, so legt *er* sich aufs Ohr.« Das mag stimmen; gerade der Ungeschlachte wird am servilsten, wenn er einmal untergekriegt wurde – siehe die baumlangen Leibwachen der Tyrannen. Das Beil wirkt durch seine Schwere, und seine Handhabung erfordert weit mehr Kunst als die Säge, eben weil alles auf einen Gewaltmoment konzentriert ist. Sägen ist ein ziemlich stupides Hin und Her, jedoch Beilarbeit will gelernt sein! Wie beim Gehen, beim Rudern, beim Steinschleudern, ist die Vollkommenheit dann erreicht, wenn jede Faser des Körpers dabei beteiligt ist. Es gibt Menschen, die so wunderbar gehen, daß man es gar nicht merkt – die Bewegung hat sich sozusagen völlig in den ganzen Körper aufgelöst. So muß auch der Beilhieb den ganzen Körper in Anspruch nehmen, dann sieht der furchtbare Hieb wie spielend geführt aus. Es gibt ein Bild von Hodler »Der Holzfäller« – da ist der ganze Körper des Mannes eine elastische Verlängerung des Beilstieles, ja er ist selber Beil geworden bis in die Zehenspitzen! Aber man muß auch zu treffen wissen: die Stelle, wo das Holz am schwächsten ist. Ein Holzhacker ist ein Anatom. Die Säge sägt quer, und man kann nachher die Jahresringe abzählen; das Beil aber, welches den Klotz nach seinen Fasern aufspaltet, läßt einen den inneren Bau des Holzes erkennen. Du siehst ins Verborgene, wie die Fasern um die Astsprossen herumgewachsen sind, wie sich die Astansätze bekämpft, verknotet, verdrängt haben; du siehst verharschte Holznarben und spürst vor allem den Duft des Holzes.

Jedes hat sein eigenes Parfüm, das sich in glasklaren oder goldenen oder dunklen Harztränen ausscheidet. Was ist Duft? Eine Mitteilung, eine Vorform der Sprache? Aber gibt es nicht auch duftende Gedichte – die, der Sinnesempfindung enthoben, doch einen geistigen Duftnerv berühren? Es gibt beim Baume Holzduft, Blütenduft und Fruchtduft, und die drei sind ganz verschieden und dennoch verschwistert. Wie duftet noch das grausilbern gedörrte Holz eines alten Badesteges!

Und ist das Holz endlich kleingeschlagen und aufgestapelt [auch das eine Kunst, eine Kunst der Ventilation, denn sonst schimmelt es], dann bist du ganz warm, und denkst an die gute Wärme, die das Holz dir einmal spenden wird. Wo ist nun die Seele des Waldriesen, der Jahrzehnte hindurch nur das eine gewollt hat, geblieben? Hat er sich zu seinen Vätern versammelt? »He is gone where the good niggers go!...« heißt es in dem alten Plantation-Song. Er, der Baum, ist mit dem Schicksal des Menschen verknüpft: Von allen diesen Früchten sollst du essen... Es gibt einen Baum der Erkenntnis, es gibt einen Baum des Lebens, und es gibt einen Baum, aus dem mit Beil und Säge ein Kreuz gefügt wurde. In der Werkstatt des Joseph verstand man damit umzugehen. Immer war es ein Baum.

Solches lädt ein, unter einem Baum über einen Baum nachzudenken. Und sein Schattengewölbe läßt sich golden von der Sonne durchscheinen und schweigt.

### *Banalitäten über das Wetter*

---

Wie die meisten Saisonneuheiten kommt das Wetter aus Amerika, wobei es, gegen alle Gesetze der Physik, der Achsendrehung unserer Erde noch vorausläuft. Natürlich gibt es dafür wissenschaftliche Erklärungen, aber sie kommen leider erst nachher, also wo man schon weiß, was man beweisen will. Käme das Wetter im Gegenteil aus der Mongolei, so würde man das ebenfalls sehr angenehm erklären. Vor seiner Ankunft spaltet sich das Wetter meist in ein »Azorenhoch« und ein »Minimum d'Irlande«, welch letzteres auf seinem Tränenwege über Europa von mannigfachen Verwünschungen begleitet wird, beginnend mit einem von haariger Faust

Besetzt: Was ich sagen wollte 6

unterstützten »Darn it all, I say!« und endend mit einem subalpinen »A so a Sauwetter!« Kaum ist das Wetter angekommen, verwandelt es sich sogleich in ein Gesprächsthema und dient dazu, die Menschen zwanglos miteinander bekannt zu machen, meist gerade dadurch, daß sie vereint gegen dasselbe protestieren. Da man gegen das Wetter nichts machen kann, genießt es göttliche Ehren; nur in einigen aufgeklärten Gegenden versucht man, es mit Hagelraketen und Regenkanonen zu beschießen. Die Wettergötter sind zahlreich: es gibt da einen Jupiter pluvius, einen vierspännig fahrenden Sonnengott [der aber von den letzten Düsenjägern bereits überholt ist] und endlich einen bebrillten Vollbart nebst Schlüsselbund und Gießkanne, welcher seltsamerweise Petrus genannt wird. In noch aufgeklärteren Gegenden aber sucht man einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen der meteorologischen Prognose und dem Wetter zu konstruieren, so daß bisweilen einfach die Zeitung für das Wetter verantwortlich gemacht wird. Mir fällt dabei das Fragment eines bezaubernden Satzes ein, den ich vor Jahrzehnten gelesen habe: »– so wie im vorigen verregneten Sommer, wo die Leute direkt unglücklich waren und massenhaft Beschwerden an die Neue Freie Presse richteten.« Das Wetter hat jedoch nicht nur supranaturale Bindungen, sondern sucht sich auch mit den jeweils regierenden Herrscherhäusern gut zu stellen: in Österreich gab es [neben den Kaisersemmeln] das bekannte Kaiserwetter, während man in Berlin geradezu von einem Hohenzollernwetter sprach. Dagegen scheinen demokratische Institutionen derartigen Liaisons weniger günstig zu sein; jedenfalls habe ich noch nie von einem Bundespräsidenten-Wetter gehört. Außer Gebetsprozessionen und Wetterprognosen gibt es noch andere Mittel, sich gegen das Wetter zu verteidigen, zum Beispiel den Regenschirm und die Statistik. Allerdings finden sich Länder, die den Kampf gegen das Wetter resigniert aufgegeben haben, wie etwa Belgien, das sich selber zynisch »le pot de chambre de l'Europe« nennt, und dem schon alles eins ist. Und dann wieder hat es Gegenden, wo – wie in Arizona jeder Gentleman einen Revolver – jeder Bauer stets einen Regenschirm trägt, der auch bei Kirchweihfesten teils als Speiß, teils als Schild in lebhaftere Funktion tritt. So im Salzburgischen, dem Lande des Schnürlregens, wo man diesen aber ehrfürchtig nicht mit

Namen nennt, sondern einfach »es« sagt: »Dasmal hat's den Herrn von Radecki richtig derwischt!...« Die Statistik jedoch beweist klipp und klar, daß die jährliche Regenmenge in Salzburg auch nicht größer ist als etwa in Wien. Schon möglich, aber der Salzburger Regen *zielt*, das ist es.

Von tausend meteorologischen Stationen beobachtet, unaufhörlich statistisch ausgewertet, hat sich das Wetter dennoch eine schöne Unbefangenheit bewahrt. Es ist eigensinnig und manchmal überkommt einen das Gefühl, daß es bei den miserablen Zeiten nicht mehr mitmacht und sich zu einem Sitzstreik entschlossen hat. Bekanntlich vermindert das Wetter die Gedächtniskräfte der bejahrteren Einwohnerschaft bis zu dem typischen Phänomen, daß sich die ältesten Leute nicht erinnern können, so was erlebt zu haben. Und wer kann sich schon an so etwas wie den vergangenen Winter erinnern, wo das Wetter plötzlich für sieben Monate stillstand wie der Esel vorm Glatteis? Tag für Tag dasselbe trocken-graue Nichts, so daß wir Männer unsere Hosenkrepel [eine Schneiderhuldigung an das englische Feuchtklima] ganz umsonst trugen. Die Schweiz befindet sich ja vor dem Wetter in einem gewissen Dilemma: zum Bahnverkehr, der die Fremden ins Land bringt, zum Anstrahlen der architektonischen Sehenswürdigkeiten, zum Anknipsen der »Übernachtungen« braucht man zweifellos Elektrizität, also Regen [denn hier regnet es Kilowatt]. Damit aber die Fremden dableiben, braucht man naturgemäß Sonne. Entweder regnet es, so daß die Hotellerie mit gerungener Serviette zum Himmel fleht, weil die Gäste nicht mehr Pingpong spielen wollen und sich beim Portier nach dem Zug erkundigen. Oder es regnet *nicht*, aber dann ist es aus mit dem Heißwasser, der Tramverkehr beginnt zu lahmen und die Bahnverwaltung muß Züge ausfallen lassen. Der einzige, der hier ausgleichend vermitteln kann, ist die Wettervorhersage, welche, eine hochinteressante Kreuzung von Barometer und Laubfrosch, die Hoffnung auf baldigen Umschwung nie ganz schwinden läßt. Es gäbe ja einen praktischen Ausweg: indem es in der Nacht regnet und am Tage die Sonne scheint. Doch zu dieser typischen Kompromißlösung haben sich Roi Soleil und Roi Parapluie bisher kaum je entschließen können. Allerdings gibt es noch einen anderen Ausweg. Die

Schweiz hat nämlich zwei Schutzhelfer, denen in jedem Hotel Altäre errichtet werden müßten: J. J. Rousseau und Frithjof Nansen. Rousseau entdeckte bekanntlich die Natur, also den Fremdenverkehr; Nansen aber entdeckte das Skilaufen, also den Wintersport. Nun ist die Schweiz in der glücklichen Lage, daß hier die Jahreszeiten nicht bloß nacheinander, sondern auch übereinander zu liegen kommen – unten ist Sommer, oben Frühling, und ganz oben Winter [allerdings gibt es auch Gegenden, wo diese drei im Höhenrausch durcheinander taumeln]. Damit war das Wetterproblem gelöst: was unten Regen ist, ist oben Schnee, und mit dem Sesseli-Lift in bequemer Himmelfahrt zu erreichen!

Nun aber mischt sich in das Klima noch ein Dritter ein, ein Schwarzer, denn er kommt aus Afrika: das ist der Föhn. Der Föhn soll feiner Saharasand sein; andere meinen wieder, er bestehe bloß aus elektrischen Spannungen, Demgemäß hat unsere Gemütsstimmung entweder »Föhnlage« oder »Bisenlage«, welche erstere sich aus der Menge des zerbrochenen Geschirrs, der psychiatrischen Konsultationen und der dicken Luft am Eehimmel nachweisen läßt. Bei Föhn hat man das Gefühl, daß jemand deine Körperteile pour passer le temps auseinandergenommen und falsch wieder zusammengeschaubt hat, wobei noch ein bißchen vom öden Saharasand hineingekommen ist. Es knirscht. Dein Kopf ist zum Platzen leergeworden und der Rundhorizont deiner Aussichten beginnt sich zu einer Revolvermündung zu verengen. Föhn ist schlimmer als eine Ohrfeige, denn bei dieser weiß man doch, warum und von wem, und die übrige Welt geht in Ordnung. Föhn aber ist Wirkung ohne Ursache. Und da du niemand Schuld geben kannst, so gibst du der großen Welt die Schuld – Föhn schlägt sich sogleich auf die Weltanschauung! Das beste Mittel dagegen ist, sich totzustellen wie ein Insekt, nur daß das im Bureau ungern geschen wird. Auch nimmt man gegen Föhn Tabletten ein, deren Werbetext in deine Melancholie wie ein Pfingstfeuilleton hineinjubelt.

Die Völker Europas sind sich zumindest darin einig, daß sich das Wetter seit 1914 verändert hat. Denn das Luftreich besitzt, wie die Erde, auch seine Kontinente, Ströme und Meere, und diese sind durch die milliardenfachen Explosionen der Weltkriege derart zerrissen und zerfetzt worden, daß dabei das Klima in die Brüche

gegangen ist. Auch mischte sich das Wetter häufig in die vorgesehenen Operationen ein und wurde deshalb von den Militärs in den Rang eines aktiven Generals befördert: »General Winter«. Dieser General mit glitzernder Uniform hat bekanntlich im Weltkrieg 1812 die französische und im Weltkrieg 1941/42 den Kern der deutschen Armee vernichtet. Denn in einer Zeit, wo man den Himmel lediglich als Wetter erlebt, begnügt er sich mit dieser Form, um dennoch die Menschengeschicke zu entscheiden.

Eine der malerischsten Erscheinungen des Wetters sind die Wolken; sie ersetzen in Flachländern die Berge und im Gebirge die Aussicht. Ich bin einmal mit dem Flugzeug mitten in so eine Wolke, die vorher wie eine rosagoldene Moschee aussah, hineingefahren – Welch eine Enttäuschung: es war nichts als wäßriger Nebel. Seitdem halte ich die Oberfläche für die tiefste Seite der Dinge; zieh dem schönsten Gesicht die Haut ab, und es bleibt das abscheuliche Muskelantlitz der anatomischen Atlasse. Und trotzdem haben die Wolken es in sich mit Blitz, Donner und Hagel. Die rationalistische Vorstellung, welche den Donner dadurch erklärte, daß dort oben Kegel geschoben würden, hat bereits Nestroy mit dem wundervollen Einwand erledigt, dies könne nicht stimmen, weil man sonst ab und zu das Geschrei von »Alle Neune!« hören müßte. Zu den häufigsten meteorologischen Erscheinungen zählen der Silberstreifen am Horizont und der Blitz aus heiterem Himmel, die aber seltener in Gottes freier Luft als im Leitartikel zu finden sind. Dennoch soll es so einen Blitz einmal wirklich gegeben haben. Zur Zeit Georgs III. hatte nämlich ein Marktweib in der englischen Stadt Devizes bei einem Käufer einen Sovereign gewechselt [ohne Zeugen] und verlangte ihm nun [vor Zeugen] dieses Wechselgeld nochmals ab. Der Mann erklärte feierlich, daß er bereits gezahlt habe, worauf sie erwiderte: »Daß mich Gott erschlage, wenn ich dein Geld bekommen habe!« Kaum waren diese Worte gesprochen, so sprang ein enormer, gegabelter, zackiger, blauer Blitz von drei Meilen Länge aus einem entfernten Wölkchen und zerkrümelte das Marktweib zu Asche. Woraufhin die Einwohner von Devizes so abergläubisch waren, daß sie meinten, dieses sei ein Gottesurteil. Und sie setzten dem Vorfall einen Stein mit passender Inschrift zum Gedächtnis, und er steht noch heute da und sogar im Baedeker.

Das sollte uns bewegen, den gewissen Sommerfrischler-Standpunkt gegenüber dem Wetter aufzugeben. Wo es ganze Ernten, ja ganze Vegetationen zu erschaffen gilt, kann auf deinen Nachmittagsspaziergang nicht immer Rücksicht genommen werden. Wir haben ja den Regenbogen, der uns darüber beruhigt, daß es dieses Mal trotz allem keine Sintflut geben wird. Er ist das Zeichen eines Bundes und ründet seinen farbigen Glanz in makelloser Wölbung, während im Spektrum Europas die verschiedenen Nationalfarben vorläufig noch durcheinander kreischen. Die Sonne scheint auf Gerechte und Ungerechte, und bringt es dennoch an den Tag – ist doch das Wetter Teil der kosmischen Liturgie und in Regen und Sonnenschein ein Sinnbild: weil alles Lebendige sich so zum Licht verhält, wie der Mensch zum Schöpfer. Wie grau ist die Welt ohne ihn. Doch ein Sonnenblick, und das Meer erglänzt, und der tiefste Wald erstrahlt in silbernen und goldenen Wundern.

### *Ausgrabungen*

---

Zwei Städte, die in demselben Jahrzehnt vom Erdboden verschwanden: Jerusalem und Pompeji. Derselbe Titus, die Liebe und das Entzücken des Menschengeschlechts, welcher als Feldherr die eine zerstörte, mußte als Kaiser die Zerstörung der anderen hinnehmen. Beide Katastrophen hatten sich lange vorher angekündigt, denn »der Postbote läutet zweimal«: der Fall Jerusalems durch die Prophezeiung Christi, der Untergang Pompejis, acht Jahre vor dem Ausbruch, durch einen Erdstoß, der keine Säule ungeborsten ließ. Aber nur wenige hatten ein Ohr für das Schicksalssignal: in Jerusalem die kleine Christengemeinde, welche kurz vor Toresschluß auswanderte; in Pompeji jene Sonderlinge, die den Erdstoß für das nahmen, was er war – für ein Anklopfen von jemand, der da Auslaß begehrt.

Der Fall Jerusalems war ein welthistorisches Ereignis, der Untergang Pompejis eine Naturkatastrophe. Jerusalem blieb unvergessen und wurde wieder aufgebaut, Pompeji entsank für anderthalb Jahrtausende dem Gedächtnis der Menschheit. Der Fall Jerusalems wies in die Zukunft und in die Vergangenheit: in die Zukunft, weil er laut Prophezeiung den kommenden Weltuntergang präfor-

mierte, in die Vergangenheit, weil sein Sterbensantlitz in seltsamer Pseudomorphie die Züge der Todesursache – nämlich des christlichen Ereignisses – spiegelte. Denn der erste Mensch, den die Römer zur Abschreckung auf dem Belagerungswall kreuzigten, hieß Jeschua, das heißt Jesus; die Anführer der Empörerparteien hießen wie die beiden Hauptapostel, nämlich Simon und Johannes; und in der Hungersnot während der Belagerung trat das Entsetzliche ein, daß eine Mutter ihren Sohn zur Nahrung nahm – ihr Name war Mirjam, das heißt Maria, und was sie tat, in Verzerrung, dasselbe, was die Mutter Gottes bei der Feier jedes Abendmahles getan hatte. Das sind so die Andeutungen der Weltgeschichte. Der Untergang Pompejis aber verewigte eine Gegenwart: »...noch klebt das Gestern an den Wänden, das eine Nacht von beinahe zweitausend Jahren brauchte, um zum Heute zu werden«. Pompeji wird nie wieder aufgebaut werden. Man konserviert seine Ruinen.

Merkwürdigerweise gibt es zwei Funde, die eine Verbindung zwischen beiden Katastrophen herstellen. Man fand eine Wandinschrift, offensichtlich schon während des Ausbruches hastig eingeritzt: »...wie Sodom und Gomorrha...«. Das konnte nur ein Jude geschrieben haben, und sein erster Gedanke war der an ein göttliches Strafgericht. Das römische Urteil lautete anders: »Selbst die Götter hätten sich dergleichen nicht erlauben dürfen«, schreibt Martial – hier haben die Götter also gewissermaßen teil an dem Frevel. Eine Auffassung, die nicht so selten ist, denn wie oft hörte man nach dem ersten Weltkrieg: »Wie hat Gott das zulassen dürfen?« Der andere Fund besteht in einem Betpult und einem Wandkreuz, entdeckt im Obergeschoß eines herkulaneischen Hauses. Es gab also dort bereits Christen! Gewisse Anzeichen lassen sogar auf eine vorhergegangene Verfolgung schließen: das Kreuz war verborgen.

Aus Herkulaneum haben sich alle retten können, denn ein wässriger Basalt-Mörtel-Strom wälzte sich von den Vesuvhängen in Richtung auf die Stadt – das war nicht mißzuverstehen. Pompeji aber schaute derweil noch zu und dachte: »Es wird schon nicht so schlimm werden.« Dann aber kam ein Nichts von einer Schicksalswendung, welche den Tod bedeutete: der Wind wandte sich ein wenig nach Westen. Alsbald gab es keinen Himmel mehr; man war wie in einem geschlossenen, finsternen, vollgeblaakten Zimmer.

»Alles nur halb so schlimm«, dachten die von Pompeji und verbargen sich in ihre Häuser, denn nun setzte ein Regen von federleichten Bimstein-Bällchen ein. Aber am schlimmsten ist nicht die plötzliche Gefahr, sondern die von Nuance zu Nuance anwachsende: gerade diese hüllt in die Sicherheit des Noch-Ertragen-Könnens ein – bis es zu spät ist. Denn nun, als die Flucht schon durch meterhohe Aschenschichten verlegt war, setzte erst der wahre Luftangriff des Vesuv ein: jetzt nämlich kam das Gas. Die Menschen von Pompeji sind nicht so sehr durch Gebäudeeinsturz, nicht durch vulkanische Bomben umgekommen, nein – sie sind erstickt. Die ausgegrabenen Schreckensbilder fixieren die Wirkung einer Himmelloffensive, welche gegen die Lungen ging. Unter den tausend Wandmalereien hat man nur eine einzige Darstellung des Vesuv gefunden und neben ihm ringelt sich eine große Schlange: damals das Symbol des *Glücks* [und nicht der Sünde!]. Der Vesuv als Glücksspender! – nun ja, er hat Pompeji in die Unsterblichkeit verschüttet. Aber ein Vesuv in Tätigkeit ist längst nicht so gefährlich wie ein friedlicher, dem keiner den Vulkan ansieht. Die Zeit, da er stumm in seinem Inneren Unheil braut, ist gerade so lang, daß die Menschen seine Gefährlichkeit vergessen haben.

Auch die Zeit ist ein tätiger Vulkan, der immer wieder die eine Gegenwart mit der nächsten zuschüttet. Und nur eines bleibt: das Wort; darum sind die Dichter die mächtigsten Menschen. Nur dank dem Homer hat Schliemann Troja ausgraben können. Das Wort bleibt als Seele; aber auch als Körper, als Schrift. Von allen Künsten ist Wortkunst am vollkommensten reproduzierbar: das Gedicht »Über allen Gipfeln ist Ruh« – [auch über dem Vesuv] – vermag ich in anderthalb Minuten *absolut* zu reproduzieren, was mir mit keinem Bild, keiner Statue je gelingen könnte. Papier ist vergänglicher als Stein, aber tausende Papiere haben die größere Erhaltungschance. Was blieb von Pompeji? Nichts; eine Aschenwüste und bald darauf blühende Felder. Und dann noch etwas: ein Wort »Citta« – so nannten die Bauern anderthalb Jahrtausende lang das Gelände, ohne zu wissen, daß in diesem Wort das Ganze verborgen lag, wie unter ihrem Weizen eine Stadt. Das Wort war Name geworden, aber im Namen lag die Sache, denn Citta, das ist City, das ist Stadt. Und das erste Lebenszeichen, das die Toten dort unten hinaufgaben,

war wiederum ein Wort. Die Zufallsbohrung eines Brunnens über Herkulaneum förderte eine Marmortafel mit Viertelmeter langen Metall-Lettern zutage, und dadurch wurde man aufmerksam. Ein Wort, Citta, war geblieben, und ein Wort brachte man als erstes ans Licht – ist das nicht seltsam?

Was dort weiterhin an Worten ausgegraben wurde, sind vor allem Inschriften. Denn die Inschrift – die Kunst, den Stein reden zu machen – war eine Leidenschaft des antiken Menschen. »Non oportet hunc casum sine inscriptione transire«, heißt es in einem Roman jener Zeit; »quod scripsi, scripsi«, beharrt Pilatus, da man ihm seine Inschrift auf das Kreuz korrigieren will. »Diesen Altar hat der Seeräuber Glaukos der Gottlosigkeit errichtet«, lautete eine Inschrift aus Sizilien. »Hier umarmte X den Y zu Ehren des Apollo«, eine andere von einer griechischen Insel. Und nun einige Wandkritzeleien aus Pompeji: »Wand, ich bewundere dich, daß du nicht längst schon zerbarstest. / So viel ödes Geschwätz bist du zu tragen verdammt.« Ein eifersüchtiger Ehemann schreibt an die Wand einer Schenke: »Ich halte sie, ich halte sie, es kann kein Zweifel sein: Romula ist hier mit diesem Lumpen!« Ein offenbar Verschnäher schreibt: »Der eine liebt, der andere wird geliebt, ich aber pfeife darauf« – darunter steht von anderer Hand: »Wer darauf pfeift, der liebt.« – »Lucius Istacidius, der mich nicht zum Essen einlädt, ist ein Barbar.« – »Victoria, ach, sei begrüßt, und wo du auch seist, niese glücklich!« In der Gladiatorenkaserne steht an der Wand: »Seneca ist der einzige unter den römischen Schriftstellern, der die blutigen Kampfspiele verurteilt.« Sogar der Mann, der die Wandinschriften übertüncht, teilt immerhin mit: »Sosius hat geschrieben, Onesimus den Stein wieder geweißt.«

Man sieht, diese Menschen schütteten der Wand ihr Herz aus: sie mußten es jemand sagen. Sie mußten sprechen, wie jeder, dem Sprache Kunst und Leidenschaft geworden ist. Öffentliches Leben und Privatleben [Gegensätze, die einander steigern] waren hier zu einer Intensität entwickelt, die uns noch durch die ausgegrabenen Ruinen ergreift. Forum, Tempel, Thermen, Theater, Arena – alles ebenso viel Gelegenheiten, sich als Ganzes zu fühlen, sich auszusprechen oder sich ansprechen zu lassen. Selbst die Bettler noch »stimmen geschlossen für Marcus Balbus Nonnius«! Und nun, dicht

bei diesem Leben nach außen, das Leben ganz nach innen: das pompejanische Haus. Es blickt nicht hinaus auf die Straße, es schaut in sich hinein. Alle halboffenen Räume auf die innere Mitte, auf Atrium und Peristyl auslaufend, von wo sie Luft und Licht empfangen, – hier umgibt nicht der Garten das Haus, sondern das Haus den Garten. Ein Heim, fernab der nahen Gasse, mit eigenem Stück Himmel, mit Hausgöttern und plastischer Ahnengalerie, wo die Wohngenossen sich im Atrium als Einheit erlebten: als Familie – in der Tat, dieses Wort stammt ja schon aus ihrer Sprache! Und hat nicht, wie wir wissen, jede Familie ihre eigene Sprache? Kein Wunder, daß diese Menschen sprechen konnten und also schreiben mußten.

Der Untergang Jerusalems ist uns von einem entsetzten Augenzeugen, dem Josephus Flavius, bis ins kleinste geschildert worden. Und das Kolosseum in Rom steht noch heute als steinerner Zeuge, denn Gefangene aus Jerusalem haben es gebaut. Vom Untergange Pompeji's redet eine stumme Stadt, doch das Leben ihrer Menschen ist uns von Petronius überliefert worden – bis zum zuckenden Puls, bis zur Nuance des Tonfalls vibriert es im »Gastmahl« jenes Trimalchio, der die kostbarste Humorgestalt der antiken Literatur ist. Hier hat das Latein Champagner ins Blut bekommen und tanzt in gymnastischer Ausgelassenheit auf einem Vulkan – nie jedoch ohne die antike Zucht der Inschrift, die groß im Sagen, größer noch im Verschweigen ist.

Welch ein Menschheitsbild ersteht uns aus diesen Dokumenten der Literatur und der Verwüstung? Lassen wir alles Störende beiseite – was sich uns gleich beim Einlaß-Tourniquet als Fremdenführer aufdrängt, um den Besuchern das zu zeigen, was sie wohl suchen: »Laster«, Vomitorien, kurz, den plausiblen Anlaß für Pech und Schwefel – dann ist der erste große Eindruck der der Hoheit! Diese Menschen hatten Größe – lebten sie doch in Sehnsucht nach einem höheren Leben, das sie sich in Marmorkörpern und Mysterien stets vor Augen führten. Wir sehen hier das Greisenstadium eines Jugendtraumes der Menschheit, da religiöse Wahrheit sich in der Wahrheit der Mythe und Dichtung immer noch neu gestaltete. Hier hieß Religion wirklich Bindung – an eine Bronze-Aristokratie von Menschengöttern, die jedem Lebensvorgang seine Bedeutung wies.

Gewiß, diese Götter waren Menschen und diese Menschen waren Sklaven – auch ihrer bis ins Absurde verzerrten Leidenschaften – und dennoch hatten sie in dem menschlichen Bezirk von Staat und Familie, Denken und Dichtung, das dauernde, das große Fundament errichtet, welches für ein Größeres bestimmt war: der Stalagmit war emporgewachsen bis zur Berührung mit dem Stalaktiten von oben. Und selbst die überquellende Banalität Trimalchios bedeutet im Nichtergreifenkönnen der höheren Lebensform ja doch zugleich die Sehnsucht nach ihr! Eine Zeit, die Trimalchio künstlerisch erkennt, wird mit ihm fertig. Auch er, der Emporkömmling, will als Gott unter Göttern tafeln und strengt dazu seine ganze Erfindungskraft an. Denn das war hier die Frage und die Aufgabe: wie wird der Mensch ein Gott? Während in der anderen, in der von Menschen zerstörten Stadt die Antwort bereits erfolgt war – der Gott ward Mensch. Es gibt eine Szene in der Apostelgeschichte [also aus derselben Pompeji-Zeit!], die man nicht ohne Ergriffenheit lesen kann:

»...und er [der Kranke] sprang auf und wandelte. Da aber das Volk sah, was Paulus getan hatte, hoben sie ihre Stimme auf und sprachen auf lykaonisch: Die Götter sind den Menschen gleich geworden und zu uns hernieder gekommen. Und nannten Barnabas Jupiter und Paulus Mercurius, dieweil er das Wort führte. Der Priester aber Jupiters aus dem Tempel von ihrer Stadt brachte Stiere und Kränze vor das Tor und wollte opfern samt dem Volk. Da das die Apostel Barnabas und Paulus hörten, zerrissen sie ihre Kleider und sprangen unter das Volk, schrien und sprachen: Ihr Männer, was macht ihr da? Wir sind auch sterbliche Menschen gleich wie ihr und predigen euch das Evangelium... Und da sie das sagten, stillten sie kaum das Volk, daß sie ihnen nicht opferten.«

Welch eine Szene, wie die bekränzten Opferstiere schweren Schrittes auf die Apostel zuschreiten! Wie bereit müssen diese antiken Menschen für das Göttliche gewesen sein! Hier treffen sich die Welten Jerusalems und Pompejis – und die eine naht sich bekränzt, um zu opfern.

So graben wir in Pompeji zwei Bilder des Menschen aus: Bilder von Marmor und Erz, so schön und voller Hoheit, wie wir sie nicht

zu schaffen vermögen, und dann verkrümmte Menschengeri-  
pe, kauend in den Hohlräumen ihrer entschwundenen Körper. Vor-  
sichtig flößen wir ihnen Kalkmilch ein und erhalten nun die Gips-  
abgüsse der Verzweiflung bis ins letzte Mienenspiel – was Luft war,  
wird ein Bild des Erstickens: Salzsäulen des Entsetzens in Sodom  
und Gomorrha, umlagert von vergebens mitgerafften Goldstücken.  
Götter und Menschen. Und einen Betschemel vor einem Kreuz.

### *Allerhand Entdeckungen*

---

So winzig eine Entdeckung auch sein mag, schon daß man sie  
selber gemacht hat, gibt ihr den Reiz. So wußte ich längst, daß  
Äpfel nicht von der Stengelseite, sondern von der Gegenseite aus  
duften. Doch als ich gestern einen durchschnitt, entdeckte ich die  
feinen Kapillar-Röhrchen, die von dem hohlen Apfelherz zu  
diesem überwachsenen Duftbrunnen führen. Erst wird der Duft  
aus dem Fruchtfleisch in den Innenraum gefiltert und dann von dort  
durch die Röhrchen an die Luft gehaucht – der ganze Aufbau des  
Parfümsenders wurde mir klar. Wahrscheinlich wissen das die  
Botaniker längst; ich aber hatte es für mich entdeckt. Am schönsten  
jedoch ist eine Entdeckung, wenn man dreißig Jahre lang daran  
vorübergegangen ist. So fiel mir neulich auf, daß die homerischen  
Helden vor Troja niemals Fische essen. Wo doch das ganze Epos  
von Wellen durchbrandet ist! Hätte ihnen Fischnahrung für unrein  
gegolten, so wäre das im Homer unbedingt erwähnt worden.  
Warum also essen sie keine Fische? Auch wird dort das Pferd nicht  
geritten, sondern dient allein als Zugtier. Und nun die andere  
kleine Entdeckung: Darum kannten die griechischen Olympischen  
Spiele, obwohl man damals längst ritt, keine Reitrennen, sondern  
nur Wagenrennen.

Es gibt Tatsachen, die zu groß, zu umfassend sind, um entdeckt  
zu werden. Erst beim Angelschwung durch die Luft entdecken die  
Fische, was Wasser ist. Es gibt beim großen Ranke eine hin-  
geworfene Bemerkung, die solch eine Entdeckung einer ganzen  
Atmosphäre bedeutet. Asien, so sagt er, hatte durch den Mongolen-  
sturm des Dschingiskhan einen solchen Schock erlitten, daß es ihn

auch bis heute nicht verwunden hat. Also ein angeschlagener Kontinent, sozusagen. Das nenne ich eine Entdeckung, die einem ganze Völkerpsychologien erschließt! Andere Entdeckungen beschwören Visionen herauf. So fand ich irgendwo den lapidaren Satz: »Zur Zeit Karls des Großen stand das alte Rom noch.« Man bedenke, die Tempel, die Forume, die Zirkusse, die Thermen, die Paläste – das alles stand noch. Gewiß mit Grasbüscheln, mit Moos, mit Mauerrissen, aber es stand noch. Ich denke, der Anblick muß weit fürchterlicher noch, als der einer Ruinenstadt gewesen sein... Und hierzu paßt eine weitere Tatsache, die ich irgendwo, eingehend begründet, gefunden habe: »Erst etwa um 1100, zur Zeit des beginnenden Hochmittelalters, entdeckten die damaligen Menschen, daß sie nicht mehr in der Antike lebten.« Solange bis die Welt wieder neu wird, glauben die Menschen immer noch in der alten zu leben, obwohl sich doch längst alles verändert hat. Es gibt einen Knockabout-Witz, der diese Wahrheit entzückend demonstriert. Der Clown sitzt behäbig auf einem Stuhl. Sein böser Freund zieht ihm den Stuhl blitzschnell unterm Leibe weg. Der Clown bleibt behäbig auf der Luft sitzen. Nun klopf ihm der Freund auf die Schulter: schau doch mal hin! Da fällt der Clown mit einem Schrei zu Boden. Bis dahin glaubte er noch in der Antike zu leben.

Manchmal kommt einem Clio und ihr Griffel wie eine ältere Tante vor, die man mit dem kindlich-quälerischen Warum? belästigt: Warum bildeten gerade Deutschland und Italien die Achse? – Weil sie beide Diktatoren hatten. – Warum hatten sie Diktatoren? – Weil sie für die Demokratie nicht reif waren. – Warum waren sie für die Demokratie nicht reif? – Weil sie erst 1870 und 1871 geeinigt wurden. – Warum wurden sie so spät geeinigt? – Weil Italien den Papst und Deutschland den Kaiser hatte. – Warum verzögerte das die Einigung? – Weil Papst und Kaiser übernationale Ideen sind. – Warum sind Papst und...? – Hier hast du deinen Gummiball und frag nicht weiter.

Geschichtliche Entdeckungen machen, heißt, sich das Vergangene vergegenwärtigen. Wie aber, wenn das Vergangene selber über dich hereinbricht in unmittelbarster Existenz? Das erregt uns Menschen einen Schauer, als ob der Jüngste Tag angebrochen sei – die Geschichte regt sich, sie wacht auf, sie wird lebendig! So etwas

müssen die Leute von Nazareth empfunden haben, als Christus in ihrer Schule eine Prophezeiung des Jesaias las, das Buch zusammenrollte, und nun sprach: »Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren.« Man stelle sich das vor: Jesaias, ein uraltes Buch, den Damaligen zeitlich so fern stehend wie uns eine Schrift aus dem Jahre 1200 – und nun kommt ein Dorfgenosse, liest, legt das Buch beiseite, und sagt »Heute ist diese Schrift erfüllt...« Und zwar mit ihm, der da vor ihnen saß. Zuerst waren sie gebannt, aber dann wollten sie ihn vom Felsen stürzen. Denn Geschichte ist immer fürchterlich, wenn sie sich aufreckt und uns einholt. Aber alles Geschehen hat seinen Schatten, der jede Bewegung nachhafft. Und so gibt es auch eine herzige Karrikatur dieses Eingeholtwerdens durch Geschichte, wie ich entdeckt habe. Wenn man sich nämlich auf einen Stuhl setzt, die Hegelsche Philosophie in die Hand nimmt und liest, so sieht man staunend sich den Weltgeist in immer neuen Zweigen entfalten. Jede Zeit, jede Kultur hat in dem historischen Prozeß ihren Sinn, ihre Berechtigung, ihre Wahrheit. Doch auf einmal faßt den Leser ein sonderbares Gefühl. Denn das Buch deutet ihm bescheidenlich an, daß er, der Leser, die höchste Entwicklung des Weltgeistes soeben in der Hand hält: nämlich gerade dieses Buch... [»Sagen Sie's niemand weiter: ich bin nämlich der Kaiser von China...«] Das ist nun der Augenblick, wo der Lesende entweder von seinem Sitz langsam auf die Knie rutscht oder aber vor Lachen vom Stuhl fällt.

Das ist schon so: wenn man sich zuviel mit dem Werden einläßt, muß man diesem ein Ziel setzen, sonst arbeitet der Dreitaktmotor »These-Antithese-Synthese« bis zur Sinnlosigkeit weiter. Diese Terminusstation heißt bei Marx die klassenlose Gesellschaft. Marxismus-Leninismus-Stalinismus, das hat in seinem angenehmen Rhythmus wirklich etwas von einer Eisenbahnfahrt. Da fiel mir neulich auf, daß diese Drei ja durchaus nicht so heißen. Marx heißt eigentlich gar nicht Marx, Lenin gar nicht Lenin, und Stalin zum Beispiel Dshugaschwili. Dshugaschwilismus? – alles geht bekanntlich, aber das geht denn doch nicht. Und Lenin heißt Uljanow. Uljanowismus? Nein, das geht ebenfalls nicht. Und dabei hat sich doch jeder seinen Namen in einem Lebensstadium gewählt, wo noch nicht die geringste Aussicht auf einen »Ismus« bestand. Das nenne ich das Walten einer phonetischen Vorsehung!

Aber warum hat sich der Mann Uljanow [und er war wirklich ein ganzer Mann] gerade den Namen Lenin gewählt? Hier meine Entdeckung: Lenin kommt von Eugen Onegin her. Onegin, von Puschkin geschaffen, war der erste russische Romanheld; das ist jetzt 125 Jahre her. Die Onega aber ist ein Fluß, der über die Newa in die Ostsee fließt. Dann kam der Dichter Lermontow und nannte seinen weit verbisseneren Held Petschórin – weil die Petschóra nämlich *ebenfalls* ein nordrussischer Fluß ist, der jedoch bereits in das wilde Weiße Meer fließt. Jetzt schlagen wir den Geographie-Atlas auf und schauen nach, was es in Nordrußland östlich der Petschóra noch für weitere Flüsse gibt: Obj, Jenissei, Irtysch – alles sehr gute Flüsse, aber für einen Namen nicht zu brauchen. Denn zum Beispiel »Irtyschin« klingt auch für russische Ohren etwas komisch und unideal. Doch halt, es gibt da noch einen Fluß – den letzten, riesigsten, der sich in ein hoffnungsloses Eismeer ergießt: die Lena. Lenin – das klingt, das geht, das ist bereits ein Programm. Das also war der Gedankengang jenes Jünglings, der sich einen Namen suchte, um sich einen zu machen. Es kann gar nicht anders gewesen sein.

Und hierbei fallen mir zwei weitere Entdeckungen ein. Die erste hat Lenin selber machen müssen. Damals, in des Bolschewismus Maienblüte, wurde auf Lenins Geheiß an allen Häuserwänden das Schlagwort plakatiert: »Religion ist Opium für das Volk!« Und so stand es auch mit Riesenlettern in die Kreml-Mauer gemeißelt. Frau A. [die Gattin eines großen Dichters, von der ich diese Geschichte gehört] mußte täglich an den Lettern vorübergehen und ärgerte sich darüber. Denn sie sagte sich als praktische Frau, daß das russische Volk diesen Satz gar nicht verstehen könne, weil es weder wisse, was »Religija« noch was »Opium« bedeute. [Der russische Instinkt neigt zum Griechischen und nicht zum Latein. So kann ein Muschik gut und gern Agathon – sprich Agafón – heißen; dagegen sagt er statt Religion einfach der Glaube.] Frau A. war mit Lenin nah bekannt: »Wladimir Iljitsch«, sagte sie, »was haben Sie denn da an die Wand schreiben lassen – das versteht doch das Volk nicht!« – »Wieso versteht es das nicht? Einfacher und kürzer kann man's nicht sagen!« – »Aber das Volk weiß doch nicht, was Religion und was Opium bedeutet; das sind ihm unverständliche Fremd-

wörter.« – »Was Sie sich einbilden! Das versteht jeder.« – »Wladimir Iljitsch, sehen Sie, dort steht ein Soldat vor der Inschrift. Wollen wir doch hinausgehen und ihn fragen, was das heißt.« Lenin war einverstanden. Frau A. nahm sich ein einfaches Kopftuch und wandte sich im Vorbeigehen an den Soldaten: »Ach bitte, können Sie mir sagen, was diese Inschrift bedeutet?« Der Soldat buchstabierte ihr mit einem gewissen Stolz die Inschrift laut und deutlich vor. »Danke«, sagte Frau A., »aber da sind solche Worte, die ich nicht verstehe. Was heißt denn »Religija«? Der Soldat schaute das Wort lange an und sagte dann: »Das kann ich Ihnen leider nicht sagen.« – »Und was heißt »Opium«?« – »Opium, Opium... das kann ich Ihnen leider auch nicht sagen.«

Sowie sie weitergegangen waren, rief Lenin: »Hören Sie, das ist eine gestellte Szene. Sie haben den Mann absichtlich hinbeordert!« Und es dauerte lange, bis er ihr endlich Glauben schenkte. Das war also Lenins kleine Entdeckung. Vielleicht irrte er sich in der Tragkraft der Worte gerade deshalb, weil er der geborene Redner war. Denn wenn er zum Volke sprach, konnte er noch so viel Religion und Opium anbringen, die Masse stand trotzdem völlig in seinem Bann. Und so glaubte er, daß sie diese Worte auch verstanden.

Zum Schluß noch eine kleine Entdeckung aus Lenins Werken, die hierzulande vielleicht interessieren dürfte. Bekanntlich hat Lenin längere Zeit in der Schweiz gelebt. Er schreibt also einmal etwa folgendes: wenn in Rußland eine solche Ordnung der Dinge bestanden hätte wie in der Schweiz, dann hätte es keine Bolschewistenrevolution gegeben. –

Ich weiß nicht, ob das ein Grund zur Zufriedenheit ist. Zufriedenheit ist ja immer gefährlich. Aber vielleicht kann man darauf stolz sein.

### *Zürich, alles aussteigen!*

---

Steigt man nun aus, so erblickt man als erstes die Rückseite eines Herrn in bronzenem Gehrock und darunter ein Bassin mit grasgrünem Wasser. Kommt man dann an den See, so ruft man: »Ah, die schönste Stadt der Welt! Wie das harmonisch ansteigt, wie sich das niederläßt zur blauen Fläche und sie zu umarmen sucht! Und

hinten auch noch die Berge...« Alles Amtliche trägt steife Kappen, der Tramkondukteur sagt »Uffschlüsse« und »Merci«, ein Lieferauto mit den Goldlettern »Feini Guetzli« flitzt vorüber, und das kochende Wasser des Limmatwehrs wirbelt in den blauen und roten Farben einer Bleistiftreklame. Am nächsten Tage wird man gefragt: »Wie hat Ihnen die Bahnhofstraße gefallen?« und man sagt »Einzig!«, wiewohl sie einem gar nicht aufgefallen ist, da sie nämlich das ist, was Zürich mit allen Weltstädten gemeinsam hat.

Allmählich setzen sich dann die Eindrücke. Man entdeckt einen Stadteil, wo alles mit »Sihl-« anfängt, und wo offenbar das neue Zürich am Werk ist: stählerne Riesenstörche mit haushohen Beinen und Hälsen beugen sich über das Balkenwerk ihrer Betonnester; kleinere Beißmaschinen schlucken Schutt, machen rechtsum und lassen dann aus eiserner Kinnlade den ganzen Fraß wieder herausfallen: der moderne Tantalus. Die Häuser, die so entstehen, sehen aus wie Pappschachteln, aus denen man mit einer spitzen Schere die Fenster herausgeschnitten hat. Angestrengt sucht man zu entdecken, was denn an diesen Neubauten besonders schweizerisch ist, aber man kann es nicht herausbekommen. Dann fährt man auf den Ütliberg, und erkennt von da, wie die Stadt konstruiert ist: sie liegt in der Wegspur eines Riesenpneu; wo sich eine Pfütze gebildet hat – das ist der Zürichsee; die westliche Kante heißt Ütliberg, die östliche Zürichberg. Eine dreistöckige Stadt: das Tal liegt zu ebener Erde, der nächste Stock ist der Straßenzug Zeltweg–Hirschgraben, und der Zürichberg ist die Beletage. Gegen den Ütliberg zu liegen die Arbeiter-Wohnkolonien, am Hange des Zürichberges aber haben sich die Studenten und die Millionäre seßhaft gemacht. Die Arbeiter haben Morgensonne, die Millionäre dagegen machen ihren Gattinnen »ane Überraschung mit'm Sonn'untergang«, wie Nestroy sagt. Zürich ist die friedlichste Stadt der Welt, und infolgedessen stark mit Festungswerken durchsetzt. Wie alle natürlich gewachsenen Städte, birgt Zürich eine Menge von Miniaturstädtchen in sich, die, besonders in der Altstadt, jeweils um einen Brunnen, dieser Nachrichtenquelle zeitungloser Zeiten, gruppiert stehen: »In die Giebel steigend, / wollen die kleinen Häuser alles sehn, / die Türme vor einander scheu verschweigend, / die immer maßlos hinter ihnen stehn.« Doch weder Altstadt noch Neustadt geben Zürich die

Physiognomie, sondern die bürgerliche Architektur des neunzehnten Jahrhunderts, welche hier so maßvoll und edel ist, wie ich es nirgend sonst gesehen habe: höchste Zeit, daß man *dieses* Zürich entdeckt! So eine Stadt steht ja sinnfällig da als Geisteserbe: ein Volksaufzug in historischen Kostümen zeigt, eines Tages durch die Straßen ziehend, eben das, was alle Tage diese Straßen ausmacht – wer Baukunst fühlt, wer die Steine reden hört, für den ist's immer Sechseläuten, wenn er durch die Straßen schlendert.

Den größten Gegensatz in Zürich bilden die Tram Nr. 10 und jene ruhvolle Straße, welche Neumarkt heißt. Die 10 ist der Sebastian Melmoth unter den hiesigen Straßenbahnen: unstet und flüchtig rast sie im Zickzack durch die Stadt und scheint zu rufen: »Dort, wo du nicht bist, ist das Glück!« Der Neumarkt dagegen ist die Jean Paul-Straße von Zürich – in jedem Hause könnte eine »Harmonie« oder »Ressource« domizilieren, und der Mondschein versilbert die Schnörkel dieser innigen Behaglichkeit. Wer Zürich liebt, für den besteht die ganze Stadt aus lauter Sehenswürdigkeiten, dem Durchreisenden aber könnte man als Kosthappen zuwerfen, daß hier zum Beispiel der Bahnhof und das Rathaus auf dem Wasser errichtet sind, und daß sich an diesem Rathaus [ein bezaubernder Renaissancebau] die Physiognomien der Ratsherren selber als satirische Ornamente abgebildet finden, manche sogar mit Brillen! Das sind die Gemeinderatsberichte von anno Tobak. Zürich hat berühmte Stadtteile, und dann wieder unberühmte, denen man die Bädekersterne selber verleihen muß. Zu den berühmten zählen die Schipfe und das Niederdorf. Die Schipfe am Limmatufer spiegelt sich im Wasser, doch mehr noch in den Aquarellen, die man von ihr in rastloser Skizziertätigkeit verfertigt – kein Klafter Schipfe, der nicht irgendwo eingerahmt unter Glas hängt. Wie bei den Filmdivas hat das Antlitz der Schipfe vom vielen Verflachtwerden bereits die Tiefendimension verloren, und man fragt sich besorgt, ob dieser Stadtteil nicht bereits mehr auf Watmanpapier als in Wirklichkeit vorhanden ist. Dagegen ist der Ruhm des Niederdorfes kein visueller, sondern mehr ein akustischer: das ist nämlich das berühmte »Gebrüll im Niederdorf«, welches dort nachts in den Straßen und sodann tags in den Zeitungsrubriken aufheult. Was für den Londoner der Hydeparkcorner ist: der Ort zum Reden, das ist für

den Züricher das Niederdorf: der Ort zum Brüllen. Natürlich wurde durch die Presseproteste der Lärm größer: denn in dem nachts auf die Straße torkelnden Hirn assoziiert sich der Eindruck »Niederdorf« flugs mit der Rubrik »Gebrüll«, worauf es mit dem Pflichtgefühl aller Betrunkenen sogleich zu brüllen anhebt. Im Niederdorf, dieser Gegend der Artisten, Okkasionen und Harmonikavirtuosen, kann sich das adrette Zürich endlich einmal in Hemdärmeln ausräkeln. Hier sieht man noch wildbehaarte Greise mit Bündelchen unterm Arm und ausgefransten Hosen ihre via dolorosa ziehen, so daß man sich fragt: sind das Außenseiter oder, im Gegenteil, letzte, nicht mehr in den Betrieb passende Schweizer Urstücke? Und es fällt einem ein, daß ja Gottfried Keller ums Haar solch eine Type geworden wäre...

Zu den unentdeckten Stadtteilen gehören die Langstraße und die Pelikanstraße. Die Langstraße ist Proletariergegend, und abends gibt dort der junge Arbeiter, der was noch Schneid hat, den Ton an. In der Langstraße ist alles etwas billiger; es sind die in ganzen Schichten heraushängenden Konfektionshosen, die der Straße ihr Gepräge geben. Hier stehen die Leute in Gruppen auf den Trottoirs, während die Kinder um ihre Beine spielen, fast wie in Italien; und zum Fasching gibt's hier einen eigenen, dichtgedrängten Corso, wobei die Maskierten vorzugsweise mit Ofenruß und ähnlichen Hausmitteln gearbeitet haben. Die Langstraße ist sportlich eingestellt, und sehr für Helden und Heldenverehrung – Leute wie Humphrey Bogart genießen dort hohen Ruhm. Und jeder geht mit dem Gedanken um, sich nächstens ein Motorrad zu kaufen. – In der Pelikanstraße aber konzentrieren sich stumme dramatische Welten: vom Reiche der stählernen Riesenstörche und Schuttfreßmaschinen hat es einen Schritt zum Botanischen Garten, der ein Treibhaus des Friedens auf einer alten Festungsbastion ist. Drehst du dich aber vor dessen Gitterpforte um, so stehst du vor der Schmalfront eines Hauses aus den Achtzigerjahren, dessen makellose Harmonie sämtliche angrenzenden Bureaukästen erbleichen läßt. Und drei Schritte weiter, am Schanzengraben, gewahrst du, wie ein mächtiger Nadelbaumpatriarch sich vom Garten schief über den halben Kanal neigt – zum anderen Ufer, wo ein angefressener Häuserkomplex den Namen »Kubin« beschwört, so verwittert, so rattenschlupfig, so ge-

heimnisvoll steht das am Wasser. Und immer, wenn man dann aus den Straßen an den See hinaustritt, mit seinen sich himmlisch verlierenden Ufern, hat man den Blick ins Paradies. Der See ist für Zürich die blaue Rettung vor der Gefahr, sich ins Kleinliche zu verlieren. Er ist der geniale Teil der Stadt. –

Zürich, die Königin aller Großstädte, wird nie Weltstadt werden, weil es zu einer Art Stummheit verurteilt ist. Die Welt lernte durch Athen Griechisch, durch Florenz Italienisch, durch Paris Französisch – ist es anzunehmen, daß sie durch Zürich Züritütsch lernen wird? Diese hier ist eine von sämtlichen Weltsprachen belagerte Stadt und befindet sich in der Defensive. Eben darum ist Zürich die Großstadt mit den Allüren einer Weltstadt, denn überall hört man Französisch, Italienisch, Englisch, ja sogar Deutsch reden, und die ganze Welt ist hier zu Gaste [d. h. sie befindet sich meist auf der Durchreise]. Was den Fremden hier sogleich als geistiges Klima umfängt, ist die durchwaltende Atmosphäre der *Redlichkeit*. Dabei werden einem nirgend soviel minutiös beschriebene Fälle von Unredlichkeit in der Presse vorgesetzt wie gerade hier, aber mit dem Tonfall: »Hört, ihr ehrlichen Leute, was es für Gauner auf der Welt gibt – staunt und seht euch vor!« Denn die andere Seite der Redlichkeit ist das Mißtrauen. Der Betrüger ist ja nicht mißtrauisch – baut er doch sein Gewerbe auf dem Vertrauen der Menschen auf –, wohl aber der redliche Mann, der darum seinem Hange aus der Gerichtschronik süße Nahrung saugt. Zwei Jahrtausende lang hat der Helvetier sinnend jene Fremden ins Auge gefaßt, die durch seine Pässe zogen und ziehen werden. So etwas gibt entweder Geld aus, oder nimmt Geld weg: unterscheide! Wie weit kann man einem Fremden glauben? Ein Fremder ist einer, dessen Behauptung, Herzog von Afghanistan zu sein, sich nur schwer nachprüfen läßt. Daher das berühmte Schweizer Mißtrauen. Nun aber gewahrt der Fremde, daß dieses klassische Mißtrauen neuerdings eine Wendung von 180° vollzogen hat. Der Statistik nach soll sich jeder achte Schweizer in psychoanalytischer Behandlung befinden, und es ist möglich, daß gerade dieser Achte vorzugsweise in Zürich lebt. Was war geschehen? Die Kehrseite der Redlichkeit, das Mißtrauen, hatte sich gegen sich selbst gekehrt: der Züricher begann, sich selber wie einen Fremden zu beobachten. Die Wissenschaft in Ehren, aber

diese Stadt stinkt von Psychologie. Nun hatte das scharfe Tellsauge nicht mehr die silbernen Gletscher, sondern den eigenen Seelenspiegel vor der Nase, und schaut alleweil nach der Zunge, ob sie nicht belegt ist. –

In Zürich sind zwei Städte ineinandergeschoben, nämlich Seldwyla und Newyork. Seldwyla kümmert sich nicht um die Fremden; Newyork fragt, wie einem die Bahnhofstraße gefallen hat. Seldwyla lebt in den Tag hinein; Newyork schuftet in die Nacht hinaus. Seldwyla hält Umzüge mit allen Zünften; Newyork ist tagtäglich in einer verbissenen, motorisierten Völkerwanderung auf allen Straßen begriffen. Seldwyla hat Zeit; Newyork verkauft Armbanduhr. Seldwyla hat etwas von einem behäbigen Gast, der verzehrt; Newyork etwas von einem hastigen Kellner, der serviert. Seldwyla hat Humor; Newyork ist sich des vollen Ernstes der Lage bewußt.

Dieser Züricher Humor ist ein bodenständiger Purzelbaum. Er lebt im Dialekt und weiß ihm die feinsten Wirkungen abzugewinnen. Hier ein Momentbildchen aus einer Zeitschrift; daß ihm diese Unscheinbarkeit auffiel, zeigt, daß der Autor M. M. ein Dichter ist:

In einem Züricher Hotel<sup>1</sup>, morgens 7 Uhr. Gast: Gändsi mir äs Caffi complet. Serviertochter: Ja gärn, hendsi Milchgupon und Brotmarke? Gast: Nei. Serviertochter: Dä chanich Ihne leider keis Caffi complet bringe. Gast: Dänn bringedsi mir halt äs Biftek mit Ei und än Zweier Wyse.

5 Minuten später.

Serviertochter: Ich bringe Ihne äs Caffi complet, der Chuchichef schläft drum no und i dr Chuchi isch nur d'Caffichöchi.

Hier spiegelt sich die Welt in einer Kaffeetasse. Schon das Wort »Caffi complet« lächelt in der Vermählung von Dialekt und Weltsprache. Die ersten Sätze werden wie eine Schulaufgabe hergesagt. Das Schicksal naht mit der Frage: »Hendsi Milchgupon und Brotmarke?« Der Gast macht keine Umschweife, beteuert nicht, daß er die Marke zufällig verloren habe, hélas, c'est la vie!... sondern erklärt schlicht und redlich: »Nei«. Doch wie er die treuherzige Abweisung erfährt, wird der Gast dämonisch, fährt sich à la Byron durchs Haar, jetzt ist schon alles eins – und verlangt düster nach Blut und Wein: äs Biftek mit Ei und än Zweier Wyse!... Aber

sogleich löst sich die Gewitterspannung: Ich bringe Ihne äs Caffi complet... Wie nachgiebig ist das, wie entspricht es dem »Ja gärn« – plötzlich sind alle Schwierigkeiten geglättet. Und nun gibt es zwei entzückende Genrebilder. »Dr Chuchichef schläft drum no« – das sieht man mit allen Schnarchflorituren vor sich; wenn man *Chuchichef* heißt [was zugleich wie ein russischer General klingt], so ruht man sich auf diesem unbezahlbaren Titel mit Recht aus. Und: »i dr Chuchi isch nur d' Caffichöchi« – in der Tat, sie füllt die Chuchi fast völlig aus. Sie hat etwas von der gnadenspendenden Natur, deren Üppigkeit nicht nach Milchgupons fragt und freigebig Brot austeilte. – Und d n n hat der Zürcher noch einen humoristischen Moment, nämlich wenn es anhebt, »schriftdeutsch« zu reden. [In Zürich gibt es kein Hochdeutsch, sondern Schriftdeutsch – eine eigentümliche Sprache, die nicht über Lippen und Ohr, sondern vom Zeitung blatt durch die Augen empfangen wird, und dann ebenso stumm von der Feder aufs Papier fließt.] Er, der Zürcher, muß zuvor am Gedankenschaltbrett einen bestimmten Hebel hinter-, und einen andern heraufdrücken. Er redet dieses Schriftdeutsch feierlich und doch mit tausend mitschwingenden Ironien. Er wirft sich, insgeheim kichernd, den sprachlichen Bratenrock um.

Und wie muten, um das Wichtigste nicht zu vergessen, den Fremden die Menschengesichter dieser Stadt an? Er urteilt summarisch, und teilt sie in die guten und die weniger guten ein. Die guten sind festgebaut, mit ihren Knochen eins, gedrunge und gemeißelt; keine Pfannkuchengesichter, sondern eben Berg und Tal, genau profiliert wie auch das Schweizer Land. Hier gibt es nicht die gewisse schwammige Süße, wie öfters in Norddeutschland, wo die Lieblichkeit nicht durch den Gesichtsbau, sondern durch die Fleischpolsterung bewirkt wird, durch jenen Hauch von Harmonie, der »saisonmäßig bedingt« ist. Aus den hiesigen Zügen sprechen die Grundzüge: Nüchternheit, Genauigkeit, Willensstärke. Woher die Nüchternheit, da der Schweizer doch von Gottes blauen Wundern umgeben ist, während etwa der Araber der ödesten Wüste einen phantastischen, hohen Zug bewahrt? Die Tiroler, die doch auch ein Bergvolk sind, kennen diesen Taumel ins Nüchterne nicht. Vielleicht rührt das von dem mehr nüchternen, mehr moralischen Zug der Religion her, wiewohl Ursache und Wirkung da schwer

zu unterscheiden sind. Die Biographie eines Menschen schreibt er sich ja selbst ins Gesicht – nirgend habe ich soviel gütige, von einem redlich verbrachten Leben zeugende Altersgesichter gesehen, wie etwa in der Zürcher Straßenbahn. Diese Antlitze atmen eine wunderbare Ruhe. Manchmal trifft man so ein Damengesicht mit weißen Locken und rosigem Teint, ohne die geringste Falte. Nun ja, eine Folge der gesicherten Verhältnisse; doch man darf nicht vergessen, daß eben diese eine Folge der allgemeinen Volkstugend, nämlich der politischen Weisheit, sind. – Daneben aber gibt es einen anderen Gesichtstyp, der mehr international anmutet. Diese Physiognomien sind nicht knochig, sondern eher weich, mit nervösen Augen. Auch ohne Falten bergen sie die Bereitschaft zu hin und her gehetzten Verzerrungen ins Niedergeschlagene, in den Ärger, in die Gier; vor allem aber zeugen sie von latenter Hysterie: es sind beautés de diable. Und gerade diese Art trägt oft die rote Kriegsbemalung auf den Lippen. Ich selber, der ich mich als einstiger Schauspieler im Schminken auskenne, stehe da vor einem Rätsel. Es geht nämlich nicht an, sich einzig die Lippen zu malen; wenn, dann muß auch das ganze Gesicht ein wenig dran glauben, sonst glauben wir's nicht. Wahrscheinlich fehlt dazu die Zeit. Natürlich hat das etwas Rührendes – »denn sie wollte lieblich sein...«, wie der unbekannteste Schweizer Dichter singt. Dennoch wirkt so ein müdes Großstadtgesichtchen mit knallrotem Mundwerk ästhetisch wie eine Backpfeife; ganz abgesehen davon, daß die feinen Lippenkonturen zumcist verschmiert werden. Gespenstisch aber wird das, wenn ein älteres Wesen so was im Gesicht wie eine noch blutende Messerwunde trägt. Hat sie denn gar keinen Spiegel? Schließlich erkennt man, nach einem Blick auf ihre Kleidung, daß das nicht Koketterie sein soll, sondern ein Standesmerkmal: »Bitte, ich gehöre immer noch zu den Kreisen, die Schönheitspflege treiben!« Sie hat den Marktkorb unterm Arm, aber trotzdem fiebrige Lippen; nein, gerade darum. – Doch die guten Gesichter sind in der Mehrzahl.

Eine Weltstadt erkennt man mit dem Gehör, nämlich an dem gewissen Meeresrauschen des Verkehrs, das dumpf durch die Fensterscheiben dringt. Davon ist in Zürich, Gott sei Dank, nichts zu spüren. Nachts höre ich bloß das Käuzchen im Garten schreien, und in diesen Schauerruf mischt sich Unheimliches mit Heimeligem

– ähnlich, wie die Stube noch einmal so gemütlich wird, wenn der Regen an die Scheiben trommelt. Doch vielleicht will Zürich gar nicht Weltstadt werden, so wie die Schweiz ja auch nicht Großmacht werden will. Aber wer fragt danach? Zürich ist ein Herz, das jetzt den europäischen Blutkreislauf, der einst auch durch Deutschland pulsierte, nun aber darum einen Bogen macht, weiterpumpen muß – und dazu ist es nicht groß genug. Darum ist Zürich überlastet und leidet auch an einer geistigen Raumnot. Es ist die Stadt der Kongresse und der Einsamkeiten. Hier kommt die ganze Welt zusammen, nur den Bewohnern selber will's nicht so recht gelingen. Ein Zürcher kann sich in seiner Heimatstadt ganz gut einsam fühlen; in Winterthur dagegen fühlt er sich bestimmt nicht einsam. Man mag sich ja als Fremder täuschen, doch manchmal hat man hier die Vision von dreihundertfünfzigtausend einsamen Matterhornen. Woher das kommt, weiß ich nicht; doch es ist so. Aber einmal im Jahr nimmt diese Stadt die große Revanche an ihren Einsamkeiten: beim triumphalen Aufzug des Sechseläutens. Hier werden alle Eiszapfen verbrannt und fließen in eins zusammen. Was in Rom das Kolosseum war, in Konstantinopel das Hippodrom, in Berlin das Sechstagerennen, das ist hier das Sechseläuten – die Gelegenheit, wo das ganze Volk sich an sich selber freut. Sie kommen mit Schemeln, mit Stühlen, mit Holztreppen, sie kommen, sich selber zu sehen, und auf den Bordkanten sitzen kilometerlang aufgereiht die Kinderbeinchen. Mir, der ich doch manche Nazi-aufzüge ungerührt ins Auge faßte, hat das erste Sechseläuten Tränen gekostet. Und das vergißt man einer Stadt, der man solches verdankt, nicht – auch wenn man einmal längst wieder fortgefahren ist.

### *Ein Wort übers Pfeiferauchen*

---

Als ich jemand riet, Pfeife zu rauchen, meinte er ablehnend: »Die Pfeife beißt so...« Der Mann mußte doch wissen, daß Millionen Menschen Pfeife rauchen, und er nahm also an, daß sie sich ein Leben lang ruhig von ihr beißen lassen! Man könnte ebensogut ablehnen zu reiten, weil Pferde so bocken... In der Tat, ein Pferd muß eingeritten und eine Pfeife eingeraucht werden, weshalb die Eng-

länder für beide Prozeduren den Ausdruck *to break* haben – *to break a colt* und *to break a pipe*. Ein anderer Mann, ein Philosoph von 80 Jahren, erzählte mir: »Bis vierzig rauchte ich Zigaretten, von vierzig bis sechzig Zigarren, von sechzig an aber rauche ich Pfeife. Das muß seinen tieferen Grund haben.« – Vielleicht den, daß die Pfeife Ruhe verbreitet.

Rauchen ist der dauerndste Genuß, denn Essen und Trinken finden ihre Grenze, aber atmen kann man immer. Eine Würze der lebenslangen Luftschnapperei! Europa begann zu rauchen, als es auch mit dem Kaffee- und Teetrinken anhub, denn eben zu der Zeit kamen die Errungenschaften auf, und die gehen bekanntlich auf die Nerven. Coffein, Teein und Nikotin sind nämlich Gegengifte gegen diese Errungenschaften, weil ein Kulturorganismus sich instinktiv jene Antitoxine beschafft, die er braucht. Wenn man einen Volltreffer auf den Unterstand bekommen hat, so empfindet man – mit dem Bewußtsein des Weiterlebens – das dringende Bedürfnis nach einer Zigarette. Explosion und Zigarette gehören irgendwie zusammen – ebenso wie die Frauen genau dann zu rauchen begannen, als sie sich nach opfervollem Kampfe das Recht errungen hatten, Maschine zu tippen. Nobel, der das Dynamit und die Friedenspreise erfand, hätte dazu auch noch Tabak verteilen sollen, damit wir die Explosionen aushalten und rauchverklärt jener einstigen Friedenspreise gedenken, »wo noch ein Karbonadl um elf Kreuzer feil war«. Seltsam übrigens, daß sich jeder Erdteil gerade jene Gifte aus der Natur holt, die ihn in seinem Eigensten bestärken: die Narkotika Amerikas, Colanuß und Peyotl, regen zu unermüdlicher Tätigkeit an; die Narkotika Asiens aber, Opium oder Haschisch, laden zu Träumen ein. Der Tabak nun vereinigt diese beiden Eigenschaften, denn man kann in zwiefacher Meinung rauchen: er ist der große *Nervenstabilisator*, welcher nach Wunsch sowohl konzentriert als auch entspannt. Der Schäfer mit seiner ewigen Pfeife und der Chauffeur, der das Endchen eilig weg wirft – jener raucht, weil er zu viel, dieser weil er zu wenig Zeit hat.

Undankbar wäre es, wollte ich etwas gegen die Zigarette sagen; hat sie mich doch seit meinem dreizehnten Lebensjahr durch dick und besonders durch dünn köstlich begleitet. Die Zigarette regt zur Diskussion an, die Pfeife jedoch zur Meditation. Aber die erste [und beste] Rauchweise ist eben doch das Pfeiferauchen. Die Indianer ta-

ten glimmendes Tabakskraut in eine Erdhöhlung, bohrten zu ihr kleine Tunnel, legten sich auf den Bauch und tranken den Nikotinnebel vom Busen der Natur. Die spanischen Entdecker, die solches Rauchen beschrieben, nannten es *libido potandi nebulas*. So war also der erste Pfeifenkopf unsere Erdkugel, und man kann mit Sicherheit sagen, daß er auch der größte war. Raucht die Erde doch selber mit ihren Vulkanen, ein seismographisch-zitteriger Kordilleren-Kettenraucher, und spuckt dazu Lava aus nach der alten Tabaksregel: »-et puis l'on crache, et cela même fait de plaisir!« Bei den Indianern war Rauchen eine heilige Handlung: als Symbol der Versöhnung ging die kupferne Friedenspfeife von Mund zu Mund. Aber auch bei uns bekräftigt Tabak einen Männerbund, denn wenn ich jemand zu rauchen anbiete, bin ich mindestens bereit, mit ihm zu diskutieren. Allerdings läßt sich ein Pfeifenraucher von seiner Überzeugung kaum abbringen, diese Leute sind sehr schwer herumzukriegen. Er hört den anderen schmauchend an, er redet nicht viel [schon weil das beim Rauchen stört], doch er besteht auf seinem Pfeifenkopf. Er weiß was er weiß: zum Beispiel, daß Zigarettenrauchen ein Flirt ist – das Ganze geht in Luft auf –, während man mit der Pfeife eine Ehe eingegangen ist. Jedes Kind kann Zigaretten suzeln, doch Pfeife rauchen ist eine Kunst.

Dabei ist der Pfeifenrauch edler als der der Zigarette. Bei der Zigarette raucht man eben unweigerlich Papier mit. Die Luft eines Zimmers voll abgestandenem Zigarettenrauch ist abscheulich, während guter Pfeifentabak einen Duft hinterläßt. Edler Pfeifenrauch übertrifft sogar die Zigarre, denn diese ist zwar reiner Tabak, jener aber mehr, nämlich Tabak mit feinsten Holzeinwirkung. Die Pfeife bestätigt die alte Regel, daß gerade aus der echten *Bindung* Freiheit entsteht: man ist von der Pfeife abhängig, doch man kann sie sich auswählen und erziehen, wie man sich auch den Tabak selber mischen kann. Ich bin der Pascha eines Harems von sechs wunderbaren glutäugigen Pfeifen, doch vorher mußte ich mindestens zehn ausscheiden und aus Egoismus verschenken. Meine vier »shell briar« haben shakespearische Fülle, während die beiden anderen Pfeifen in ihrer milden Süße an Xenophon, die attische Biene erinnern. Und beim Tabak mische ich, trotz der politischen Lage, Amerika mit Asien, nämlich Virginia mit Sumatra zusammen, weil das Aroma so erst

die dritte Dimension der Tiefe gewinnt. Auch darf man seine Vollblüter nicht zuschanden rauchen. Bekanntlich nennt man das Hohle im Flintenlauf seine »Seele«; auch die Pfeife hat eine Seele, und zwar eine sehr empfindliche. Heute weiß jedes Kind, daß die Kindheitsindrücke entscheidend sind – der Augenblick, da die Pfeife zum erstenmal geraucht wird, entscheidet über ihr Schicksal. Läßt man nämlich diese erste aus Unachtsamkeit *ausgehen*, so ist etwas Unwiderrufliches geschehen: denn nun wird sie ihr Leben lang gerade an der Stelle ausgehen! Über diese Hemmung, diesen Minderwertigkeitskomplex kommt sie nie mehr hinweg. Und daß läßt sich durch keinerlei festes Stopfen und ähnliche Überkompensierungen verdrängen... nevermore.

Und wozu das alles? Um eines schäbigen kleinen Genusses willen... Hat nicht Goethe »genießen ist gemein« gesagt? Bedeutet jenes greisenhafte »Solang mir noch mein Zigarrl schmeckt...« nicht eine Abdankung strebenden Menschentums und bereits eine verkappte Todesanzeige? Genuß heißt, die Essenz eines Wesens in sich aufnehmen; darum ist er dem Ekel so nah verwandt, wenn wir nämlich dieses Wesen ablehnen. Kinder und Tiere genießen unschuldig, weil ihr Drang sich mit ihrer Natur deckt. Genuß ist das Nebenprodukt einer lebensnotwendigen Funktion: wir müssen essen, wir können dabei genießen, also dürfen wir es. Doch es heißt: »Essen, um zu leben; nicht: leben, um zu essen« – spielt sich das Nebenprodukt als Hauptzweck auf, so wird der Genuß schäbig, weil er den Lebenssinn verstellt. Es schmeckt uns *infolge* des Essens; Rauch aber genießen wir nicht *infolge* sondern *mithilfe* des Atems, was etwas anderes ist. Wie wir ja denselben Tabak auch mithilfe des Kauens genießen können, und ihn dann ausspucken. Fressen und Saufen sind also immerhin natürliche Exzesse, während Rauchen ein nichtnatürlicher Genuß ist. Atem ist Odem, ist Pncuma, ist dasselbe Wort für Geist: das, was dem Erdenkloß eingehaucht wurde. Und also war Rauch der Götter Teil und ihr Genuß beim Verbrennen des Schlachtopfers. Welches ist die Gefahrengrenze des Rauchens, wo der Genuß ins Gemeine überkippt? Auf die Rundfrage: »Rauchen Sie beim arbeiten?« antwortete Bernard Shaw: »Nein, aber ich arbeite zuweilen beim Rauchen.« Damit hatte er die Gefahrenzone sehr listig bezeichnet. Das nächste Stadium wäre bereits das erwähnte »Solang mir

noch mein Zigarri schmeckt...« Mir persönlich ist Rauchen die erwünschteste Denkkunterstützung – denn alles in mir, *was nicht denkt*, wird dadurch angenehm abgelenkt, und ich bekomme den Kopf frei. »In drei Tagen Nichtraucher« verheißen die Annoncen. Sehr schön für die Gardinen, aber wer macht mich dann gegen die Er rungenschaften immun? Die Hupen und Telephone schrillen ja weiter, und munter explodieren die Granaten... Wer schafft mir den Sperrnebel, mit dem ich mich gegen die Mückenstiche des Alltags einhülle? In drei Tagen Nichtraucher? Aber dann, bitte, auch: »In drei Tagen Nicht-Zeitgenosse.« Doch das müßte schon ein sehr starkes Mittel sein... Ich lasse nicht von meinem Tabak, von dem Weihrauch der Weisheit, von dem Feuerzeichen, das die Gedanken mobilisiert!

### *Kleine Jagd*

---

Ich bin kein Jäger. Wenn nur nicht dieser unglückliche Gesichtsausdruck wäre, mit dem das Reh, die Explosivkugel im Leibe, gesenkten Hauptes noch dreißig Schritte trippelt, um dann zusammenzubrechen...! Vielleicht hat ihn die zerpatschte Mücke auch, den Gesichtsausdruck, aber ich kann ihn, Gott sei Dank, nicht sehen. Nein, ich bin mehr für kleine Jagd. Und wenn zum Jagen das Fangen gehört – was fängt man nicht alles beim täglichen Atemholen, beim Spaziergang in den Wald!

Vielleicht auch nur mit den Augen, aber man hat es ja doch. So sah ich neulich, wie ein Reh sein weißgetupftes Kitz mütterlich liebevoll ableckte, und das Kleine hielt ganz still, es war ihm sichtlich angenehm. Aber nur wenn die Mutter zu den Ohren, den Lauschern, kam, schüttelte es jedesmal ein bißchen den Kopf: das kitzelte, und tat einen zielichen Schritt zur Seite. Doch die Mutter kam und leckte wieder an den Lauschern, da half alles nichts, und wieder kitzelte es... Die meisten Hasen hier kenne ich persönlich; man müßte ihnen eigentlich Namen geben. So traf ich neulich einen Herrn v. Mümmel im üppigen Gras von Kastenbein's Wiese. Wie er so die Löffel anlegte und sein enormes Profil zeigte, murmelte ich ganz automatisch: »Ich kenne ihn – er ist ein Odessit...!« Gleich darauf mußte ich lachen über die absurden Querverbindungen

des Gehirns. Woher kam mir nur dieser Ausspruch? Ach ja: einmal, vor dreißig Jahren, hatte ich zwei Stunden Aufenthalt in der mir unbekanntem Stadt Cherson, das liegt nicht weit von Odessa, wo ich ebenfalls nie gewesen war. Also ging ich ein wenig auf der Hauptstraße spazieren. Die Chersoneser steckten die Köpfe zusammen – wer ich wohl sein könnte? Und da hörte ich diese Stimme im Bühnenflüsterton: »Ich kenne ihn – er ist ein Odessit...!« Welch ein Stolz des Sich-Auskennens in der erlogenen Behauptung! Und so was muß einem nach dreißig Jahren auf Kastenbein's Wiese durch den Kopf schießen. Oder haben Sie einmal ein Wettspringen von Märzhasen gesehen? Es lohnt sich. Beide sitzen **ruhig** und schauen einander mit Glasaugen an. Nur die Schnurrbarthaare zittern. Auf einmal springt der eine drei Fuß hoch in die Luft, um wieder in derselben Ruhestellung zu landen. Der andere nimmt das stumm zur Kenntnis, springt aber gleich darauf selber, und zwar dreieinhalb Fuß hoch! – und wieder starren sie sich mit den Glasaugen an... Da reißt im ersten Hasen ein Entschluß: wieder springt er, aber jetzt vier Fuß hoch in die Luft! – und wieder blicken sie ruhig, Seele in Seele... Wahrscheinlich trainieren sie zum Hasen-Olympia. Was tun aber zwei Eichhörnchen, wenn sie einander auf einem Ast begegnen? Sie halten still und reiben dreimal die Näschen aneinander, wie die Chinesen in der Operette – dann schlüpft eins elegant über das andere hinweg, und jedes geht seiner Wege. In der Unterwelt ist das anders. Denn was tun zwei Maulwürfe, eingenäht in ihre Samtkissen, wenn ihre Erdtunnels zufällig aufeinander treffen? Sie graben beide, wie auf Verabredung, einen Kessel, eine »gemeinsame Plattform«, um dort sogleich einen Kampf auf Tod und Leben auszutragen! Und dieses einträchtig-friedliche Kesselgraben vor dem Kampf ist das Merkwürdigste... Aber ist nicht alles merkwürdig? Schon allein die Vogelstimmen: da ist dieser elektrische Klingelvogel; dann der Vogel, dessen Stimme wie das Vollgießen eines Glases klingt – höher, noch höher, jetzt ist es übergeflossen...; und dann mein Liebling, der einfach »bäääh...!« flötet, dessen Ruf eine einzige quarrende Absage an die ganze Welt ist – bäääh...! Ich freu mich jedesmal, wenn ich ihn höre. Und erst die Geheimnisse des Fliegens! Unbeweglich [aber mit rasender Flügelbewegung] verharret so ein großer Brummer an

einem Punkt in der Luft. Plötzlich schießt er in Hyperbelkurve projektilartig ins Blaue, fort ist er, um gleich darauf an genau demselben Punkt wieder stillzustehen... Und immer wieder. Wozu macht er das? Vielleicht, weil es seine Kunst ist, das was ihm keiner nachmachen kann. Lieblich ist auch die Blume Struwelpeter. Sie ist ganz bereift von hauchdünnen Silberhärchen, auch ihre braunvioletten Knospen, die dann plötzlich zur Sonne aufschauen und sich zu einem grünsilbernen Wuschelkopf öffnen, mit haardünnen braunen Nadeln, die jeden Tautropfen aufspießen.

Das ist so meine Beute, und dennoch ziehe auch ich »gespannt das Feuerrohr« durch die Fluren.

Denn ich hasse ihn. Ich weiß genau, daß er mich längst erspäht hat, daß er darauf brennt, es allen im Walde zu erzählen, aber dennoch den Schnabel hält – schlau wie er ist. Dieses Schweigen kostet ihn ungeheuerste Selbstbeherrschung. Und er ist darauf stolz, weil es ihn völlig vor mir verbirgt.

Langsam gehe ich weiter. Bin wahrscheinlich längst an ihm vorüber. Ein Vogel im Wald – eine Stecknadel im Heuschober...

Da, plötzlich kann er sich nicht mehr halten. Die Klatschbasen- und Spitzelnatur bricht durch: »Pääk«, macht er triumphierend – »der Idiot ist vorübergegangen, freut euch des Lebens, pääk!«

Das ist sein erster Fehler.

Sogleich bleibe ich stehen, entsichere und gehe behutsam zurück. Ich mache halt, blicke in die Richtung des Schreies und warte.

Längst hat er sein »Pääk« bereut. Wie jedes Tier im Walde hat er das Gefühl, daß mein Umkehren speziell ihm gilt. Er ist wieder mäuschenstill [und verflucht seinen Schnabel].

Vorhin, als er mich Schreitenden sehen konnte, und ich ihn nicht, da kicherte er im Stillen. Jetzt aber kann er mich weder sehen noch hören. Und das macht ihn unruhig. Mein Stillsein ist jetzt plötzlich mehr wert als sein Stillsein... Auffliegen, denkt er, wäre zu riskant. Nur ganz, ganz leise bleiben! Aber die Angst hat Phantasie: vielleicht, denkt er, bin ich nicht gut genug verborgen.

Und er hüpfte lautlos einen Zweig nach hinten.

Das ist sein zweiter Fehler.

Denn ohne diese kleine Bewegung hätte ich ihn auch jetzt noch nie entdecken können. Gerade sie, nur sie, zeigt mir, wo er sitzen muß.

Ich hebe den Lauf in der wunderbaren Spannung des Zielens und drücke ab. Bumm! fährt es durch alle Stillen und Heimlichkeiten. Er breitet die Flügel aus, fällt raschelnd von einem Zweig zum andern und liegt plötzlich neben dem Eichenstamm. Sein Auge ist gebrochen – die Seele flieht, fugit indignata sub umbras. Wie schön er ist: mit dem himmelblauen Flügelschimmer, dem kecken Schopf und dem grausamen Schnabel, der so mancher Singvögelbrut das Leben gekostet hat. Übrigens schmeckt er ganz gut, der Eichelhäher.

### *Kannitverstan*

---

Wenn ein Rabe von einer Nachtigall ausgebrütet wird, lernt er dennoch keine Lieder, sondern öffnet den Schnabel zu einem unmißverständlichen »Krah!«, womit sein Verhältnis zur Welt ein für allemal ausgedrückt ist. Das Tier erbt seinen Verständigungslaut; der Mensch aber, der doch erst durch die Sprache zum Menschen wird, erbt diese nicht, sondern muß sie lernen – und bekommt er keine zu lernen, so bleibt er ein armer Kretin, wie das grausame Experiment eines antiken Königs dargetan hat. Was man aber bekommt, kann man auch verlieren. Man kann Sprachen, selbst seine Muttersprache, vergessen.

Die Lernbarkeit, die Übersetzbarkeit der Sprachen setzt die eine verlorene Ursprache voraus: auch die artverschiedensten Idiome stehen in geheimer Kommunikation. Die Ursprache ist die tiefverborgene Wurzel, aus der alle späteren emporgewachsen sind. Wie haben wir sie nur vergessen können? Und es ist bedeutsam, daß die älteste Überlieferung den Verlust der Ursprache mit dem ersten technischen Großwerk verknüpft, von dem die Sage weiß: mit dem Turmbau zu Babel.

Das ist eine tiefsinnige Geschichte. Wer je in einer völligen Ebene gelebt hat, weiß, daß sich der Himmel dort hoch wie nirgend sonst wölbt und daß die Menschen dort Lust an hohen Türmen haben. »Wohlauf, laßt uns einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen! Denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder.« Woher diese Furcht? Sie hatten ja doch schon den stärksten Zusammenhalt der einen Sprache

– aber da diese allen Menschen gemeinsam war, sollte eben der Turm die Erbauer vor den anderen Menschen hervorheben: schon zu Beginn stand der Turm gegen die Sprache. Und wie die Burschen gleich aufs ganze gingen: »...dessen Spitze bis an den Himmel reiche«, während wir doch allerhöchstens ein wenig die Wolken kratzen. Sie wollten sozusagen eine gemeinsame Plattform für Nachtwächter und Erzengel schaffen; sie wollten sich auf eine Ebene mit Gott stellen und zu diesem hinübernicken wie der Nachbar über'n Zaun, kurz, sie wollten allerhand – und, wie der Herr erklärte: »Sie werden nicht ablassen von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun.« Sie hatten einen Boden, gut zum Ziegelbrennen, und wollten den zum Himmel hinauftürmen. Die Kerle müssen eine ungeheure Energie besessen haben!

Eine andere Überlieferung besagt, daß die Spitze des Turmes von einem ehernen Standbild gekrönt werden sollte, mit einem zum Himmel gezückten Schwert: das sollte Gott ewig zum Kampf herausfordern. Und der Turm wuchs, erzählt sie weiter, so hoch hinauf, daß die Ziegelträger ein ganzes Jahr brauchten, um nach oben zu steigen. Stürzte ein Mensch dabei ab, so kümmerte sich niemand darum; fiel aber ein Ziegel herunter, so schrien sie: »Das ist Zeitverlust! Jetzt muß man wieder warten!«

Und dann bricht über sie das herein, was durch den Turm gerade abgewehrt werden sollte: die Zerstreuung, und zwar durch das, was sie geringer als den Turm achteten – durch die Sprache. Es kam die babylonische Sprachverwirrung! Nun hatten sie sich allerdings einen Namen gemacht; denn noch heute, da jener Turm längst zerfallen ist, sagt man »Babel« für heilloses Sprachdurcheinander. Gott hätte den Turm ja auch umblasen können, doch er wußte: »sie werden nicht ablassen« – hier half nur ein geistiger Wirbelsturm. Wie tief, diese Verbindung von Technik und Sprachschicksal! Technik hat Sprache, Unsprache aber hat Technik zur Voraussetzung – das müßten wir im Zeitalter der Rotationsmaschinen eigentlich wissen. [Und die schlimmere Verwirrung vollzieht sich innerhalb ein und derselben Sprache; denn da glaubt man sich immer noch zu verstehen.] Es gibt aber zwei Arten von Türmen: solche, wo der Name den Turm macht, zum Beispiel Bismarcktürme, und solche, wo der Turm den Namen macht, wie etwa der

Eiffelturm. So ein Eiffelturm sollte der babylonische offenbar werden: »...daß wir uns einen Namen machen«. Das heißt, hier wurde die Technik als Oberzweck gesetzt; nicht der Wert sollte den Namen machen, sondern eben der Turm, also die technische Tat. »Seht, was wir alles können!«

Sonderbar, daß noch kein Dramatiker diesen dramatischsten aller Vorgänge geschildert hat. Wie der Oberpolier auf Babylonisch gebrüllt haben mag: »Hängt euch in die Flaschenzüge! Her mit den Schubkarren! Wo sind die Verputzkellen geblieben? Mach dich nicht unnütz da auf dem Laufbrett! – und wie ihm ein verwirrender Chor antwortet: »Mais j'ne comprends rien!«. »I kann nix verstehn!« »What the hell does the fellow speak of?« »Non capisco niente« usw. Das muß ein Schauspiel für Götter gewesen sein, der eine verlangt Wasser, und der andere bringt ihm Sand; der eine will eine Axt haben, und der andere reicht ihm die Schaufel... Darauf wird der eine hitzig und haut dem andern mit der Schaufel über den Schädel. Darauf beginnt eine allgemeine Prügelei, noch im Turm. Und darauf die Auswanderung nach allen Richtungen der Windrose. Keiner will von dem andern etwas wissen, weil keiner von dem andern etwas weiß.

Vielleicht ginge es als tragische Posse. Der Architekt beschließt, das Riesentrumm von einem Turm wenigstens als Berlitz-Schule zu verwenden, für jede Sprache ein Stockwerk, ausgestattet mit den üblichen Berlitz-Utensilien [»das ist ein Bleistift, das ist ein Radiergummi, das ist ein Stuhl...«]. Doch leider war diese Methode damals noch unbekannt, und darum einigte man sich aufs gegenseitige Über-den-Schädel-Hauen. Und das ist es ja, was die Technik vor allem zuwege bringt: zuerst baut sie am Turm, und dann wirft sie den Menschen dessen Ziegel auf die Köpfe. Moral: Technik ist bestenfalls *Ausdruck* der Einheit, nie kann sie aber selbst Einheit bewerkstelligen. [Was ja auch zuviel von einem Stück Eisen verlangt wäre.]

Will man also mittels gebrannter Erde zum Himmel hinaufklettern, so beginnen die Mißverständnisse. Wie können diese behoben werden? Dadurch, daß die erwünschte Reise [denn in den Himmel wollen wir ja alle] auf eine frommere Art vollzogen wird. Mit Gewalt läßt sich diese Kursbuchverbindung nicht herstellen. Und in

der Tat, schauen wir nur im Kalender nach, da kommt Himmelfahrt immer genau zehn Tage vor Pfingsten. Himmelfahrt, da gelang das im Guten, was der Turm im Bösen gewollt hat, oder, wie ein Dichter in einer fremden Sprache sagt: »Christ est le meilleur des aviateurs / Il reprit le record de la hauteur.« Denn Pfingsten ist ja das Fest, das die Sprachverwirrung wiedergutmacht, indem der Geist brausend über die Männer kam und alle Welt sie verstehen konnte. Und jedes noch so mühselige Erlernen einer fremden Sprache ist ein Symbol davon und darum ein kleines Pfingstfest. Reisen ist schön; aber ist Sprachenlernen, dieses Reisen in seelische Länder, nicht noch viel schöner? Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache, sagt Humboldt, und wie lieblich ist eine Reise, wo man in fremde Heimaten kommt! Mit jeder Sprache, die man erlernt, befreit man einen in sich gebundenen Geist, einen Pfingstgeist – gibt er einem doch die Ahnung aller Ähnlichkeiten mit der einen, verlorenen Sprache. Und dabei ist das eine Reise, wo man sich selbst kennenlernt; denn wer fremde Sprachen nicht kennt, sagt Goethe, der weiß nichts von seiner eigenen.

Es ist mühselig, gewiß, und am Sprechenkönnen liegt nicht soviel, falls man nicht gerade Diplomat oder Oberkellner ist; doch am Verstehenkönnen alles. Von außen klingen ja die meisten Sprachen un schön, denn von ihnen gilt dasselbe wie von Gedichten: sie sind gemalte Fensterscheiben, matt, trübe, bleiern von außen – doch tue den Schritt, den einen, in das Innere der fremden Sprache, und nun brennt die Sonne des Geistes in wunderbaren blauen, roten Farben durch die Glasfenster, und du bemerkst einen Altar.

Heiliges Pfingstgezwitscher des Waldes – ein jedes redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und doch hat das Ganze die Harmonie einer hymnischen Verherrlichung. Das kommt, weil sie Flügel haben.

### *Übersetzung als Schicksal und Problem*

---

#### I

Seit der Menschwerdung Gottes gibt es im Grunde keine Nationalgeschichte mehr, sondern ein Volk hat in dem Maße Geschichte, wie es Christentum hat. Und da die heiligen Schriften des Christen-

tums übersetzt werden müssen, so gewinnt Übersetzung von nun an eine erhöhte historische Bedeutung. Die Vollendung der Kirche im Pfingstwunder ist zugleich ein Wunder der Übersetzung. Die Evangelien sind, soweit sie die Worte des Herrn anführen, Übersetzungen – zumindest solche im Kopfe ihrer Verfasser, und das einzige Evangelium, das keine Übersetzung war [das Matthäusevangelium] kennen wir dennoch nur in der griechischen Fassung. Kurzum, mit dem Christentum werden die Sprachen in eine neue Kommunion gesetzt. Schon auf der Tafel am Kreuze standen gleich zwei Übersetzungen.

Seitdem ist die Übersetzungskraft einer Sprache um so wichtiger, je weiter diese von den drei theologischen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein entfernt steht. Die romanischen Sprachen standen dem Latein zu nahe, als daß eine Übersetzung aus diesem hätte sprachkonstituierend wirken können. Anders aber war es im Deutschen und im Russischen. Kirchenslawonisch – der Vorläufer des Russischen – ist von der Kirche selber im Übersetzen der Evangelien und Gebete geschaffen worden. Im Deutschen aber hat gleich die erste Übersetzung – die des Ulfilas – wie auch die letzte – die Luthers – einen unheilvollen Zug: es sind Sprachwerke, die ihr Volk in einer Verwirrung fixieren. Die Übersetzung des Ulfilas bekräftigte sein Volk der Ostgoten im Arianismus und bestimmte es damit zu Katastrophe und Untergang: jener Kampf um Rom war ein Kampf um Rechtgläubigkeit. Es blieb ein Manuskript in Upsala, ein Grabmal in Ravenna und eine blutige Seite der Geschichte, aber von dem Volke selber blieb nichts.

Die Ostgoten waren nur ein Volkszweig, Luthers Übersetzung aber bestimmte das Schicksal der Gesamtheit aller Deutschsprechenden. Denn von nun an wurde Luthers Deutsch die kulturführende Sprache aller deutschen Idiome – das große Flußbett, in welches die Gedankenschätze aller Vorfahren und aller Dialekte zusammenströmten; er machte aus einem Dialekt eine Weltsprache, welche fähig wurde, die Gedankenschätze der anderen Sprachen Europas zu empfangen und zu verarbeiten. Diese Sprache aber war, brutal gesagt, eine Ketzersprache. Geschaffen durch einen, der von der Kirche exkommuniziert, vom Kaiser für vogelfrei erklärt war, und der gegen beide mit einer Wortwaffe focht, die er sich durch den

Anprall erst schmiedete. Der Tintenkleck auf der Wartburg zeugt von den furchtbaren Spannungen, unter denen dieses Werk, und damit ein Volksschicksal, zur Welt kam. Obwohl unter der Vulgata stehend, ist es dennoch ein Wunderwerk. Die Vulgata wurde von einem Heiligen geschrieben, in einem Latein, das bereits alle Gedanken durchgedacht, alle Gesetze formuliert, alle Gefühle durchgeföhlt hatte – eine Sprache, die wahrhaft reif zum Übersetzen war. Hier aber schuf jemand der kein Heiliger war, vom furor teutonicus besessen, im Übersetzen eine Sprache, die er sich erst auf dem Markt zusammenklauben mußte. Luther war ein schlechter Theologe, aber ein großer Liebender und ein großer Hassler. Er liebte die Schrift: vielleicht aus dem Gefühl, daß niemand außer ihm sie zum Deutsch erwecken konnte. Absurdität der Leidenschaft: die Schrift gehörte ihm! Aus dieser Leidenschaft wurde die Sprache, die wir heute sprechen, geboren.

Die Vulgata ist heute ebenso heilig schön wie am ersten Tag. Zwar werden, den Fortschritten der Philologie gemäß, zur Zeit geringfügige Reparaturarbeiten an ihr unternommen. Dennoch hat Hieronymus einen nie einzuholenden Vorzug: daß das Griechisch, aus dem er übersetzte, zu seiner Zeit eine lebendige, von allen gesprochene Sprache war. Die Vulgata steht am Ende, Luthers Bibel am Anfang einer Sprachentwicklung. Darum, weil diese Sprache ja erst erwuchs, mußte die Lutherbibel alle fünfzig Jahre neu revidiert, das heißt leicht umgestaltet werden; und diese Arbeit wurde, durch die Jahrhunderte hindurch, zu einem Nationalwerk, an dem alle teilhatten. Jahrhunderte hindurch hat sich dieses Buch in die Seele und in die Sprache der Menschen eingepreßt, die in jeder Verinnerlichung bei ihm Trost, Rat und Erbauung suchten, so daß Buch und Sprache voneinander gar nicht mehr zu trennen sind. Seine edelste Entfaltung erlebte dieses Nationalwerk in der klassischen Zeit von 1780 bis 1850 – von da ab beginnen die Verballhornungen der Philologen, ganz wie es einem andern Kollektivwerk, der Shakespeare-Übersetzung der Romantik, in neuerer Zeit, zuletzt noch durch Gundolf, geschehen sollte.

Durch Luther hatten die Protestanten die sprachliche Führung, und das heißt die kulturelle, übernommen. Immer wieder versuchte man von katholischer Seite, in einer eigenen Übersetzung dem ein

Gegengewicht zu schaffen. Allein schon die erste dieser Übersetzungen, jene des edlen Dr. Eck [1527], zeigt deutlich lutherische Sprachinfluenzen. Und das ist, in immer stärkerem Maße, das Schicksal aller katholischen Bibelübersetzungen bis heute geblieben: sie suchten das Lutherbuch mit einer Sprache zu entthronen, die doch ihrerseits gerade aus dem Lutherbuch stammte! Vergebliches Bemühen – Luther kann seine Sprache immer noch besser, als wir sie können. Im letzten Jahrhundert kam etwa alle fünf Jahre eine neue katholische Übersetzung heraus. Ich habe manche durchgesehen, aber schließlich begnügte ich mich mit einem bloßen Blick auf den ersten Satz. Bei fast allen hieß es: »Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde«, während es bei Luther schlicht und groß heißt: »Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.« Das erste ist eine Aussage, das zweite ein Gedicht. Natürlich haben auch die Protestanten zahlreiche »wissenschaftlich genaue« Bibelübersetzungen, doch verhalten sie sich zu Luther wie die Rohübersetzung zum Sprachwerk. Der Unterschied zwischen Shakespeare etwa und den Evangelien besteht rein formal darin, daß jener Fiktion ist, diese aber Geschichte sind: denkt man sich Shakespeare weg, so verschwände damit alles, denn Werk und Geschehen sind eins; denkt man sich die Evangelien weg, so bliebe immer noch Das wirklich passiert, wovon sie Bericht sind. Ein Bericht aber verlangt Genauigkeit. Jedoch kann diese Genauigkeit nicht rein wissenschaftlich, das heißt kunstlos sein. Denn der Bericht wird im Medium der Sprache geschaffen, und Sprache ist bereits selber Kunst. [Das ist das, was Sprachkunst von jeder andern Kunst unterscheidet: daß ihr *Mittel* bereits künstlerisch vorgeformt ist; Farbe oder Ton sind es nicht.] Versucht ein sprachlicher Bericht, auf Kunst zu verzichten, so begibt er sich in einen Widerstreit zwischen Mittel und Zweck: Kapitäle und Statuen werden zu einer Hütte verbaut. Kurzum, Sprache hat drei Verwendungsebenen: erstens die unterkünstlerische als bloßer Bericht, mit dem alleinigen Erfordernis der Genauigkeit; zweitens die rein künstlerische, mit dem alleinigen Erfordernis der sprachlichen Gestalt; und drittens die überkünstlerische [wie in den Evangelien] als Bericht *und* Gestalt, mit dem Erfordernis der Genauigkeit *und* des Sprachlebens. Genauigkeit und Gestalt sind hier eins; und fängt es, im Laufe philologischer Jahr-

hunderte, mit der Genauigkeit ein wenig zu hapern an, wie bei der Vulgata, so kann jene behutsam eingeführt werden, ohne dem lebendigen Gefüge des Ganzen zu schaden.

Solange der Protestantismus in der kulturellen Führung war, wäre ein katholisches Übernehmen der Lutherbibel einer unstatthaften Kapitulation gleichgekommen. Das ändert sich jedoch nach dem ersten Weltkrieg: Von da an lag die geistige Führung nicht mehr allein bei den deutschen Protestanten oder den Freidenkern, sondern auch bei den Katholiken. Und heute, nach dem zweiten Weltkrieg, gewinnt es den Anschein, daß die kulturelle Führung mehr und mehr zu den Katholiken übergehen könnte. Nun haben gegen die Übernahme des Luthertextes [nach Korrektur seiner etwa dreißig Abweichungen oder Umbiegungen] in der katholischen Kirche nie irgendwelche formalen Hindernisse bestanden, wohl aber solche der geistigen Situation. Jetzt, wo sich diese gewandelt hat, fallen auch solche Bedenken weg. Es wäre eine schöne und wichtige Aufgabe, würdig der großen Tradition der *Una Sancta*, wenn wir eine katholische [gereinigte] Ausgabe des neutestamentlichen Luthertextes veranstalten wollten, womöglich parallel mit der Vulgata gedruckt. Es klingt übertrieben, aber es ist so: Deutsch würde erst dadurch zu einer katholischen Sprache!

## II

Das Obengesagte macht es klar, warum ich bei Beurteilung einer jüngst erschienenen katholischen Übersetzung der »Worte des Herrn« ihren Text ständig mit dem Luthertext konfrontiere. Wenn eine neue Übersetzung erscheint, muß man sie mit dem höchsten bisher vorhandenen Maß messen, und das ist der Luthertext. Zunächst einiges über die Anlage des neuen Buches. Es bietet eine systematische Anordnung der Herrenworte nach Gleichnisreden, Gesprächen, Gebeten usw. Schon um dieser Anordnung willen hat solch ein Werk einen gewissen Wert - zwar nicht für den normalen Leser, dem die Herrenworte ja viel natürlicher aus dem epischen Flusse der Evangelien hervorgehen und entgegentreten, wohl aber für den Forscher, der, zu Zwecken des Studiums, etwa alle Gleichnisse gleich beieinander hat. Zweitens gewinnt durch die alleinige Hervorhebung der Worte Christi diese machtvollste Stimme eine

besondere Eindringlichkeit. Drittens ist es wahrscheinlich, daß, durch die neuartige Anordnung angelockt, manche Leser zu dem Buche greifen werden, die sich sonst mit dem Gotteswort nie abgegeben hätten. Und endlich bietet die wissenschaftliche Genauigkeit des Textes wiederum dem Forscher Gelegenheit zu wichtigen Textvergleichen.

Doch daneben stehen, zum Teil mit den Vorzügen verknüpft, die Mängel des Werkes, und leider überwiegen diese in hohem Maße. Denn dieses Buch, nicht als Beihilfe zur Evangelienlektüre, sondern an sich genommen, bringt allein schon durch seine Drucklettern auf falsche Gedanken. Der berichtende Text ist nämlich, im Gegensatz zu den Herrenworten, klein gedruckt, was das Leserauge von selbst zur falschen Annahme führt, als wären die Worte wichtiger als die Wunder und jene vom Kreuz herab etwa wichtiger als der Kreuzestod selber! Natürlich ist beides gleich wichtig, weil beides Eins ist, doch dieses Gleichgewicht wird durch die Teilung in Groß- und Kleingedrucktes immer wieder gestört. Besäßen die Menschen statt der Evangelien nur dieses Buch der Herrenworte, so würde daraus eine spiritualistische Häresie entstehen, nämlich eine, welche sagt: »Was Er getan und erlitten hat, ist nicht so wichtig wie das, was Er gesagt hat«, – kurz, es bestünde Gefahr, daß man das Christentum auf eine bloße Lehre reduzierte. Aber Lehre und Geschehen sind eins; wer die beiden, sei's auch nur durch verschiedene Lettern-typen, trennt, hat bereits die Einheit, also das Ganze, gestört. In den Evangelien gehen Wort und Geschehen natürlich auseinander hervor, sie sind, wenn man so sagen darf, Epen oder Dramen mit durchgehender Handlung, während diese hier allein in den ausgesprochenen Gedanken verlegt wird, was, wie jede Akzentverschiebung, bereits eine Herabminderung bedeutet.

Noch verhängnisvoller aber ist die Druckanordnung dieser Herrenworte. Sie sind nämlich nicht fortlaufend gedruckt als Prosa, sondern in kürzere oder längere Zeilen unterteilt wie Verse. Der Übersetzer sagt im Nachwort: »Dabei wurde der versartigen Wiedergabe, die schon Hieronymus gelegentlich verwendet hat, in dieser Ausgabe der Vorzug gegeben: einmal um die gehobene Form der ursprünglichen Heilandsworte schon augenfällig in Erscheinung treten zu lassen, sodann, um durch die Sinnzeilen das Verständnis

der Worte des Herrn zu erleichtern.« Es hat aber seinen guten Grund, meine ich, wenn Hieronymus das nur gelegentlich getan hat, und seinen noch besseren, wenn die Kirche diesem Brauche nicht gefolgt ist, sondern seit anderthalb Jahrtausenden die Worte des Herrn als Prosa wiedergegeben hat. Denn Verse stehen in einer andern Sprachluft als Prosa: im Klima der Entrücktheit. Gerade ein falscher Prophet würde nur in Versen reden, um die Leute von seinem Anderssein zu überzeugen. Dem Heiland aber warf man ja eben seine Prosa vor, sein Essen und Trinken wie alle anderen – da er gekommen war, Essen und Trinken zu einem Sakrament zu erheben. Verse schweben, Prosa steht auf dem Boden des Alltags, den der Heiland durch sein Kommen heiligte. Die Worte des Herrn sind erhaben, aber zugleich so wie ein Mensch zu Mensch spricht – mit bald kleinerer, bald größerer rhythmischer Spannung, aber niemals Verse. In der Prosa ist bereits die Möglichkeit zu Versen enthalten, nie aber in Versen die Möglichkeit zur Prosa; in manchen Reden des Johannesevangeliums stehen wir unmittelbar vor der Geburt des Verses aus der Prosa. Aber eben *vor* ihr, nicht *nach* ihr, denn das fleischgewordene Wort spricht keine Verse – es ist kein »Dichter« und auch kein »Genie« im landläufigen Sinne, da Er doch der ist, durch den alle Dinge – auch die Genies – erst geschaffen wurden. Nun stelle man sich aber einen Heiland vor, der, wie in diesem Buch, fortwährend in Versen redet, und zwar in mittelmäßigen, in schlechten Versen, die rein logisch gegliedert sind, während doch echte Verskunst über bloße Logik hinaus ist. Der Heiland redet kein einfaches Wort mehr, sondern nur noch auf hölderlinisch! Das mag für manche den Reiz der Neuheit haben, ist aber für den wirklichen Leser nicht leicht zu ertragen. Wenn Christus sich zu dem kleinen Mann auf dem Maulbeerbaum wendet: »Zachäus, steig eilend hernieder; denn ich muß heute in deinem Hause einkehren!«, so schaut das hier so aus:

Zachäus!

Steige eilends herab;

denn heute muß ich in deinem Hause

Herberge nehmen!

Ein Mensch, der im Leben fortwährend in Versen redet, wird mit Recht für lächerlich gehalten. Die Worte des Herrn werden durch die Versgliederung aus ihrer heiligen Nüchternheit in ein Sprachklima entrückt, das ihnen nicht eigen ist; sie werden denaturiert.

Am verhängnisvollsten aber ist die Übersetzung selber. Sie ist eine wissenschaftlich genaue Rohübersetzung, die noch des eigentlichen Sprachbildners harret. [Nur, daß dieser sein Werk bereits längst vollendet hat, nämlich in der Luther-Übersetzung.] Den in jedermanns Erinnerung schwebenden geflügelten Worten sind diese Flügel mit Konsequenz ausgerupft worden. Jetzt heißt es nicht mehr [ein Beispiel aus zahllosen] »Dort wird sein Heulen und Zähneklappern«, sondern

Dort wird *das* Heulen sein  
und *das* Zähneknirschen.

Das erste ist ein Bericht, und Antwort auf die Frage »*Was* wird dort sein?« Das zweite hingegen ist die Antwort auf eine [unmögliche] Frage: »*Wo* wird das Heulen und das Zähneknirschen sein?«, – eine Antwort, die nicht frei von Komik ist und in Versen skandiert dasteht. Die Übersetzung übernimmt sehr häufig die griechische oder lateinische Wortstellung; solches läuft aber oft genug dem Geist der deutschen Sprache zuwider und läßt sie auf Stelzen gehen. Zum Beispiel spricht hier Christus zum kananäischen Weibe: »O Weib, groß ist dein Glaube«, während es bei Luther heißt: »O Weib, dein Glaube ist groß!« Durch die Voranstellung von »groß« ist dem Ausspruch das Endgültige, das Finale, kurz das Große genommen, denn eben wegen der Umstellung erwartet man eine Fortsetzung, wie etwa: »...aber klein ist...« Doch man glaube nur nicht, daß hier besonders hervorstechende Beispiele herausgeangelt wären; nein, solcherart ist die ganze Textur der Arbeit, und man müßte über das Buch ein doppelt so dickes schreiben. Das Charakteristische eines echten Sprachwerks ist, daß die Worte *treffen* – daß sie weder übertrieben noch untertrieben sind, und ihrer genau so viele als nötig stehen, nicht mehr und nicht weniger. Dieses Treffende fehlt der Übersetzung. Zum Beispiel steht nach »O Weib, dein Glaube ist groß!« bei Luther »dir geschehe, wie du willst«, im neuen Text jedoch »Dein Wunsch soll sich erfüllen«. Dieses kananäische Weib hat gekreischt, ist seelisch

zertrampelt worden, und hat doch nicht locker gelassen – gerade darum bekommt es seinen Willen: denn das ist ein Wille gewesen und nicht ein bloßer Wunsch. »Dir geschehe, wie du willst« faßt das ungeheure, passive und aktive Geschehen der Szene in einen Satz zusammen; dagegen wirkt »Dein Wunsch soll sich erfüllen« nur als eine Abschwächung. Im Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus heißt es bei Luther: »und lebte alle Tage herrlich und in Freuden«. Hier:

»und tagaus, tagein  
in herrlichen Genüssen schwelgte«.

Ein Beispiel dafür, daß in der Sprache mehr zuweilen weniger ist. Es soll doch das Freudenleben geschildert werden: dem entspricht das »alle Tage«, während ihm das »tagaus, tagein« abträglich ist. Denn in »tagaus, tagein« liegt das Drückende, die ganze Monotonie des Alltags. »Lebte herrlich und in Freuden« ist längst geflügeltes Wort geworden, daneben wirkt »in herrlichen Genüssen schwelgte« allzu wortreich und infolgedessen beiläufig.

Hier:                    Ein Bettler aber namens Lazarus  
                             kauerte an dessen Eingangstor,  
                             ganz mit Schwären bedeckt.

Bei Luther: Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Tür voller Schwären. »Kauerte an dessen Eingangstor« – so viele Worte, so viele Fehlschüsse. »Kauern« ist das heftigere Wort; aber zum Kauern gehört immer noch Kraft, ein Ermatteter liegt. »Vor seiner Tür« ist ein Märchen, ein Gedicht; »an dessen Eingangstor« könnte im Bäderer stehen, etwa mit der Fortsetzung: »befindet sich ein malerischer Bettler nebst einer Gruppe von Hunden«. »Voller Schwären« sagt alles, was »ganz mit Schwären bedeckt« zu sagen bemüht ist.

Auf die Gefahr, den Leser zu ermüden, muß ich weitere Beispiele anführen, um den Umfang sprachlicher Unzulänglichkeit darzutun. Hierbei steht oben der neue, unten der Luthertext. Der Knecht lädt die Gäste zum Festmahl ein:

Kommt, es ist schon bereit!  
Kommt, denn es ist alles bereit.

Das erste ist banal [»es ist schon gedeckt«], das zweite erhaben.

Und geheilt war der Bursche zur selbigen Stunde.  
Und sein Knecht war gesund zu derselbigen Stunde.

Oben in der durch Wortumstellung gestelzten Sprache wirkt »der Bursche« komisch; die ruhige Feststellung unten wirkt erhaben. – Im Gespräch mit dem reichen Jüngling heißt es:

Die Gebote kennst du:  
Nicht töten sollst du,  
nicht ehebrechen,  
nicht stehlen,  
nicht falsches Zeugnis geben,  
nicht unterschlagen,  
sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Du weißt ja die Gebote noch! Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht töten. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsches Zeugnis reden. Du sollst niemand täuschen. Ehre Vater und Mutter.

»Nicht töten sollst du« ist das Muster einer falschen Wortumstellung, denn es fordert die [unmögliche] Frage heraus: sondern *was* tun? Es fehlt völlig die Kraft der Affirmation. Die Ankoppelung »...nicht unterschlagen, sollst deinen Vater...« ist sprachlich ganz schwach, denn es nimmt dem Schlußsatz den Atem und bezieht sich auf das »du« fünf Zeilen höher, gibt diesem also eine überstarke, sinnversetzende Betonung: »Nicht töten sollst *Du*«, und man fragt sich traurig, was aus dem schlichten Gebot »Du sollst nicht töten«, hier alles geworden ist!

Lukas 12, 49 heißt es:

Feuer auf die Erde zu werfen  
bin ich gekommen  
und was gäbe ich darum,  
es loderte schon!  
Mit einer Taufe aber getauft zu werden  
steht Mir bevor;  
und wie quält mich bange Sorge,  
bis sie vollzogen ist!

Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon. Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe; und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!

Oben ist wörtlich, aber schwach übersetzt. Denn »Feuer auf die Erde *werfen*« und selber »*kommen*« steht in einem Widerstreit. Das nachgestellte »bin ich gekommen« hat alle Kraft verloren. »Und was gäbe ich darum« kommt weder im Griechischen noch im Lateinischen vor, ist also eine unpoetische Lizenz; »was will ich, wenn ich nicht das will« ist schon selber ein Brand, »was gäbe ich darum« dagegen ein Tausch oder Kauf, der nicht in diese Seelentemperatur paßt. »Mit einer Taufe aber getauft zu werden steht Mir bevor« hat wieder die unnatürliche, gestelzte Wortstellung. Die Wiederholung von »Taufe« und »getauft werden« wirkt beiläufig; bei Luther jedoch: »ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe« wirkt die Wiederholung geheimnisvoll und furchtbar. »Und wie quält mich bange Sorge« ist allzu wortreich, denn Sorge quält immer und ist immer bang; »und wie ist mir so bange« – das fühlt der Leser mit, denn das ist ein Gedicht. »Vollzogen ist« ist mehr mechanisch [der Vollzug], »vollendet werde« dagegen mehr geistig [die Vollendung]. Kurz, die neue Übersetzung kitzelt Auge und Ohr durch Seltsamkeiten, ist jedoch sprachliches Scheinwerk; die alte Übersetzung aber ist Sprache.

Ich meine durch die beiläufig entnommenen Beispiele dargetan zu haben, daß es sich nicht um einzelne, reparierbare Schwächen, sondern um ein durchgehendes sprachliches Unvermögen handelt. Wären bloß einzelne Ausdrücke zu bemängeln, so wäre das ja noch nicht so schlimm. Da könnte man hinweisen auf Fehlübersetzungen wie »Im Ursprung war *der Logos*«, »Vater unser, der Du bist in *den Himmeln*« oder »*der Menschensohn*«. Und ich will diese drei – wiewohl das dem verfehlten Ganzen nichts hilft – doch noch analysieren, um zu zeigen, wieviel Theologie in der Sprache lebendig ist. Logos ist ein gelehrtes Wort und paßt nicht in eine frohe Botschaft für alle. Logos heißt im Griechischen »Wort« und besitzt zugleich einen grandiosen Gedankenkeim: der göttliche Logos. Und zwar deshalb, weil unser menschliches Wort das Symbol für den göttlichen Logos ist. Darum übernimmt Hieronymus [der

mehr Griechisch konnte als wir ] nicht »Logos«, was er bei der Kultursymbiose von Griechisch und Latein ganz gut hätte tun können, sondern »Verbum«, weil nämlich »Wort« in jeglicher Sprache das Symbol für den Logos ist, und also auch »Verbum«, welches daher zur Bedeutung »Logos« aufblühen kann. Daß es so ist, hat die Geschichte erwiesen. Und daß genau so das deutsche »Wort« diese Sinnerfüllung erreichen kann, hat die Geschichte ebenfalls erwiesen. Wozu also der gelehrte Rückfall in »Logos«, der uns nichts sagt, wo doch »Wort« uns alles sagt?

»Vater unser, der Du bist in *den Himmeln*« ist wörtlich richtig, aber sprachlich falsch. Zwar hat die korrekte Mehrzahl »in caelis« auch dogmatische Bedeutung in Bezeichnung der Hierarchie der Himmel und der Geister. Dennoch kann man im Deutschen nicht »in den Himmeln« sagen, weil im Deutschen die Einzahl »Himmel« das *geistigere* Wort ist, während für uns bei »in den Himmeln« die Mehrzahl die Einzahl so sehr überwiegt, daß hier die innere Vorstellung durch eine Vielzahl von Gewölben gestört wird. Im Russischen dagegen ist die Vielzahl [»Nebessá«] das *geistigere* Wort und wirkt darum auch als Einheit. »Vater unser, der Du bist in den Himmeln« ist für uns daher grob – ganz abgesehen von der Pietätlosigkeit, die den geheiligten Gebrauch vieler Jahrhunderte einfach wegwirft.

Filius hominis, Hyos tu anthrópu, des Menschen Sohn, ist der Name, mit dem sich der Gottessohn am häufigsten bezeichnet hat. Da das Latein keinen Artikel kennt, läßt filius hominis auch noch die Übersetzung »eines Menschen Sohn« zu. Das Griechische ist dagegen völlig eindeutig: Hyos tu anthrópu kann nur »des Menschen Sohn« heißen, oder etwa, sprachlich schwächer, »der Sohn des Menschen«, wie es in der Züricher Bibel heißt. Der theologische Sinn dieses bedeutsamen Namens wird durch Paulus klargelegt [Römer 5, 14]: »Adam, welcher ist ein Bild des, der zukünftig war.« [Korinther 15, 21:] »Sintemal durch einen Menschen der Tod, und durch einen Menschen die Auferstehung der Toten kommt. Denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig werden.« [Korinther 15, 47:] »Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch; der andere Mensch ist der Herr vom Himmel.« Hier wird also die ganze Menschheit als Adam,

als *ein* Mensch aufgefaßt. Und demgemäß Christus als der neue Adam, als der Sohn dieses Menschen, als *des Menschen Sohn*. Dagegen ist in der falschen Übersetzung »der Menschensohn« [die dieses Buch mit vielen anderen Übersetzungen, und leider auch mehr und mehr mit dem Sprachgebrauch gemein hat] das *tu anthrópu* verlorengegangen, und der Ausdruck damit um seinen theologischen Sinn gebracht. »Menschensohn« kann Sohn eines Menschen oder auch Sohn der Menschen bedeuten; nicht aber das ganz bestimmte »Sohn *des* Menschen«.

Diese einzelnen Fehlleistungen sind aber, wie gesagt, noch der geringste Mangel einer Übersetzung, welche sich durchgehend am Geiste der Sprache versündigt, und zwar in deren hervorragendstem Werk. Man glaubt, durch eine Stadt zu gehen, und es ist eine Trümmerstätte. Aber da es sich um Geistiges handelt, wird die Verwüstung nicht gesehen. Das Buch ist von der öffentlichen wie privaten Kritik mit Jubelrufen empfangen worden. Selbst ein deutscher Dichter und Nobelpreisträger hat es empfohlen. Damit aber gewinnt der an sich belanglose Einzelfall eine kulturbange Größe. Der Geist einer Zeit verleugnet sich nicht, sei es auch in einer Übersetzung und deren Aufnahme. Als Frucht unendlicher Bemühungen starrt eine Ruinenwüste. Das muß ich doch schon einmal gesehen haben.

### *Die Antwort*

---

Amerika ist das Genie der Anwendung. Europa denkt sich aus, wie man etwas macht; Amerika zeigt, was man alles damit machen kann. Europa spaltet das Atom, Amerika konstruiert die Atombombe. Europa setzt die These, Amerika zieht die Konsequenzen.

Die Konsequenz der Maschine ist die denkende Maschine: der Roboter. Es gab in Europa eine Zeit, wo alle Mechaniker [in Vorahnung des Kommenden] Roboter konstruierten, nämlich das achtzehnte Jahrhundert. Der berühmteste Erbauer automatischer Menschen hieß Vaucanson. Eine Dame in Paris war von seinen Automaten so begeistert, daß sie Vaucanson unbedingt kennenlernen wollte. Doch der Erfinder blieb dabei recht einsilbig, so daß sie nachher sagte: »Ein steifer Mensch – ich glaube, er hat sich selbst konstruiert.«

Solche altertümliche Menschenautomaten werden heute von den Amerikanern sehr gesucht. Nun gelang es dem Museum in Pittsburgh, einen »schreibenden Kavalier«, der mit Schnallenschuhen und Jabot an einem Tisch saß, irgendwo in Europa aufzustöbern. Dieses Stück hielt eine Feder zum Eintauchen über ein Tintenfaß – war aber in der Bewegung erstarrt und blickte mit bleiernen Augen ins Leere, als ob ihm der Gedanke entschlüpft sei. Er »glupschte«, wie man so sagt, jetzt schon gute hundert Jahre lang, weil sein komplizierter Innenmechanismus in Unordnung geraten war. Die Kustoden in Pittsburgh machten sich mit Feuereifer daran, ihn wieder zurecht zu basteln, ähnlich wie die Seelenbastler der Psychoanalyse es mit einem Patienten tun, der irgendeinen schweren Schock erlitten hat. Auch wollten sie gerne wissen, von wem dieser stille Rokokomensch eigentlich geschaffen worden sei? Den einzigen Anhaltspunkt bot ihnen ein »M«, das in die Brokatweste des Mannes eingestickt war. Diese Ursprungsfrage führte zu hitzigen Diskussionen zwischen den beiden Kustoden: der eine behauptete, nur *Maelzle*, der Erfinder des Metronoms könne als Konstrukteur in Betracht kommen, während der andere hartnäckig den großen Mechaniker *Maillardet* als Erzeuger bezeichnete.

Eines Tages, als sie wieder heiß stritten, und zugleich um die Figur bemüht waren, hörte man in deren Innern ein leises Schnurren, wie von einer zufriedenen Katze. Beide Kustoden hielten den Atem an. Die Hand mit der Feder kam in zitternde Bewegung und senkte sich jetzt ins längst gefüllte Tintenfaß. »Er schreibt, er schreibt«, schrien beide: »Schnell ein Blatt unterlegen!« Und kaum hatten sie das getan, so sahen sie, wie der Mann den Ellbogen bewegte, das Haupt beugte, die Feder aufs Papier drückte und jetzt in zierlicher Schrift schrieb:

*Je suis construit par Maillardet.*

Dann blieb er wieder stehen und blickte mit bleiernen Augen ins Leere.

## Die verhängnisvolle Handschrift

---

Ein Graphologe erkennt aus der Handschrift die Seele. Doch es gibt auch Para-Graphologen, denen eine bloße Schreibmaschinenseite des Betreffenden genügt; zu ihnen gehörte der berühmte Raphael Schermann. Irgendwann in den zwanziger Jahren bat Schermann um die Erlaubnis, Karl Kraus in dessen Wohnung aufsuchen zu dürfen. Kraus reichte ihm das Briefkuvert eines Mannes, der den Herausgeber der »Fackel« vor vielen Jahren durch seine Besuche belästigt hatte. Dieser Mann, ein Graf Th., pflegte mit kurzer Begrüßung ins Zimmer zu stürmen und sich dann, hysterisch lachend, mit dem Rücken auf die Chaiselongue zu werfen. Als Schermann den Brief in die Hand nahm, war er betroffen und rief mehrmals bedauernd »Oi weh, Herr Doktor... oi weh, Herr Doktor!...« Dann aber ging mit dem Graphologen eine Veränderung vor: er wurde bleich, begann zu zittern – und warf sich plötzlich, hysterisch lachend, mit dem Rücken auf die Chaiselongue: ganz genau so, wie jener Graf Th.! Das geschah in einer Art Entrückung; als Schermann sich dann erhob, war er selbst erstaunt über das, was er da aufgeführt hatte. »Das sind Naturkräfte, die wir noch nicht kennen«, schloß Karl Kraus seine Erzählung. – Doch selbst ich, der ich wahrlich kein Hellseher bin, habe beim Vorlesen die Kraft der Handschrift gespürt. Denn es ist ein großer Unterschied, ob ich eigene Schriften aus dem Drucktext oder aus der Handschrift vorlese. Beim Blick auf die Handschrift strömt mir aus den Buchstaben eine Kraft entgegen, die über Kopf und Lippen mühelos zum Publikum geht, und von dort geheimnisvoll wieder in die Handschrift einmündet: der Stromkreis ist geschlossen. Lese ich aber aus Gedrucktem oder aus Maschinenschrift, so strömt mir von dort nicht etwas zu, sondern ich muß es *herausholen*: der Drucktext ist in den Stromkreis nicht eingeschlossen, sondern bloß ein mechanischer Anlasser.

Wenn jemand eine Rede hält und dabei lispelt, stottert oder lallt, so werden ihm bald genug die Zurufe »Lauter!«, »Deutlicher!«, »Man kann nichts verstehen!« entgegenschallen. In einer privaten Unterredung riskiert der Betreffende sogar, daß ihm »Sprich deutlicher oder halt den Mund!« gesagt wird. Beim Sprechen ist also die selbstverständliche Voraussetzung der Deutlichkeit immer präsent, denn

sonst ginge ja der Sinn der Prozedur verloren. Aber beim Schreiben wird dieses Grunderfordernis aller Mitteilung nicht mehr gespürt, weil der Zensor abwesend ist: denn Sprechen und Gehörtwerden sind eins, Schreiben und Gelesenwerden jedoch zwei getrennte Vorgänge. Ist das Sozialgefühl des Schreibenden [oder auch der ganzen Zeit] nicht entwickelt, so denkt er dabei nicht mehr an den Leser, sondern nur an sich selbst – nämlich wie er seine Originalität zur Geltung bringen kann durch möglichst »persönliche« Handschrift. Papier ist geduldig; man läßt sich auf ihm gehen. Gewiß, das Genie, von seinen Gedanken gehetzt, mag kritzeln – denn hier geht es nur um Fixierung der Gedanken, nicht um deren Hinübergeben zum anderen. Früher nannte man eine gute Handschrift eine solche, die sauber und deutlich war; heute aber heißt eine Handschrift gut, die so recht charakteristisch und also unleserlich ist. Die Nachricht ist nicht zu enträtseln; dafür gibt er Auskunft über seine Seele. »Teile mir mit, was du weißt; ich werd' es dankbar empfangen«, sagt Schiller: »Aber du gibst mir dich selbst; damit verschone mich, Freund.« Da man sich jedoch über die Voraussetzung des Schreibens – die Lesbarkeit – nicht hinwegsetzen kann, so litt der angeschwollene Papierverkehr und es gab nur einen Ausweg: die völlig unpersönliche Maschinenschrift mit der völlig persönlichen, unleserlichen Unterschrift. Und dieser Brief, der gebräuchlichste unserer Zeit, ist zugleich deren vollkommenster Ausdruck.

Denn die Französische Revolution und die Romantik [was dasselbe ist] zersplitterten die Civitas in lauter einzelne und klebten sie dann in der Masse zusammen. Ist der einzelne allein, so ist er der Einsame; ist er nicht allein, so bildet er die Masse. Zu Anfang der Bewegung fühlte sich der Einsame über die Masse erhaben, ja, er lebte davon, daß er nicht wie die Masse war. Die Masse wurde als Herde unterschätzt und zugleich als Souverän, als Hirte überwertet. Heute aber ist die Bewegung in ihr anderes Extrem gerollt, denn die Masse wird hoch über den einzelnen gestellt. Will man der Weisheit letzten Schluß erfahren, so interviewt man »the man in the street« – also etwas, das man für ein Stückchen Masse hält, wenngleich es genau so ein einzelner ist wie der Interviewer selbst. Das alles ist so wahr wie falsch und gehört zu jenen Behauptungen, denen man mit Kopfnicken und einem leisen – »oder auch nicht« begegnet. Und darum

eben ist der getippte Brief mit der unleserlichen Unterschrift der unwillkürliche vollendete Ausdruck unserer Zeit: die Maschinschrift, das ist die unpersönliche Masse; die Unterschrift, das ist der unverstandene einzelne. Am komischesten aber ist es, wenn die Sekretärin den Namen des Unleserlichen noch fürsorglich darunter tippt, etwa »[Dr. Fritz Meier]«. Sie kennt den Mann. Auch in der Schrift gibt es einen klassischen und einen romantischen Zug.

Aus einem vielleicht ähnlichen Gefühl schrieb Karl Kraus:

#### *Fortschritt*

Mit Gänsekiel, vor Lampendocht,  
und dennoch haben sie's vermocht  
und waren deutsche Dichter.  
Von euch wird, was nicht in euch drin,  
diktiert in eine Schreibmaschin',  
elektrisches Gelichter!

Welche Kraft von einer Handschrift ausgehen kann, zeigt folgende Geschichte. Der weise Wang Hsitchih, ein chinesischer Schriftgelehrter, wandelte einst in der heißen Aprilsonne auf seinem Lieblings-Bergpfade. Bekümmert sann er darüber nach, daß er trotz geschmeidigstem Handgelenk noch keine eigene Pinselschrift hatte, sondern sich mit alten Handschriften wie dem »Schattenwerfer« und dem »Pflaumenzweig-Scil« behelfen mußte. In solchen Gedanken wäre er fast mit dem Fuß auf zwei streitende schwarze Schlangen getreten – bald verknäuelte, bald pfeilgerade vorschnellend, kämpften die beiden in blitzartiger Verschlingung von Angriff und Flucht, und hatten ihn gar nicht bemerkt. Da stieß der Gelehrte einen Schrei aus, raffte seine Gewänder zusammen und lief eilenden Fußes nach Hause. Dort aber griff er hastig nach Pinsel und Papier – denn er hatte eine neue Handschrift gefunden, *seine*: den »Stil der streitenden Schlangen«!

Da wurde der weise Wang Hsitchih sehr berühmt, denn alles wollte im neuen Schlangenstil schreiben, und selbst der Kaiser versuchte sich darin mit einem Gedicht »Zikadengezirp bei aufgehendem Vollmond«. Doch nun geschah etwas Seltsames. Bald nach Übernahme der neuen Schrift geriet das Reich in Unruhe. Familien zerstritten sich, Handel und Wandel stockten, die Literatur sah sich in abscheu-

lichste Zänkereien verstrickt und der Mongole vor der Mauer spitzte die Ohren. »Woher das Unglück?« fragten alle verwundert. Denn man wußte damals noch nicht, daß der Stil der streitenden Schlangen auf die hingepinselten Gedanken wirkte: wer in ihm schrieb, konnte nicht anders als schleimglatt sein, bissig und voll tödlichen Giftes!

Des Kaisers seidene Majestät zog sich trauervoll in den Tempel seiner Ahnen zurück. Dann trat er entschlossen hervor, lud den weisen Wang Hsitchih durch ein schmeichelhaftes Handschreiben nach Peking, überhäufte ihn mit Ehren und ließ ihm so nebenbei den Kopf abschlagen.

Hieraus mag man ersehen, wie wichtig eine gute Handschrift ist.

### *Der Postwender*

---

Auf dieser Welt leben, gelinde gerechnet, zwei Milliarden Menschen, von denen jeder, mit »Wer da?« angerufen, ohne Zögern »Ich« antwortet. Wir setzen uns stets als *zu bekannt* voraus, und gerade darum wäre es notwendig, die Menschen einzuteilen. In einem uralten Gutsgebäude fand man z. B. folgendes Dokument: »In diesen erschrecklichen Kriegsnöten haben wir all unsere Schätze und Pretiosen verborgen *unter Tant' Ulrickchens Zimmertür.*« Wer war und wo wohnte Tante Ulrickchen? Das Haus aber hatte 85 Türen.

Doch wie soll man nun die Menschen einteilen? das ist die Frage. In *Raucher* und *Nichtraucher*, meint die Eisenbahn – ein Verfahren, das vielleicht oberflächlich erscheint, sich aber dann als Meisterstück tiefschürfender Psychologie erweist. Denn die Eisenbahn läßt sich keinen blauen Dunst von Seelenabgründen und so vormachen, sondern nur eben jenen des Tabaks, kraft dessen sie die Menschheit durchschaut und bequem in einzelne Abteile unterbringt. – In *Offiziere*, *Dienstmädchen* und *Schornsteinfeger*? Diese Einteilung, von Kierkegaard erwähnt, hat manches für sich, vor allem den Reiz des phantastisch Zufälligen; allein ich glaube, die Damen werden dagegen sein. In *böse* und *gute* Menschen? Diese Einteilung findet sich in der Bibel und etwa noch bei Shakespeare, denn hinter allen

Charakterunterschieden ist solches bei ihm die eigentlich dramatische Differenz. Mit Recht, denn am Jüngsten Tage werden wir ja alle in Gute und Böse eingeteilt werden. Allein, die fremde Seele ist ein dunkler Wald, wer will sich da hienieden schon auskennen? – In *Freund* und *Feind*? So meinte es Hitler, aber dann bleibt man schließlich ganz allein als sein einziger Freund nach. In *Männer* und *Frauen*? Diese Einteilung wäre allerdings heute nicht immer einfach, besitzt aber für viele den Zauber des Erlebnisses. Ich erinnere mich noch, wie der Schnellzug Petersburg-Taschkent in einer unübersehbar leeren Grassteppe mit knirschenden Bremsen hielt: es war ein Halt mitten in der Unendlichkeit! Nur dicht vor dem Waggonfenster erhob sich ein Verschlag, der hatte eine Scheidewand mitten durch sich hindurch gehen. Diese Scheidewand wollte sichtlich die Steppe und das ganze Universum in zwei Hälften teilen – links stand »Männer« und rechts »Frauen«. So sah es vom Waggonfenster aus, aber von der Steppe aus war's vielleicht noch nicht einmal ein Pünktchen ... Nein, das ist alles nicht *das*. Ich, der ich mit der Menschheit allenfalls noch durch die Post verbunden bin, teile sie einfach danach ein, wie sie Briefe schreiben.

Und das bringt mich auf den *Postwender*.

Es gibt nämlich drei Arten, wie die Menschen auf Briefe reagieren: entweder sie antworten überhaupt nicht, oder nach einer gewissen Zeit, oder sofort.

Die da überhaupt nicht antworten, die Vollmensen ohne Postgewissen, muß ich bewundern. Welch eine Absage an die Welt! Du kannst mich – scheint er stumm dem Planeten zu sagen – mit Anfragen, Bitten und Seelenbeichten überschwemmen: ich, unbenetzt von diesem Schwall, stoße mit der Fußspitze einen Stein in die Brandung – Beachtung Null, Verachtung ein volles Pfund! Dieser Mann ist entweder berühmt, dann *kann* er nicht antworten [wegen der täglichen Postwagenladung], oder er ist Lebenskünstler und denkt: Hat mich meine Mutter *dazu* geboren? Oder er ist Menschenfeind. Dann kann er gar nicht genug Post bekommen – um jeden Brief genießerisch durchzulesen und grinsend in den Papierkorb zu werfen.

Aber noch ehrfurchtgebietender, weil rätselhafter ist mir der normale Mensch, der einen Brief empfängt, um dann bis zu dessen

Beantwortung eine Zeit verstreichen zu lassen. Der dort kann zwei Monate, dieser drei Wochen und jener etwa zehn Tage liegenbleiben. Wie macht man das nur? frage ich. Diese Normalheit könnte sich soweit steigern, jemand im Vorzimmer fünfundvierzig Minuten warten zu lassen, nur um selber das Morgenblatt gemütlich durchzulesen.

Aber den dritten, den Menschen, der postwendend antwortet, den sogenannten *Postwender* – den verstehe ich. Postwender wird man, wenn man ein Papierschnitzel nicht auf dem Parkett liegen sehen kann: man *muß* es aufheben, um der Seelenruhe willen. Bei jeder Verabredung ist er sieben Minuten vorher da. Ich erlebte einmal eine wundervolle Szene, die sich zwischen einem Postwender und einer schlampigen Persönlichkeit abspielte. Sie hatten verabredet, sich um 5 Uhr zu treffen. Der Postwender wartete bis  $\frac{3}{4}7$ , aber niemand kam. [Für ihn eine Verletzung wie die der belgischen Neutralität]. Am nächsten Tage sagte er dem Schlampigen: »Aber wie konnten sie nur, Sie haben mir doch gesagt, Sie werden um 5 Uhr kommen?!« – Darauf der andere, im Tone ehrlichster, erstauntester Verteidigung: »*Ich hab g'sagt, ich werd' kommen...*« Hier brach der Postwender in ein Gelächter aus, weil in diesem kostbaren Fall Anklage und Verteidigung den nämlichen Wortlaut hatten. Dabei ist er pünktlich nicht etwa aus Pedanterie, Ordnungseifer, Pflichtbewußtsein oder Menschenliebe, sondern nur um seine Nerven zu beruhigen und dieses quälende Gefühl »es ist noch etwas unerledigt« los zu sein. Er befindet sich ständig in jenem Stadium des Reisefiebers, wo man sich fragt: »Habe ich auch nichts vergessen? habe ich alles eingepackt?« Ach, der Tisch des Lebens ist auch ihm gedeckt, doch nur, damit er dauernd »reinen Tisch« machen kann, ohne sich dranzusetzen. So baut er ständig Straßen, die er nie befährt.

Ein Schnitzel auf dem Parkett, ein Brief auf dem Schreibtisch – der Postwender beseitigt beide mit derselben Hast, und darum schreibt er viele Briefe. Aber keine guten. Denn dazu hat er keine Zeit; will er doch dadurch gerade Zeit gewinnen. Madame de Sévigné z. B. war kein Postwender, sondern eine Briefschreiberin, und das ist was ganz anderes. Für sie war der Brief Zweck, nicht Mittel; sie konzentrierte sich auf ihn, der Postwender jedoch

schreibt ihn herunter, um sich nachher – vielleicht – konzentrieren zu können.

So weit, so gut. Nun kann aber der Fall eintreten, daß zwei Postwender brieflich aufeinandertreffen. So etwas kommt im Leben vor. Der erste erhält demnach sofort Antwort, welche ihm ihrer Schnelligkeit halber suggeriert, daß dieser Brief, als besonders wichtig, noch besonders schnell beantwortet werden muß! [Denn es sind ja nicht alle Menschen Postwender]. Aber dasselbe suggeriert *diese* Antwort auch dem anderen – und nun beginnt etwas ganz Phantastisches, nämlich ein immer rasenderes Hin und Her völlig bedeutungsloser Skripturen, an dem Eisenbahnzüge, Postautos, Sortierer und Briefträger keuchend mitarbeiten und worüber der Gott Merkur lacht, daß ihm die Flügel an den Füßen zittern.

Auch mir passierte das neulich. Dabei war ich noch völlig ahnungslos. Alle paar Stunden kam wie ein Pinpongball der Antwortbrief zurück. Doch derweil wurde der Inhalt immer magerer: er bestand schließlich fast nur noch aus Anrede und Unterschrift, aber er bestand. Sicher, ein Balzac sah uns beide – jeden nachts in seinem Stübchen über den Schreibtisch gebeugt und mit Stöhnen unnütze Briefe schreibend! Genau so, wie die Menschheit heute keine Zeit mehr hat, weil unsere ganze draufgeht, um zeitsparende Maschinen zu erfinden, zu bauen und zu bedienen... Bis mir am Ende ein schlimmer Verdacht kam: um Gottes willen, sollte ich nicht etwa ein *Postwender* sein? – Und der da, der schon wieder geschrieben hat, ist er nicht vielleicht auch ein *Postwender*? Eine Sonne der Erkenntnis war aufgegangen und schien durch das weiße Briefgestöber. Ich blickte auf mein automatisch hingeschriebenes »Sehr geehrter Herr!«, setzte dann aber fort: »Wir haben uns nichts mehr zu sagen. Denn Sie, sehr geehrter Herr, sind ein *Postwender*, und ich, sehr geehrter Herr, bin ebenfalls ein *Postwender*. Lassen wir uns das gesagt sein. Ich flehe Sie an, diesen Brief nicht zu beantworten. Mit kollegialem Gruß, Ihr sehr ergebener«, usw. Aber dann dachte ich: der Kerl ist ein *Postwender*, er wird ja *doch* antworten!

Nahm den seinen und den meinen, zerriß sie und warf sie in den Papierkorb. Und nun haben wir beide Ruhe. Aber Gott bewahre mich vor *Postwendern*. Ich bin selber einer.

Im achtzehnten Jahrhundert gab es zwei Reisen, von denen der Weltmann mindestens eine gemacht haben mußte: die »Kleine Tour« und die »Große Tour« durch Europa. Die kleine Tour berührte Wien und Paris, die große Tour dazu auch noch Rom und London. Europa wurde als Ganzes gesehen, und die Reise sollte einem den anschaulichen Begriff dieses Ganzen vermitteln. Doch mit der Französischen Revolution und der Romantik wendete sich der Sinn des Reisens in das genaue Gegenteil, denn nun reiste man »ins Blaue«, in die Exotik, zu den einsamen Wasserfällen... kurz, man reiste, um aus dem geordneten Ganzen irgendwohin auszubrechen. In der großen Tour wollte man sein Gefühl der Gemeinsamkeit bestärken, in der romantischen Reise dagegen sein Gefühl der Einsamkeit, daß man etwas Besonderes war. Ob klassisch, ob romantisch – immer reiste man also in der eigenen Seele umher: in Landstrichen, die von der Phantasie sorgfältig bearbeitet worden waren. Reisen war ein Versuch, die Welt in des Menschen Brust mit der großen Welt da draußen irgendwie in Einklang zu bringen. In jeder Reise reist man zu etwas hin und von etwas weg; jede Reise ist zugleich eine Eroberung und eine Flucht. Die klassische Reise betont die Eroberung, die romantische die Flucht. Das sind die beiden ewigen Typen des Reisens, die es immer geben wird.

Unsere Zeit hat diesen beiden Typen des Reisens noch einen dritten gesellt: die Reise ohne Voraussetzung. »Kennst du das Land...?« sang der klassische Reisende; »Dort, wo du nicht bist, ist das Glück«, sang der romantische Reisende; das Leitmotiv des modernen Reisenden hingegen hat Wilhelm Busch unvergeßlich formuliert: »Schön ist es auch anderswo / und hier bin ich sowieso.« »Laßt uns einmal sehen, wie diese kugelrunde Welt eigentlich beschaffen ist«, sagt der Globetrotter; er sitzt mit hohen Augenbrauen gelassen im Bahncoupe und möchte gern erstaunen. Das dritte Element allen Reisens, die Neugierde, ist bei ihm zum beherrschenden geworden.

Das kann ein Mangel, kann aber auch ein Vorzug sein. Der Mangel liegt auf der Hand: »Es gehört Phantasie dazu, um Tatsachen zu erkennen«, hat Karl Kraus vorzüglich gesagt. Der klassische wie der romantische Reisende hatten genug Phantasie, um Marmorstatuen

oder Wasserfälle zu erkennen; dagegen unterliegt der moderne Reisende der Gefahr, nur das zu erkennen, was ihm Prospekte, Reisehandbücher und Filme suggeriert haben – also im Grunde Ansichtspostkarten. Aber anderseits: waren nicht die herrlichsten Reisen jene, die wir als Kind gemacht haben? Und besteht die strahlende Kraft des kindlichen Blickes nicht eben darin, daß er völlig voraussetzungslos ist und diese Welt weit offen in sich eintrinkt? Das Kind bemerkt mit untrüglicher Sicherheit, daß »der Kaiser keine Kleider hat« – allen Erwachsenen hatte die Phantasie einen Streich gespielt! Dabei haben aber Kinder bekanntlich die stärkste Phantasie, welche ganze dunkle Zimmer bevölkert, doch dazu ein wunderbares Korrektiv: die Demut. Das *Neue* besitzt für das Kind eine solche Majestät, daß es sich ihm widerspruchslos beugt; es ist ihm dankbar wie einem neuen Stück Seele, das ihm, dem Kinde, zugewachsen ist. Darin sehe ich nun den Vorzug des neuen, des voraussetzungslosen Reisenden: gelingt es ihm, wirklich voraussetzungslos zu werden wie ein Kind – ohne doch dabei ins Kindische, ins Unwissende, ins Barbarische zu verfallen –, so könnte er mehr sehen als alle Reisenden vor ihm, so könnte er entdecken!

Diesen reinen Blick wird sich am ehesten jener bewahren, dessen Reise einen handfesten Zweck hat: der Kaufmann, der Seefahrer, der Missionar. Denn was er bemerkt, ist absichtslos, ist »nebenbei bemerkt«, und das allein zählt. Darum liebe ich Marco Polos Reisen, Försters Reisen und vor allem die unbezahlbare »Voyage dans la Tartarie« des Evariste Huc. Dagegen ist das Reisen um des Reisens willen ein Paradoxon, das sich selber auffrißt: sind genügend Reisende um einen Wasserfall versammelt, so verwandelt sich dieser unwideruflich in ein Elektrizitätswerk. Oder aber in eine Sehenswürdigkeit: er hat sein Ich verloren und ist ein Stück Pappkulisse für Operngläser geworden. Ich sah neulich vor einem [einst] weltfernen Alpensee, in den zwölf Wasserfälle hineindonnerten, ein wiederkäuendes Kalb – das wurde im Laufe von fünf Minuten *sechzehnmal* fotografiert: von Javanern, Amerikanern, Chinesen, Engländern, Franzosen und sogar von Schweizern. Es war die größte Naturentweihung, die je aus Naturschwärmerei vollzogen wurde. Und ich sah anderseits in einem Schaufenster ein Buch, darauf stand in Golddruck »Meier's Oberitalienische Seen«. Das ist natürlich in der Ordnung und

sehr nützlich, und dennoch begann ich zu lachen – war es doch, als ob Meier die oberitalienischen Seen annektiert hätte: es waren keine Seen schlechthin, es waren Meiers Seen! Das ist der Fluch der Sehenswürdigkeit – man gehört nicht mehr sich selbst, man gehört Meier. Sehenswürdigkeiten sind an sich zweifellos schön, praktisch aber doch meist die Ausflucht derer, die nicht zu sehen vermögen. Derer, die die feste, ach so rührende Absicht haben, jetzt einmal die schönsten Tage ihres Lebens zu verbringen.

Denn der Mensch, der in ein paar Urlaubswochen die Belohnung für sein schweres Lebensjahr der Arbeit sucht, hat wirklich etwas Rührendes. Er wird ein Kind, er sucht etwas Versäumtes nachzuholen...; er ist frei von Alltagsrücksichten und schüttet vor jedem Beliebigen sein Herz aus. Er hat die feste Absicht, Mensch zu sein. Doch nun, da er's versucht, beginnt ihm aufzudämmern, daß auch das Menschsein lebenslange Übung erfordert, und daß er's vielleicht nicht mehr schafft... Denn bald fehlt uns der Becher, bald der Wein.

In der Tat, »reisen« ist heute die populärste Form von Glück. [Vielleicht hängt das damit zusammen, daß ein erheblicher Teil der heutigen Menschheit in Gefängnissen sitzt.] Oder, richtiger, es ist der eine von den zwei Brennpunkten, welche die Ellipse des Glückes bestimmen. Denn wenn man fragt: »Was würden Sie mit Ihrem Lotteriegewinn anfangen?« – Glück fängt sonderbarer weise stets mit einem Lotteriegewinn an – so erhält man zwei Antworten. Die eine lautet: »Oh, ich würde auf Reisen gehen – die Welt sehen –.« Die andere lautet: »Ich würde mir ein Eigenheim kaufen.«

Diese beiden Antworten widersprechen einander nur scheinbar. Das sind ja die zwei Sehnsuchten des Menschen: »Hinaus in die Ferne...« und »Zurück zu mir...«. Scheinbar entgegengesetzt, verhalten sie sich zueinander wie Einatmen und Ausatmen, sind also die Hälften ein und derselben Funktion. Und wunderbar werden sie eins in dem Vers einer Dichterin, der selber ein Aushauchen und Einhauchen ist: »Ich will in das Grenzenlose / zu mir zurück.« Gerade die Schweizer und die Engländer, die Fanatiker des Eigenheimes, sind die größten Reisenden. Nur wer Heimat hat, kann auch wirklich reisen – im Gegensatz zum Zigeuner, der mit seinem Karren stets zu Hause und stets in der Fremde ist. Hält man beim Reisen die Richtung »Nur fort...!« genau ein, so entdeckt man, nach einer Wanderung um die

Welt, einen gewissen Giebel, der einem völlig neuartig und doch bekannt vorkommen will – das Zuhause. Der Ausgangspunkt. Start und Finish im Lebensrennen fallen zusammen. Erst im Alter wird einem die Kindheit ganz gegenwärtig. Das Zuhause – wie neu! Dann erst ist man endlich angekommen. Und das ist das Gewaltigste, was einen das Reisen lehren kann: daß die Welt rund ist.

Dieser Reisende, der von zu Hause fort will und darum zu Hause ankommt, ist der ideale Tourist. Wenn die Naht halten soll, muß der Faden einen Knoten haben: das Zuhause. Wer das nicht hat, improvisiert sich auf Reisen fünfunddreißig Zuhauses, die mit dem Durchschlüpfen des Faden-Endchens alle schmäählich wieder auseinanderfallen. Es gibt aber noch eine ganz raffinierte Art von Reisendem: jenen, der *im* Zuhause reist. Einer hat darüber sogar ein entzückendes Buch geschrieben, es heißt »Voyage autour de ma chambre« von Xavier de Maistre. Dieser Mann hat auf seiner Reise rund um sein Zimmer gewiß mehr erlebt, als jener Benzinheld, der neulich um die Welt in 72 Stunden geflogen ist.

Und doch sehen die meisten gerade im Draußen ihr Reiseglück. Um mich zu vergewissern, veranstaltete ich eine kleine Rundfrage. »Wie stellen Sie sich das Glück vor?« fragte ich zuerst einen Herrn in den besten Jahren, mit Krawattennadel und goldener Armbanduhr. – »Na klar«, sagte er: »will ich nach Paris fahren, fahr' ich nach Paris, will ich an die Riviera, fahr' ich nach der Riviera – ich kann alles sehen, alles erleben – das ist das Glück!« Dann wandte ich mich an ein junges Mädchen, sie hatte Augen wie zwei oberitalienische Seen. Diese leuchteten auf. »Himmlich«, sagte sie, »ich fahr' an die Riviera, und von da mit einer Jacht durchs goldige Mittelmeer – ich fahr', wohin ich will –.« Dann fragte ich eine ältere Dame: Amerika; einen Jüngling: Island und Spitzbergen; einen kleinen Jungen: den Amazonas bis hinauf nach Manaos...

Und dann fragte ich den großen russischen Seelenkenner Gogol, indem ich seine gesammelten Werke aufschlug. Der läßt den Bedienten eines reisenden Herren monologisieren:

»...Wenn man bloß denkt, was für ein Leben die Herrschaften haben! Glänzend! Fahr, wohin du willst! Wird es dir in Smolensk langweilig – fahr nach Rjasan; hast du keine Lust zu Rjasan – hau ab nach Kasan; willst du nicht Kasan – sause geradewegs nach Jaroslaw...«

Also das, das war das Glück: Rjasan – Kasan, Kasan – Rjasan...!  
Und dann schlug ich zur Sicherheit noch einmal Goethe nach. Goethe, der zu reisen liebte. Und da fand ich sie, meine Formel. In den »Wanderjahren« findet sich ein schlichtes Haus, auf dem steht in goldenen Lettern:

»Hier oder nirgend ist Amerika.«

[Man müßte ein Büro gründen, das zugleich Eigenheime und Weltreisen vermittelt.]

### *Schlüsselgeschichten*

---

Jemand erzählte: Als man unseren schwimmenden Geheimsender auf den Havelseen geschnappt hatte, kam ich nicht ins K.Z., sondern ins Gefängnis, denn man wollte mir sogleich an den Kragen. Da merkte ich erst, was ein Schlüssel bedeutet. Wenn man in die Zelle hineinbefördert wurde und der Schlüssel beim Umdrehen knirschte, dann war es zum Wahnsinnigwerden! Das Schlimmste ist die Phantasie: man muß sich gewaltsam davon ablenken, daß man jetzt von der ganzen Welt abgekapselt und vergessen ist. Ich habte diesen Schlüssel fast noch mehr wie den Gefängniswärter, und das will was sagen. Gefängniswärter sind ja oft gutartig, ebenso wie Pfändungsbeamte: sie haben zu viel Elend gesehen. Dieser Bursche aber hatte Lust an seinem Beruf gefunden. Er empfand jedesmal eine besondere Freude, mich einzuschließen. Er neckte mich, er war ironisch; zum Schluß aber kam er stets unweigerlich ins Brüllen, wobei er mit dem Dienstrevolver herumfuchtelte. Eines Tages hörte man Kanonendonner, und plötzlich waren die Befreier da: gerade als meine kleine Arbeitsgruppe heimkam. Wir brachen das Tor weit auf, liefen in den Korridor und bekamen zuerst einmal unseren Gefängniswärter in die Hände. Man riß ihm den Dienstrevolver aus dem Futteral. »Nehmt ihm die Schlüssel ab!« schrie einer. »Nein«, rief ein anderer, »der Mann soll jetzt eigenhändig jedem Gefangenen die Zellentür aufschließen!« Noch nie hab' ich eine Pranke so zittern sehen, wie dem seine, als er jetzt eine Zelle nach der anderen aufschloß – und vom Herausstürzenden zuerst einmal einen Fausthieb bekam. »Nicht doch«, schrie man, »noch nicht... Er soll zuerst einmal alles aufschließen...« So

schleppten wir ihn mit seinem Schlüsselbund, in immer größerem Trupp, von einer Tür zur andern. Underst als sämtliche Türen offenstanden, hing plötzlich der ganze Schwarm wie die Bienen um ihn. Als sie weggingen, lag er da und hielt die blutigen Schlüssel noch in der Hand.

Ein seltsames Ding, so ein Schlüssel: hat er sein bestimmtes Schloß, mit dem er vertraut ist, so ist er ein Symbol des *Eigentums*; hat er aber kein bestimmtes Schloß, so wird er ein Nachschlüssel, ein Dietrich, und also zum Symbol des *Diebstahls*! Ich sah einmal zwei Clowns in einem Varieté, es war in der Geldkrise der dreißiger Jahre, die unterhielten sich über die schweren Steuern und auch über den Finanzminister. Dieser wurde von dem einem Clown stets devot »Herr Minister Schlüssel« genannt. Da sagte der andere: »Was nennst du ihn denn immer „Schlüssel“ – der Minister heißt ja gar nicht so!« »Und wie heißt er denn?« fragte der erste. Darauf der andere, langsam, genießerisch: »*Dietrich*« [Er hieß wirklich Dietrich.] Darüber war das Publikum ungemein erfreut. – Es gibt Leute, die stecken den Hausschlüssel immer unter die Fußmatte. Andere hängen ihn sogar an eine Schnur, damit es der Dieb noch leichter hat. So tat auch ein altes Weibchen, deren Haus weit draußen in der Einsamkeit lag. »Und wenn ein Dieb kommt?« fragte man sie. »Eben deshalb. Der Schlüssel ist falsch. Und solange der Dieb damit herumprobiert, merke ich es und hole die Flinte.«

Dem Geizigen aber ist der Schlüssel sein Alles. Schon allein der Vorgang des Aufschließens seiner Schätze jagt ihn in Frost und Hitze. Puschkin läßt seinen »Geizigen Ritter« beim Aufschließen zögern: »Es gebe, so versichern uns die Ärzte / Menschen, die in der Mordtat Lust empfinden. / Wenn ich in's Schloß den Schlüssel steck', so fühl' ich / dasselbe, was sie fühlen müssen wenn / der Dolch ins Opfer dringt: etwas wie Wonne / und Angst zugleich...« Und als ihn der Schlagfluß trifft, stirbt dieser Geizige mit dem Schreckensruf: »Die Schlüssel... meine Schlüssel!...« Denn sein Herz war eine Panzerkasse.

In unserer Zeit ist der goldene Kammerherrenschlüssel längst vom Schraubenschlüssel verdrängt worden. Auch bietet die eroberte Stadt dem Sieger nicht mehr auf einem Samtkissen ihre Schlüssel dar – wohl auch deshalb, weil von der Stadt meist nicht viel übriggeblie-

ben ist. Aber noch immer hält sich die Vorstellung von einem Amt der Schlüssel, das dem Apostel Petrus übergeben wurde. Seitdem steht er in der Legende mit einem Schlüssel hinter der Himmelspforte. Seltsam ist jedoch, daß dieser Petrus zu Lebzeiten die dicksten Gefängnistüren ganz ohne Schlüssel öffnet: »Sie [Petrus und der Engel] gingen aber durch die erste und zweite Hut und kamen zu der eisernen Tür, welche zur Stadt führt; *die tat sich ihnen von selber auf.*« Und im Evangelium heißt es: »Weh euch Schriftgelehrten! denn ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen. Ihr kommt nicht hinein und wehret denen, die hinein wollen.« Der *Schlüssel der Erkenntnis* – welch ein wunderbares Wort! Denn es gibt zwei Arten von Erkenntnis: die eine ist klar wie die Sonne; zu deren Innewerden braucht man keinen Schlüssel, sondern bloß offene Augen. Die andere, tiefere, aber ist verborgen: zu der braucht man einen Schlüssel. Von diesem Schlüssel sind alle unsere eisenbärtigen ein Symbol. Sogar der Autoschlüssel, wobei der Wagen, wenn man ihn stecken läßt, sogleich gestohlen wird. – Ein Schlüssel sperrt auf und sperrt zu; in diesen Funktionen erfüllt sich sein Wesen. Doch heute gibt es einen Eindringling, der mit jedem Hausschlüssel fertig wird: das Telephon.

Auch ich habe etwas mit Schlüsseln erlebt. Als die Russen einbrachen, da fing die große Flucht nach Westen an, die auch heute noch nicht abgeschlossen ist. Besonders überstürzt war die Flucht aus Hinterpommern, weil dort die Leute der Propaganda wie dem lieben Gott geglaubt hatten. Sie packten ihre Sachen immer erst, wenn man schon die Brandwolken vom Nachbargut rauchen sah. Nun muß man wissen, daß auf dem Lande ein Schlüssel mehr ist als in der Stadt. In der Stadt schließt man seine Haustür ab, und damit gut. Auf dem Lande aber [wo weit öfter gestohlen wird] muß man den Kuhstall abschließen, den Pferdestall, die Remise, die Vorratskammer, und was noch alles... Schade, daß man die einzelnen Obstbäume nicht zuschließen kann. Dort sind die Schlüssel noch ein großmächtiges Bündel, dort ist ein Schlüssel noch ein Schlüssel. Nun geschah es, daß ein pommerscher Landwirt bei der Schreckensnachricht: »Das Nachbargut brennt, die Russen sind in einer Viertelstunde hier!« – gerade noch Zeit hatte, die Pferde anzuspinnen, sich mit seinem Wertvollsten in den Wagen zu werfen und loszufahren. Doch als er nach zwei Stunden Galopp zur Besinnung kam und um sich

blickte, da gewahrte er, daß er als sein Wertvollstes was mitgenommen hatte? – Nichts als seine Schlüssel.

Bei aller Not wurde dieser Vorfall damals als Kuriosität belacht, zum Beispiel auch von mir. Mir sollte so etwas nicht passieren! Nein, ich packte meine besten Sachen in vier Koffer und gab die als Passagiergut auf. Doch als ich dann auf der Station Pasewalk [die an Wallensteins Lager erinnerte] umgestiegen war und nun in Hamburg das Gepäck in Empfang nehmen wollte – da waren meine Koffer gewissermaßen nicht da. Ja, dieser Zustand des Nichtvorhandenseins hat sich, trotz allen Reklamationen, hartnäckig fortgesetzt bis auf den heutigen Tag. Und so ist mir, wenn ist es recht überlege, von all meinen Sachen und Koffern was geblieben? – Die Schlüssel.

### *Der lose Schnabel*

---

Wie auf nächtlichem Meer das Wasser bei jedem Ruderschlag aufleuchtet, so läßt sich auch im Walde kein Schritt tun, der nicht von aufzirpenden Vogelstimmen begleitet wird. Das ist seine selbsttätige Alarmvorrichtung, vor der sich auch das unhörbarste Hasenhoppeln nicht geheimhalten kann. Die Vögel wissen dennoch alles. Aber daneben hat der Wald noch einen professionellen Aufpasser, der an den wichtigsten Anmarschpunkten postiert ist, um von jedem Herannahen krächzende Kunde zu geben: dieses ist der Eichelhäher. Schon auf zweihundert Meter schallt dir plötzlich sein »Prääk« entgegen – eigentümlich, wieviel Mitteilung in solch einem Krächzen enthalten ist! Denn es redet zugleich zu mir und zum Walde. Ihm sagt es: »Achtung, äußerste Vorsicht! Der Mensch nähert sich.« Mir jedoch: »Unnützes Bemühen; du bist erkannt, Idiot! Mich aber siehst du nicht!« Und dabei lohnt es sich, ihn zu sehen, denn er hat ein bezauberndes Gefieder – ein rostbrauner Leib mit keckem Haarschopf, graue Hosen und schwarzweiße Flügel mit blauen Schimmerfedern. Er frißt, wie sein Name andeutet, mit Leidenschaft Eicheln, die er vorher in seinem Kropfe aufweicht. Doch daneben tut er noch allerhand andere Dinge.

Der Eichelhäher ist ein Spezialist: er ist weder gut zu Fuß noch guter Flieger, sondern sein Revier sind die Baumzweige. Seine

Flügel sind kurz, damit er sie geschwind zusammennehmen kann beim Gleiten durchs Laubgewirr, und diese Gewohnheit behält er auch beim Durchqueren größerer Freistrecken bei: nach ein paar Schlägen nimmt er stets wieder die Flügel zusammen, und so fort. Doch fliegt er nur ungern durch offene Räume, und wenn, so nie in Gesellschaft; will eine Gruppe über eine Lichtung, so schießt sie einzeln, wie ein Pfeil nach dem andern aus dem Köcher, hinüber. Er ist ein Hüpfen und reist lieber von Baum zu Baum. Wird's gefährlich, so baumt er nicht erst erkennbar auf, sondern gleitet in einem Schuß sogleich tief ins Laub hinein, und dann kann man ihn suchen!

Eben diese Kunst des Sich-Verbergens gehört zu seiner Spezialität, die nämlich im lauten Warnschrei besteht: wer Lärm macht, muß sich verstecken können. Solches Den-Schnabel-nicht-halten-Können angesichts der Gefahr ist sein Dienst am Walde und zugleich sein Unheil – flöge er stumm davon, so könnte kein Mensch den Eichelhäher schießen. Scheu, schlau und scharfäugig, weiß er das wahrscheinlich, und oft hat man bei seinem Lautgeben das Gefühl, daß hier besseres Wissen gegen stärkere Natur anzukämpfen sucht. Aber ein Dämon zwingt ihn dazubleiben, die Gefahr, von Baum zu Baum hüpfend, zu begleiten und stets wieder krächzend von ihr Kunde zu geben.

Dafür ist er aber auch ein Stimmvirtuose und ein polyg'otter Vogel. Seine drei Hauptlaute sind: das krächzende, hohnvolle, auch lachende »Prääk«; dann das warnende, hingehauchte »Wääch«, und endlich ein behagliches, selbstgesprächiges »que oui? que oui?« Das ist aber noch gar nichts. Er hegt einen Erbhaß gegen Habicht, Sperber und Bussard [die einzigen, die ihm gefährlich werden], und wenn der Bussard, aus der Höhe herabstoßend, dicht über die Baumwipfel hingleitet, so tobt der Eichelhäher, denn er weiß, daß das *ihm* gilt. Er ist über jeden Angriff auf sich sittlich empört. Aber dafür kann er den Katzenschrei des Bussard meisterhaft nachahmen – ähnlich wie Büromenschen die Stimme ihrer Vorgesetzten. Mehr noch, er kann so ziemlich alle Stimmen, alle Geräusche des Waldes nachbilden. Man weiß von einem Fall, wo er das Schärpen einer Stahlsäge hören ließ – wahrscheinlich hatte er das von Waldarbeiten gelernt. Doch auch das Wiehern eines Füllens, das Krähen

eines Hahnes und das Gackern der Henne hat man von ihm gehört. Das Klopfen der Spechte, das Krächzen der Elster, die Töne des Würgers, der Drossel, des Stars, der Rake – alle diese aufgeschnappten Laute verbindet er manchmal zu einem sonderbar schwatzenden Gesange, in welchem er das grüne Konzert des Waldes so vor sich hin träumt. Er ist der Reporter des Waldes.

Mit diesem Schwatztalent hängt seine »Gruppenarbeit« zusammen, denn Stimme geben heißt ja eine Gemeinschaft anrufen oder bestätigen. Der Eichelhäher lebt weder einzeln noch in Schwärmen, sondern meist in kleinen Gruppen, deren Mitglieder vorzüglich auf einander eingespielt sind. Und wie sich die Extreme berühren, ist er zugleich sehr zänkisch: oft kann man im Walde schon von ferne das Geschrei hören – aha, die Eichelhäher haben Familienkrach! Schleicht man sich aber heran, so haben sie einen bald bemerkt und sitzen, völlig im Laub versteckt, in den Bäumen um einen herum. Doch selbst in dieser Gefahr können sie das Schwätzen nicht lassen: bald hier, bald dort dringt aus dem Laub ein halbunte drücktes »Wääch«, welches an das »Leise macht man pst, pst, pst!« bei Wilhelm Busch erinnert. »Huschhusch, Vorsicht, nicht schwätzen, wääch...« macht es rings in dem Eichenlaub, und man weiß ungefähr, wohin zu zielen ist. Bis endlich einer mit einem ganz schnell und laut gekrächzten »Prääk!« abfliegt. Das heißt: »Etsch, ich hab doch laut gerufen!«

Dafür hat er sich eine famose Rache erfunden, und ich bin selber schon darauf hineingefallen. Es gehören dazu zwei Eichelhäher, die Hand in Hand spielen und sich dabei großartig amüsieren. Knapp außer Schußweite hüpfet einer demonstrativ in den Zweigen und krächzt so laut, daß der ungeübte Jäger [statt ruhig stehen zu bleiben] wie elektrisiert auf den Lärm zustrebt. Dieses ist der Augenblick für Häher Nr. 2, der noch weiter entfernt sitzt, seinerseits loszulärmen, während Nr. 1 sich derweil lautlos auf die Socken macht, und zwar tiefer ins Dickicht hinein. Der Jäger schleicht jetzt äußerst gelenkig auf Nr. 2 zu, den er für den ersten hält, – und das ist wieder der Moment für Nr. 1, noch weiter hinten mit einem entsetzlichen Lärm loszulegen, während sich nun wieder Nr. 2 lautlos auf die Socken macht. So spielen die beiden eine Art Swinegel-Spiel mit dem immer hitziger werdenden Menschen, der

gerade wegen des Lärmes die Beutehoffnung nicht aufgeben will. Aber wie die Beiden sich amüsieren! Das Gekrächz wird zu einem Spottfuror und Lusttaumel; die schütten sich aus vor Lachen über den nachstolpernden Trottel, der fluchend in den Dornen hängt, und fliegen endlich davon... Ich hab' einmal in einem Bahncoupé genau solch eine Unterhaltung zweier Frauen mit einem Manne angehört. Nein, nicht nachgehen, sondern ruhig im Dickicht stehenbleiben: das ist das Richtige. Denn diese Stille macht ihn unsicher – der Jäger ist nirgend, also kann er überall sein... Der Häher weiß nicht, vor welcher Blickrichtung er sich verbergen soll, er beginnt unschlüssig von einem Zweig auf den anderen zu hüpfen – und dann hat man ihn.

Aber soll man ihn überhaupt schießen? Man soll. Sein Charakter ist Frechheit plus Klatschsucht plus Grausamkeit. Ein tadellos gelaunter Mörder. Gewiß, es gibt Grausamkeit, die man als naturgegeben hinnimmt: wenn der Löwe sich mit fürchterlichem Ausdruck auf die Antilope stürzt, so ist, was er tut, entsetzlich, und so sieht er auch aus. Das ist der unschuldige Mord. Dieser aber lacht sich tot, während er tot macht. Er hat beim Abwürgen Picknickallüren. Besonders im Frühling, wenn sowieso von der gesamten Tierwelt die delikate Jugend weggefressen wird, ist er am scheußlichsten. Völlig ungestraft rottet er hohnlachend die Singvögelbrut aus, während die Eltern, erbärmlich von Ast zu Ast hüpfend, diesem Spaß zusehen müssen – wie er sich ihre Kleinen behaglich zerlegt. Auch ich mußte einmal leider zusehen, denn ich hatte kein Gewehr bei mir. Wo er überhand nimmt, ist's mit den Singvögeln aus. Eine Welt von Wohllaut versinkt, und sein Krächzen bleibt auf dem Repertoire.

Einmal aber habe ich erlebt, wie ein kleiner Singvogel ihn doch angriff, und wenn ich es nicht selber gesehen hätte, so würde ich es nicht glauben. Denn das Singvögelchen (das eine heilige Wut gehabt haben muß) stieß nicht nur wie ein Habicht gegen den auf dem Boden stehenden Eichelhäher, sondern flog plötzlich auf seinen Rücken, krallte sich am Halsansatz fest und begann nun, des Hähers Hals und Kopf schimpfend mit dem Schnabel zu bearbeiten. Dieser aber bekam es mit der Angst. Er flog auf – und nun schwebte diese sonderbare Kombination, der große Vogel mit dem kleinen

auf dem Rücken, der ihm hackend den Kopf bearbeitete, hinaus in die Lüfte...

So rotte ich ihn meinerseits mit Lust aus [denn der Mensch spielt so gerne Strafgericht]. Zwar lache ich nicht dabei, denn Tod bleibt Tod, doch wenn ich abdrücke und er raschelnd durch die Zweige fällt, habe ich ein Gefühl der Genugtuung. Er aber hält auch da seinen Charakter durch. Brechenden Auges noch schimpft er und beißt mit dem Schnabel – eine Woche lang hatte ich die Spuren auf dem Finger.

### *Die geschlossenen Lippen*

Eine moralische Erzählung

---

Es gibt gewisse Anstandslehren, die man wohl einem Kinde, keinesfalls aber einem älteren Menschen geben kann. Zum Beispielden guten Rat, beim Kauen die Lippen geschlossen zu halten. Denn man würde dem älteren Menschen damit zu Bewußtsein führen, daß er zeitlebens geschmatzt, und also seine Mitmenschen abgestoßen hat. Mehr noch, es hieße auch seine Eltern kränken, weil sie für keine gute Kinderstube gesorgt haben. Alles kann man sagen, aber nur das nicht. Ihm einen anonymen Brief schreiben? Damit hätte man den Unwillen des Essers von sich selbst auf die ganze Tischrunde abgelenkt, und die Kränkung wäre nur noch größer. Ganz abgesehen davon, daß anonyme Briefe immer verächtlich sind. Kurz, es geht nicht.

Merkwürdig ist dabei, daß einen etwa das Schmatzen der Schweine über dem Trog gar nicht stört; ja, es hat geradezu etwas Gemütliches, Lebensfreudiges: sie geben ihrer Lust am Fressen beredten Ausdruck. Sie können nichts dafür, schon nach der Bauart ihres Rachens. Aber beim Menschen ist Essen ja etwas Besonderes, das bis in die Heiligkeit des Abendmahles reicht: bei ihm, dem Menschen, grenzt Schmatzen schon fast an Religionsstörung. Hat nun der Nachbar eines solchen Fressers noch dazu einen geschärften Gehörssinn, so kann ihm das Mahl zur ausgesuchten Marter werden. Denn man hört nicht nur die sakrilegischen Töne, sondern man antizipiert, man erwartet sie fast: »So... so... schmatz doch schon endlich!« Weil die Qualen der erwartenden Phantasie ja noch schlimmer sind als die Sache selbst.

Ich war einmal zu Besuch auf einem Landsitz, wo eine ältere Dame bei Tisch sich des Schmatzens befleißigte. In den ersten Tagen sagte ich mir: »Lächerlich, abstrahiere davon, schalte das Geräusch aus deinem Bewußtsein aus!« Doch so wie das Mäusenagen hinter der Tapete einem schließlich auf die Nerven geht, ging es auch mir: aus der ganzen Geräuschkulisse von Messer- und Gabelgeklirr, Kristallklingen der Gläser, Gespräch und Gelächter hörte ich nur das eine Kauen heraus, wobei die Dame gelegentlich noch dazu ein diabolisches Schnalzen mit dem Zahn einlegte. Dieses hatte etwas Triumphierendes, wie das Signal einer Kavallerie-Attacke. Es war unerträglich. Da kam mir ein Einfall. Ich hatte doch von solchen Wachs-küglein »Oropax« gehört, die einem Stille verschaffen, wenn man sie ins Ohr steckt. Schnell war das »Oropax« besorgt, und als der Gongschlag zum Essen ertönte, erschien ich mit gesicherten Gehörswindungen bei Tisch.

Sie aß, sie aß, ich sah mit beiläufigem Blick, daß sie es geräuschvoll tun mußte – und ich hörte nicht das geringste! Daß sie das Messer wie einen Federhalter und die Gabel wie ein Stemmeisen gebrauchte, machte mir wenig aus; man kann ja wegsehen. »Iß mein Herzchen, iß ruhig«, dachte ich; ich schaute die Dame sogar freundlich an.

Und nun nahm ich selber den ersten Bissen. Plötzlich setzte in meiner zugestopften Gehörsstille ein furchtbares Geräusch ein. Ich hörte nicht bloß ein Kauen, nein, es war, als ob ich im Innern einer Fabrik saß: Mit Stampfen, Krachen und Quatschen dröhnte ein ganzes Maschinenwerk der Zermalmung auf mich ein. Es war ohrenbetäubend. Es war *ich selbst*. Das »Oropax« wirkte wie der Balken im eigenen Ohr; ich hörte nichts als mein eigenes schreckliches Essen!

Was tun? Ich hatte Hunger. Also legte ich träumerisch und nachdenklich, meine Hand ans Ohr und zupfte das »Oropax« heimlich heraus. Sodann träumte ich auf dem anderen Ohr, und tat desgleichen. Es war eine Erlösung. So muß sich ein Introvertierter gleich nach der Heilung fühlen. Ich hörte wieder das Draußen und nicht das ungeheuerliche Drinnen. Freilich auch wieder das Kauen der Dame. Aber nun schien es nicht mehr so schlimm.

## Der Prozeß

Der Tatbestand dieses einzigen Prozesses, an dem ich in meinem Leben mitgewirkt habe, vollzog sich in Berlin während der Juni-tage 1934. Das war die Zeit des Röhm-Massakers, wo die Nazis ihre ersehnte »Nacht der langen Messer« zuerst einmal an sich selber ausprobierten, und wo jeder, der sie nicht vorher bereits an ihren Visagen durchschaut hatte, sie eigentlich hätte erkennen müssen. »Ich habe von nichts gewußt«, konnte schon nach dem Röhm-Massaker nicht mehr gelten. Das Entsetzliche wurde vielleicht noch dadurch gesteigert, daß es mit solcher Komik verbunden war. Ich weilte damals zum Besuche in Göttingen, und bereits am Abend des ersten Bluttages hing dort in den Messergeschäften die Tafel aus: »Hier werden SA-Dolche abgeschliffen« – weil deren Klingen nämlich einen Treueid auf Röhm eingraviert trugen. Das nenne ich planmäßige Arbeit. Und ein begeisterter Aufsatz im »Völkischen Beobachter« enthielt damals den Satz: »Wir sind des Führers mit Haut und Haaren«, was man doch sonst eigentlich nur sagt, wenn man des Teufels ist. Kurzum, des Frohsinns war kein Ende. Wie mir ein Augenzeuge erzählte, waren die SA-Leute, die man in ein Berliner Parteilokal gebracht hatte, völlig ahnungslos, rauchten, sangen und lachten, bis der Lautsprecher in demselben Raume immer erschließlichere Töne redete – »da begann es ihnen«, fuhr mein Gewährsmann fort, »allmählich doch mulmig zu werden...« Kein Wunder, wurden sie doch stracks per Lastauto nach Lichterfelde geschleppt und im Hof der Kadettenschule erschossen.

Hier, auf dem Transportwege nach Lichterfelde, hatte sich der Tatbestand abgespielt, und zwar in einem Gemüsegeschäft, durch dessen Fenster man die erwähnten Lastautos immer wieder vorbeifahren sah. Dort kaufte eine Dame ein [sie erwartete übrigens ein Kind], und die sagte nun, als wieder ein Schub vorüberdonnerte, im dichtgefüllten Laden: »Man sollte doch lieber den Hitler erschießen!« Fraglos ein zweckmäßiger Vorschlag, der dem Großteil der Anwesenden ihren vorzeitigen Tod durch Krieg und Hunger erspart hätte – welcher sich indessen nicht so leicht durchführen ließ. Da bekam der Gemüsehändler Angst für sein Geschäft. Statt zu sagen: »Ich bitte Sie, solche Äußerungen in meinem Laden zu unterlassen!«

– womit der Form Genüge geschehen wäre –, hielt der Mann seinen offengelassenen Mund und bekam's in der Nacht immer mehr mit der Angst: wenn jetzt einer der vielen Zeugen die Sache denunzierte...? Statt darauf zu warten, denunzierte er lieber gleich selbst. Das Gemüsegeschäft war gerettet.

Nach einiger Zeit kam die Vorladung zum Untersuchungsrichter, denn das ging alles seinen ordnungsgemäßen Gang. Damals hatten die Nazis ihre sogenannten Volksgerichte eingesetzt – Institutionen, die dazu bestimmt waren, mit dem inneren Feind kurzen Prozeß zu machen. Das ist schon so bei den Tyranneien. »Wir sind so einig wie noch nie!« müssen sie sagen, denn wozu sonst die ganze Führerei? Da aber Druck Zorn erregt, so müssen sie diesen von der Führung ablenken – auf wen? Nun, auf die paar Teufel, die nicht mit uns einig sind. Die muß man sich, auch wenn es sie nicht geben sollte, um jeden Preis beschaffen: bei Gewitterschwüle ist der Blitzableiter die notwendigste Installation. Kurz, wenn man so einig ist wie noch nie, muß man den einen Volksteil auf den anderen hetzen: *divide et impera!* Daher die Volksgerichte.

Leider hatte das junge Ehepaar [denn auch der Gatte wurde einvernommen] aus einer gewissen Anständigkeit einen Fehler begangen. Statt *contre corsaire corsaire et demi* zu sein, gaben sie der Wahrheit die Ehre und vor dem Untersuchungsrichter alles zu! Statt von Anfang strikte abzuleugnen, hatten sie bloß stumm genickt, so daß der Untersuchende, auch beim besten Willen, nichts hätte reparieren können. »Sie geben also zu, die fragliche Äußerung getan zu haben...?«

Als ich durch das Ehepaar von der Sache hörte, bot ich mich zum Entlastungszeugen an. Der Punkt, wo eine Verteidigung einhaken konnte, war die Schwangerschaft der Angeklagten. Vielleicht konnte man den Brennpunkt der Aufmerksamkeit dahin verschieben, daß werdende Mütter in ihren Handlungen und Reden nicht immer voll zurechnungsfähig sind...

Nun blieben die beiden, zwei weltfremde und edle Menschen, die elf Monate bis zum Gerichtstag in einer etwas künstlich unbesorgten Stimmung. Die Einvernahmen hatten sich so höflich, fast human, abgespielt, daß sie das Ganze auf die leichte Achsel nahmen. »Es wird schon nicht so schlimm sein« – zudem war das Kind gekommen

und man hatte andere Sorgen. Indessen fanden sie allmählich ein Haar daran – nämlich jenes, an dem das Damoklesschwert des Volksgerichts über ihnen hing. Den Umschwung brachte die erste Besprechung mit dem Verteidiger. Aus Armut und Nonchalance waren sie um einen gerichtsbestellten Verteidiger eingekommen, und dieser hatte, statt irgendwie zu unterstützen, die Dame brutal angefahren: »Wie konnten Sie nur so etwas sagen? ... Das ist ja unerhört!...«

Als ich, telephonisch herangerufen, in ihre Wohnung kam, fand ich eine Stätte der Verzweiflung und dumpfer Apathie vor. »Jetzt kann uns nichts mehr retten... Es ist alles zwecklos.« Diese Empörung des Verteidigers [der natürlich seinerseits Angst bekam, so einen Ausspruch entschuldigen zu müssen] hatte ihnen die Augen geöffnet. Nun sahen sie die furchtbare Gefahr.

Beim Trösten fiel mir ein, daß ich ja einen guten Rechtsanwalt kannte, der zwar als Halbjude vom Gericht abgeschafft war, aber doch vielleicht Rat wußte. Ich rief ihn an und fuhr hin. Als ich den Hergang erzählte, blickte er mich fassungslos an. »Was? – alles zugegeben statt schlankweg zu leugnen – und dazu noch einen staatlichen Verteidiger [bei dem Staate!] – ja, sind die Leute wahnsinnig geworden? Das heißt doch seinen Kopf gutwillig in die Schlinge legen! Die Dame muß sofort auf diesen Verteidiger verzichten. Ich schaffe einen neuen; rufen Sie mich morgen an.« [Es war nur noch eine Woche bis zur Verhandlung.]

Diesen ersten Hoffnungsschimmer übermittelte ich sogleich telephonisch dem Ehepaar.

Andern Tages war ich bei meinem Rechtsanwalt. Ich hatte mir unterdessen aus medizinischen Lexika alle Absonderlichkeiten, die bei schwangeren Frauen zuweilen vorkommen, säuberlich ausgeschrieben, und mit diesen Mosaiksteinchen ein recht annehmbares klinisches Bild komponiert. Den Rechtsanwalt traf ich in guter Stimmung; er war übrigens ein bedächtiger, humorvoller Mensch und verstand etwas von Kunst. »Die Sache ist vielleicht zu deichseln« sagte er. »Ich war bei Gericht, besuchte einen anständigen Kollegen, und der Zufall will es, daß der Staatsanwalt in dieser Verhandlung gerade ein früherer Büro-Untergebener von ihm ist. Die beiden sind befreundet und verstehen sich mit einem Augenblinzeln. Mein

Kollege wird die Verteidigung übernehmen. Das Ehepaar soll sofort zu ihm hingehen. Sie, Herr von R., übernehmen also die Entlastung im vereinbarten Sinne. Wir beantragen natürlich medizinische Expertise. Allerdings macht mir der Experte Sorgen: an den Mann ist nicht 'ranzukommen; zudem soll er streng sein.«

»Werde ich schwören müssen?« fragte ich.

»Tja, um den Eid werden Sie wohl kaum herumkommen.«

Jetzt bekam *ich* die moralischer Skrupel. Darf man vor den Nazis lügen? – Schon; aber vor... »Ich schwöre vor Gott dem Allmächtigen – –.« So fuhr ich ebenfalls zu einem Experten, aber nicht zum medizinischen, sondern zum geistlichen, und trug ihm den Fall vor. Nun war dieser Gott beim Volksgericht ja nicht der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, auch nicht der Gott der Philosophen, sondern der Nazi-Gott, zu dem [laut Hitler] Hindenburg nach »Walhall« hinauffuhr, kurz der mit Recht so beliebte »deutsche Herrgott« [über den Theodor Haecker gerade damals eine Monographie schrieb]. Der Experte, ein freundlicher junger Priester, deutete mir vorsichtig an, daß ich mich – in diesem speziellen Fall – über den Punkt beruhigen könnte.

Den Abend vor der Verhandlung büffelte ich mein klinisches Bild auswendig und überlegte auch sonst, wie ich ein realistisches Konterfei der Unschuld ausmalen könnte. Am nächsten Tage ging ich im Zeugenkorridor auf und ab wie ein Rennpferd im Paddock, während der Gemüsehändler vernommen wurde. [Der Mann soll geschlottert haben, als er sah, was er angerichtet hatte.] Dann wurde ich hineingerufen und trat vor den Tisch des Jüngsten Volksgerichts.

Dieser Tisch hatte eine gute Eigenschaft: vor ihm gab es ein halbhohes Holzpostament, an das man sich festhalten konnte. Das lieh einem Sicherheit; denn Vorbedingung für guten Eindruck ist ruhiges, bestimmtes Sprechen. »Nun wird er dich schwören lassen«, dachte ich. Doch der Richter, der sich auf seinem Sessel offensichtlich nicht ganz wohl fühlte, begnügte sich bloß mit einer Vermahnung zur Wahrheit. [Nachher erfuhr ich, daß eine Clique ihn, der Katholik war, gerade zum Abbremsen ins Volksgericht geschoben hatte.]

Also log ich los. Zuerst kam der Nazipunkt. Selbstverständlich, sagte ich, war das Ehepaar zu Beginn des Umschwungs in Deutsch-

land recht überrascht. Sie verhielten sich fast ablehnend: kein Wunder bei Menschen, die still ihrer Arbeit lebten und von Politik nichts wußten. Dann aber, als sie sahen, welch ein Zug der Einigkeit durch das Volk ging und wie alles Hoffnung schöpfte, da, sagte ich, fanden sie sich dem neuen Leben in Deutschland immer mehr verbunden... Es war ein stiller, ich möchte sagen bedächtiger Umschwung. Über Politik wurde kaum gesprochen: man nahm mit Selbstverständlichkeit an, daß alle für die neue Ordnung seien. [Ab und zu streifte ich mit einem Blick die schweren, gebeizten Holzbalken des Verhandlungsraumes – ob sie sich nicht doch zu biegen anfangen?] Was aber die betreffende Äußerung anlangt, fuhr ich fort, so fiel sie völlig aus dem Rahmen, und war doch anderseits vielleicht aus dem Zustande der werdenden Mutter erklärlich... Die Dame erwartete ein Kind, und ich nahm bei ihr bereits vorher Zeichen erhöhter Reizbarkeit, ja geradezu Absonderlichkeit wahr. Schon der geringste Umstand – etwa, daß eine Tür quietschte – konnte sie in Aufregung bringen. Oder sie bekam plötzlich Appetit auf besondere Dinge, z. B. auf Erdbeer-gelee, und *wußte nicht, was sie sprach*, wenn ihr das nicht sogleich beschafft wurde! [Die Balken hielten noch immer stand.] Diese Erregungen und Exklamationen wurden häufiger, und man gewöhnte sich – mit Rücksicht auf den Zustand der Frau – daran, sie in schonungsvoller Milde zu übersehen.

Das war so ungefähr meine Aussage. Und hier gebe ich den Menschen, die vor Gericht zu tun haben, einen kleinen Tip. So ein Richter hat zeitlebens zwei Dinge in den Ohren: man möchte ihn herumkriegen erstens mit Logik, zweitens mit Pathos. Darum betrachtet er Logik und Pathos als seine natürlichen Feinde. Also mache dem Richter ein kleines, ganz unverdächtiges Geschenk: nämlich das Geschenk *seines eigenen* logischen Schlusses! Präsentiere ihm die Tatsachen, ohne Pathos, und zwar so arrangiert, daß die Folgerung daraus kinderleicht zu ziehen ist – aber ziehe sie nicht, um Gottes willen nicht! Laß ihm doch die Freude, sie selber zu ziehen: so hat er das Triumphgefühl eigenen Urteils, und daß er immer noch Richter ist.

Und nun sprach der Staatsanwalt, und dann der Verteidiger. Das sind ja die beiden Stereoskoplinsen, welche den Fall mit Licht und

dchatten plastisch hervortreten lassen sollen. Hier indessen wurde Sie Angelegenheit völlig phantastisch. Man stelle sich vor, daß jemand redet, als ob er etwas abliest, aber nicht versteht. Die Worte sind da, doch sie kommen nicht aus dem Gehirn, sondern wie von dem Echo einer Häuserwand. Auch der simpelste Sinn wird total unverständlich: eine rhythmische Erschütterung der Luft. Genau so sprach der Staatsanwalt; und sonderbar – auch er blickte zuweilen nach den Balken an der Zimmerdecke... Offenbar hatte das Augenblinzeln mit seinem einstigen Bürochef zu der Verständigung geführt, daß er »matt« sprechen werde. Doch nun, als sich der Verteidiger erhob, sprach dieser zu meiner Verwunderung ebenfalls »matt«. Man gewann den Eindruck eines Wachsfigurenkabinetts, wo die Ausstellungsobjekte auch noch jedes einen kleinen Speech eingetrichtert bekommen hatten. Es wurde mit Absicht eine solche Atmosphäre der Ödigkeit erzeugt, daß jeder das Gefühl bekommen sollte: nur schnell hinaus, das ist ja alles Quatsch! Bloß einen einzigen Satz sprach der Verteidiger lebendig – und eben das war meisterhaft: das war nämlich das einzige, was man behalten sollte. Er sagte – ganz nebenbei, langsam, bedauernd, sanft mißbilligend – »...aber wenn ich so was höre, dann lauf ich doch nicht gleich zur Polizei, sondern sag der Frau, daß sie still sein soll und sich in acht nehmen...« Gerade aus dem Fonds von Mattigkeit heraus, war das ein wohlgezielter Pfeil, der zitternd in der Brust des Richters und der Beisitzer steckenblieb.

Und dann sprach der medizinische Experte. Nicht matt, sondern mit heiserem Schwung [denn er war nicht angeblinzelt worden]: es war ein Leerlauf nicht von 5 PS, sondern von 150 PS. Wir hatten alle Angst. Aber, o Wunder, er ratterte heraus, daß eine Frau in gesegneten Umständen nach den Erfahrungen der Wissenschaft tatsächlich nicht dasselbe sei wie eine Frau in ungesegneten Umständen. Dieses Thema variierte er in dreiunddreißig Fachausdrücken, und schwieg dann plötzlich, als ob seine Sanduhr abgelaufen sei.

Hierauf zogen sich Richter und Beisitzer zur Beratung zurück. Was sie wohl gesprochen haben mochten? Ich glaube, hauptsächlich, daß es bald Mittagszeit sei. Und dann etwa: Na, ja, sie erwartete ein Kind...

Dann wurde das Urteil verkündet, und wir standen alle auf: »Zweihundert Mark Geldstrafe!« Gott sei Dank – kein K.Z., nicht einmal Gefängnis! Und das Geld durfte man auch noch in Raten abzahlen. Il y'a des juges à Berlin.

Das war noch einmal gut gegangen.

Wird der Staat zur Lüge, so wird es sogleich auch die Rechtsprechung. Und das schlug hier, dank günstigen Zufällen, einmal zum Wohle des Angeklagten aus.

Doch ein paar Jahre später, 1942, passierte der Dame das nämliche. Sie sonnte sich im Freibad von Erfurt, und sprach vor sich hin: »Dieser Krieg ist sowieso verloren.« In Berlin hätte man sie vielleicht noch herausbeißen können, in Erfurt nicht. Sie bekam neun Monate Gefängnis, die sie in den Glasschleifereien von Rathenow absolvierte. Von dort sandte sie mir ein Glasschildchen, in das sie ein Kreuz hineingeschliffen hatte.

### *Das Fenster*

---

Bei uns lief neulich ein Film »Das Fenster«, wo das Wahrheitserlebnis eines phantasievollen neunjährigen Knaben geschildert wird. Er ist ein dichterischer Lügner, der die Traumwelt seiner Cowboy-Abenteuer von der Wirklichkeit noch nicht zu trennen weiß und daher bei Kameraden und Eltern als Phantast gilt. In einer heißen Newyorker Nacht zieht er mit seinem Bettzeug hinaus auf die Feuertreppe und sieht von dort aus durch das Fenster, wie in der Wohnung des Nachbarn ein Mord verübt wird. Entsetzt berichtet er das den Eltern – diese aber halten es für eine neue Phantasie und machen ihm Vorwürfe, weil dadurch die Nachbarmmieter ins Gerede kommen könnten. Vergebens versucht der Knabe ihnen begreiflich zu machen, daß er nicht geträumt habe, daß der Mord wahrhaftig geschehen ist, doch mit seinen neun Jahren kann er den Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit wohl fühlen, aber nicht überzeugend darstellen. So weiß er etwas Ungeheures, was die anderen nicht wissen wollen. Dadurch, daß er zur Polizei läuft, wo er dem gleichen Skeptizismus begegnet, wird der Fall dramatisch: denn der Policeman bringt ihn zu seinen Eltern zurück, die

nun verlangen, daß der Junge sich bei dem Nachbarn wegen der Lügengeschichte entschuldigt – damit erkennt das Mörderpaar, daß es einen Mitwisser hat, und trachtet ihm nach dem Leben.

Leider geht dann der Film aus diesem tiefen Thema des Erlebnisses von Traum und Wirklichkeit in eine Gruselgeschichte über. Immerhin vergißt man ihn nicht so leicht, und da überlegte ich mir neulich, was geschehen wäre, wenn die besorgten Eltern ihr Kind zur psychologischen Behandlung angemeldet hätten. Der Psychologe hätte sich vom Knaben alles erzählen lassen: seine Cowboygeschichten und auch den Mord hinterm Fenster; er hätte gefragt, wie der Mord geschehen sei: mit einer als Dolch benutzten Schere: durch einen Stoß in den Rücken: – und hätte aus diesen symbolischen Einzelheiten seine Schlüsse auf die Seelenstruktur des Patienten gezogen. Hätte sich nun der Psychologe mit diesem Befund begnügt, *so wäre damit der Hauptpunkt offensichtlich verfehlt worden*, denn der besteht ja darin, daß die Cowboygeschichten Phantasie sind, jener Mord aber Wirklichkeit war. In einem Traum mag die Schere ein Symbol sein, der wirkliche Mord aber hätte ja ebensogut mit einem Dolch oder einem Hammer verübt werden können. Kurz, der psychologische Befund wird, je nachdem ob er sich auf Traum oder Wirklichkeit stützt, ein wesentlich anderer.

Jetzt nehmen wir für den träumerischen Knaben, der plötzlich so Ungeheures erfahren mußte, die Menschheit mit ihrem Glauben an die heilige Trinität. Die erste Frage des gesunden Menschenverstandes wäre doch: ist diese Gottesvorstellung von der Phantasie eingegeben worden oder von einer unabhängigen Wirklichkeit; kurz, ist Gott ein Geschöpf des Menschen oder der Mensch ein Geschöpf Gottes? Denn je nach der Antwort wäre diese Vorstellung entweder eine Sendeapparatur oder eine Empfangsapparatur, was, wie man zugeben wird, etwas völlig anderes ist. Der Psychologe hingegen tritt an den Patienten Menschheit heran und erklärt mit C. G. Jung: »Ich begegne immer wieder dem Mißverständnis, daß die psychologische Behandlung oder Erklärung Gott auf nichts als Psychologie reduzieren. Es handelt sich aber gar nicht um Gott, sondern um Vorstellungen von Gott, wie ich immer betont habe. Es sind die Menschen, die solche Vorstellungen haben und sich solche Bilder machen, und dergleichen gehört eben zur Psycho-

logie.« Und an einer anderen Stelle: »Der Gottesbegriff ist nämlich eine schlechthin notwendige psychologische Funktion irrationaler Natur, die mit der Frage nach der Existenz Gottes überhaupt nichts zu tun hat.«

Sicher, der hypothetische Psychologe hätte bei jenem Knaben aus dem Film die Frage nach der Wirklichkeit des Mordes als völlig unwichtig beiseitegeschoben! Denn wir sehen ja, daß für Jung unser Trinitätsbegriff mit der Frage nach der Wirklichkeit des Kreuzestodes und der Auferstehung *überhaupt nichts zu tun hat*. Er hat aber alles damit zu tun, denn er ist, je nach Beantwortung, Phantasie oder Wirklichkeit, und diese sind psychologisch voneinander völlig verschieden. »Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel«, schreibt der heilige Paulus an die Korinther. *Ist Er aber auferstanden, wofür überwältigende Gründe vorliegen, so bezieht sich auch Sein Wort: »Und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes« auf eine existierende Wirklichkeit, und damit wird unser Gottesbegriff aus einer Sendestation, so in den Äther hinaus, zu einer Empfangsstation offener Wahrheit. Man stelle sich einen Radiospezialisten vor, der unseren Apparat genau begutachtet, dann aber sagt: »Ihr Apparat ist mithin so und so beschaffen – aber ob er ein Sender ist oder ein Empfänger, das kann ich Ihnen nicht sagen, das ist auch völlig unwichtig.« Ich glaube, wir würden den Mann fortkomplimentieren.*

Leider tun wir das nicht. Wir stimmen ihm sogar zu. Denn in einer katholischen Kritik heißt es: »Was die religionspsychologische Haltung angeht, so möchten wir zunächst Jung *durchaus darin beistimmen*, daß psychologische Analysen „religiösen Erlebens“ dieses eben vom psychologischen, subjektiven Erlebnisaspekt her betrachten müssen und *zur Beantwortung von Fragen nach objektivem Geltungswert einer Lehre nicht gehalten noch zuständig sind*.« Das ist leider grundfalsch! Wohl hat der Psychologe nicht zu entscheiden, ob es einen Gott gibt [das ist Sache des menschlichen Gesamtwissens], doch er hat in Betracht zu ziehen, daß gerade der »subjektive Erlebnisaspekt« vom »objektiven Geltungswert« seine wesentliche Charakteristik erhält und, je nach Beantwortung dieser Frage, etwas durchaus anderes wird. Tut er das nicht, so ist er ein schlechter Psychologe. Wenn ein Mystiker sich von Gott wie von einem

Lichtkatarakt durchströmt fühlt, so ist es für die Psychologie des Phänomens entscheidend wichtig, ob auch Gott dabei mit im Spiele ist oder allein die Psyche des Mystikers. Diese Frage gehört so notwendig zur Voraussetzung jeder derartigen Untersuchung, daß selbst wer ihr auszuweichen sucht, dennoch bereits implizit ihre Beantwortung gibt. Sagt Jung, daß der Gottesbegriff »mit der Frage nach der Existenz Gottes überhaupt nichts zu tun hat« – so *hat* er bereits entschieden, nämlich daß Gott für ihn *quantité négligeable* ist, also nicht ist. Jung sieht nicht, daß er mit Betrachtung des Religiösen auf ein Gebiet tritt, welches von zwei Mächten zugleich beherrscht wird: unserem Wissen vom Menschen, aber auch unserem Wissen von Gott – und daß hier, ohne Kooperation mit beiden, nichts Wesentliches auszusagen ist. Das ist so, wie wenn jemand in die Schweiz kommt und zwar den Kanton anerkennt, aber vom Bunde nichts wissen will. Gerade wo Jung am wissenschaftlichsten sein will, handelt er unwissenschaftlich. Katholiken, die es besser wissen müßten, sollten ihn hierbei nicht unterstützen. Freud, der allerdings geniale Lehrer Jungs, geht bei ähnlichen Untersuchungen offen von atheistischen Voraussetzungen aus und bezeugt damit immerhin, daß er das Problem *als Ganzes* sieht. Auch ein Gottesleugner stellt sich zur Gottesfrage. Er weiß, daß er sein psychologisches Teilproblem erst nach Bereinigung des Gesamtproblems in Angriff nehmen kann. Ich könnte mir einen Agnostiker denken, der da sagt: »Ob es einen Gott gibt, weiß ich nicht, und daher müssen meine religionspsychologischen Studien leider in der Hauptfrage – nämlich ob Phantasie ob Wirklichkeit – unentschieden bleiben.« Auch diese Haltung spürt noch die Beziehung von Teilwahrheit zu Gesamtwahrheit, und darum bleibt die Idee der Wahrheit intakt. C. G. Jung dagegen sagt: »*Man hat sich allzulange bei der im Grund unfruchtbaren Frage aufgehalten, ob die Behauptungen des religiösen Glaubens wahr seien oder nicht.*« Das ist ein formidabler Satz! Man hält sich noch heute dabei auf, wiewohl der Vorläufer Pilatus schon vor zwei Jahrtausenden »Was ist Wahrheit?« gefragt hatte, und diese Frage offensichtlich für unfruchtbar hielt. Diese Frage ist nicht unfruchtbar, weder im allgemeinen, denn unsere ganze europäische Kultur ist an ihr aufgewachsen, noch speziell für die Psychologie, wie ich wohl gezeigt habe. »Erst wo

*Subjekt* und *Objekt* einander berühren, da entsteht Leben«, sagt Goethe. Und derselbe sagt zu Schopenhauer: »Was? Das Licht sollte nur dasein, insofern Sie es sehen? Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe!« Denn Gott erschuf ja, in unerforschlichem Ratschlusse, auch Psychoanalytiker.

Offensichtlich macht Jung im Wahrheitspunkte keinen wesentlichen Unterschied zwischen Heidentum und Christentum. Für einen perikleischen Griechen war die Frage, ob Apollo wirklich existiert, ebensowenig wichtig, wie für uns die Frage, ob es einen Mann namens Hamlet wirklich gegeben hat. Hamlet ist die künstlerisch wahre Verkörperung eines Seelenzustandes, Apollo die künstlerisch wahre Verkörperung des Sonnenlichtes, der Seherkraft, des Geistes. Hier spielen sich »Personsein« und »Gottheit« nicht im Reiche der Wirklichkeit, sondern dem der künstlerischen Möglichkeit ab – eine Psyche wird Dramenfigur, eine Idee Marmor: *innere* Wahrheiten werden hinausprojiziert. Wie seltsam aber, daß Jung, der doch alles begreifen will, nicht spürt, daß das Christentum einen völlig anderen Wahrheitsanspruch erhebt. Es behauptet, daß Gott [dann und dann, dort und dort] *wirklich* Mensch geworden ist, und will keine Mythe sein, sondern geschichtliche Wahrheit wie etwa der Weltkrieg oder der heutige Tag. C. G. Jung mag die Wahrheit des Berichtes ablehnen, er darf aber dessen *Wahrheitsanspruch* nicht verkennen und für unfruchtbar erklären. Woher kommt denn die haargenaue Dogmatik des Christentums, wenn nicht von diesem Wahrheitsanspruch, woher kommt denn unsere ganze exakte Wissenschaft [und damit, im weiteren Verlaufe, auch die Psychologie], wenn nicht von dieser christlichen und dann auch europäischen Grundidee: nämlich objektive Wahrheit von Traum, Phantasie, Mythe und dergleichen unerbittlich zu unterscheiden? Traum von Wirklichkeit zu unterscheiden ist männlich, ist eine Grundfrage der Erkenntnis, und nirgend wird sie so oft gestellt wie in der Bibel. Die Apostel Paulus und Petrus behandeln sie genau, und auch der Auferstandene sagt: »Fühlet mich an und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein...« Und Er ißt vor ihnen ein Stück von gebratenem Fisch und Honigseim – doch offenbar auch, damit nach Seinem Verschwinden die *Reste* der Mahlzeit als unwiderleglicher Beweis der *Wirklichkeit* des Geschehens da-

bleiben! C. G. Jung hat wohl so viele Religionsformen studiert, daß ihm das, was sie voneinander unterscheidet, neben ihrem Gemeinsamen unwichtig vorkommt: »Man hat sich allzulange bei der im Grund unfruchtbaren Frage aufgehalten, ob die Behauptungen des religiösen Glaubens wahr seien oder nicht.« Doch Wahrheit in vollem Sinne verwirklicht sich dann, wenn subjektive Wahrheit und objektive, wenn Zeugnis und Wahrheit zusammentreffen: das ist unser Zeichen mit Steilbalken und Querbalken, wo diese beiden Wahrheiten sich kreuzen – da entsteht Leben! Warum kämpft denn jemand für eine Wahrheit? Doch nur, weil er sie für wirklich, objektiv wahr hält. Er bezieht seine ganze subjektive Kraft aus der objektiven – oder für objektiv gehaltenen – Tatsache. Da aber Jung die Frage der objektiven Wahrheit für unfruchtbar hält, so gelten ihm objektive Wahrheit und Unwahrheit im Grunde gleich, wenn sie nur die subjektive Wahrheit zur Zündung bringen. Kurz, Wahrheit wird ihm, gleich Unwahrheit, nur Mittel zum Zweck! Doch selbst der ärmste Narr, der sich für einen Irrtum totschiagen läßt, ist damit immerhin noch für die *Idee* der Wahrheit eingestanden – einem Anhänger Jungs könnte so etwas wohl kaum passieren, da er ja die Idee der Wahrheit aufgegeben hat und es für unfruchtbar hält, sich länger bei ihr aufzuhalten.

Das ist das, was man in der Geschäftswelt einen Bankrott nennt, in der Kunst aber eine Tragödie. Und da nach der Tragödie von rechts wegen das Satyrspiel kommt, also die Farce – so stellt C. G. Jung zur Ablösung der Heiligen Dreifaltigkeit [deren wahre Existenz ihn ja nicht interessiert] einen neuen Gottesbegriff auf. Ihm kommt nämlich die Heilige Dreifaltigkeit mangelhaft vor, und er ist gern bereit, sie zu ergänzen. Und wen, glaubt man wohl, zieht er dazu heran? Wer ist die vierte Person der Gottheit und mit Ihr doch wesenseins? Selbst einer, der sich für den Kaiser von China hält, könnte es nicht erraten – es ist nämlich *der Teufel*, der Vater der *Lüge* und *Mörder* von Anbeginn, den Prof. C. G. Jung mit jener Gestalt vereinigt, die von sich sagte, sie sei der Weg, die *Wahrheit* und das *Leben*. Und wie, glaubt man wohl, reagierte eine christliche Öffentlichkeit auf diese schwarz gedruckte, gelb gebundene Eröffnung? Brach ein Erdbeben des Gelächters aus, den Scheuel dieser *Quaternität* zu begraben? Oder bewies ein Aufruhr

von Verachtung und Empörung, daß man gewisse Dinge nicht ungestraft verscheußlichen läßt? – Nichts von alledem geschah. Man nahm es ruhevoll, sozusagen daumendrehend zur Kenntnis und meinte höchstens leichthin, daß man einem sehr, sehr verdienstvollen Menschen wie Prof. Jung einen kleinen Sparren schon nachsehen könne... Nun ist ja Jung darin wirklich nicht ernst zu nehmen: denn das ist ja alles Geschwätz, Literatur und Gedankenpielerei – man kann eben die Steinchen auch so kombinieren; natürlich steckt dahinter eine naive manichäische Spekulation von Licht und Schatten und so weiter. Schon, ich bin aber der Meinung, daß Gott ernst zu nehmen ist, ja daß diese ungeheuerliche Beleidigung Seiner Heiligkeit, je spielerischer und harmloser geäußert, um so furchtbarer ist! Wer wäre nicht empört, wenn man seinen Vater verleumdete? Wir aber lassen dem lebendigen Gott das Ärgste nachsagen und zucken nicht mit der Wimper. Jede kleine Ungereimtheit kommt in den »Nebelspalter«, aber diese Blasphemie, die doch dazu eine enorme Sottise ist, geht ruhig durch. Daraus lassen sich verschiedene Schlüsse ziehen. –

Für den Blinden, der sich mit der Hand längs der Wand tastet, gibt es nur Wand – auch das Fensterglas ist ihm Oberfläche. Und er kann sich nicht vorstellen, daß es Wände gibt, durch die man sehen kann: Fenster. So hält er den Blick durch die Wand für ein im Grunde unfruchtbares Beginnen, mit dem man sich allzulange aufgehalten hat. Eine Wand ist allenfalls dazu da, um den Teufel an die Wand zu malen, erklärt er uns Sehenden. Er aber hat das feinste Fingerspitzengefühl. Er glaubt nur ans Tasten. Denn betasten heißt ihm schon begreifen.

*Nachschrift.* In dem Buche *Gustave Thibon: »Nietzsche«* finde ich die schönste Bestätigung meiner These: »Aucun psychologue ne peut prétendre étudier en profondeur le phénomène religieux en faisant abstraction de l'existence ou de la non-existence de Dieu: le sens et le résultat de sa recherche varient en effet du tout au tout suivant qu'il croit que l'homme est la projection de Dieu ou bien que Dieu n'est que la projection de l'homme.«

»Es is was eigenes mit diese Liebesg'schichten, sagt Nestroy: sie drehen sich doch immer um's nämliche herum, aber die Art und Weise, wie s'anfangen und aus werden, ist so unendlich verschieden, daß es gar nicht uninteressant is, sie zu beobachten...« Dasselbe gilt auch für die Jagd. Gerade das, worauf das Ganze hinausläuft – der Schuß –, bleibt sich so ziemlich gleich, aber schon das Zielen bietet eine Mannigfaltigkeit, die uns den Atem versetzt. Das Jagdgefühl stirbt zugleich mit dem Wilde. Das nachfolgende Triumphgefühl mag anfangs beträchtlich sein [Bismarck bekennt, das einzige reine Glück in seinem Leben seien die zehn Minuten nach Abschluß seines ersten Hasen gewesen], aber es stumpft sich ab. Das Jagdgefühl stumpft sich nie ab.

Das Treffen ist nämlich Höhepunkt und Abschluß eines fast künstlerischen Prozesses. Er ist schwer zu definieren. Kein Jäger haßt das Wild, ich möchte aber auch sagen, daß keiner es wirklich liebt. Gewiß, er kann es im allgemeinen lieben und dem Wilde durch Hegeabschluß von größtem Nutzen sein, weil es sonst verkommen würde. Er kann in das Wild ästhetisch vergafft sein, und ich habe schon Jäger gekannt, die den Bock um sein Schmalreh beneideten... Dennoch liebt kein Jäger das Wild im Tiefsten, denn sonst könnte er es ja nicht abschießen und verzehren. Was ist also dieses Jagdgefühl? Es durchwaltet die ganze lebende Natur, denn ihr erhaltendes Prinzip ist ja doch, daß immer das Höhere sich vom Niedrigeren nährt, und es also oft genug *jagt*. Jagen ist eine Lust und weder mit Spiellust noch mit Kampfeslust zu verwechseln, obwohl sie zwischen beiden die Mitte hält. Denn zum Spiel gehört das »Als Ob« und zum Kampf das gleiche Risiko der Partner. Jagd kann zum Spiel werden, z. B. bei der Katze mit der Maus, und auch zum Kampf, z. B. wenn der Tiger den Wasserbüffel anspringt; und Kampf geht oft in verfolgte Flucht, also in Jagd, über – wesentlich aber sind sie verschieden. Jedes Tier stürzt sich instinktiv auf das Lebewesen, das vor ihm flieht oder sich auch nur entfernt: Der Hund oder der Ganser, an dem du vorübergehst, warten gerade den Moment des Passierens ab, um dann bellend oder zischend »Jagd« zu machen. Jagdlust ist Überlegenheitslust in der vernichtenden Besitzergreifung; jene Überlegenheit, die sich, trotz aller Gegen-

züge des Opfers, doch immer wieder als solche beweist: die geistesgegenwärtige Umbiegung jeden Zufalls in eine Notwendigkeit, die Tod heißt. Und Töten ist bekanntlich der andere Höhepunkt des animalischen Lebensgefühls. – Jagd ist der vollendetste Ausdruck von etwas, das sich überall und immer abspielt. Der Don Juan, der liebt und sich dennoch jägerhaft anpirscht; die Kokette bei der Jagd auf den Mann; der spinnenhafte Wucherer mitten in seinem Goldnetz; der Antiquitätenliebhaber; der Geschäftsmann, passend auf seine Chance; der Examinator, der durchfallen läßt; der Erbschleicher; der Denker, der den schwachen Punkt der Gegenargumentation aufspürt und erledigt – alle, alle gehen sie auf die Jagd. Zum Beispiel auch der Teufel. Glück ist die Bestimmung des Menschen, und also auch die Jagd – nach dem Glück.

Auch getrennt wissen sich Liebende seelisch eins. Ähnlich bilden Jäger und Wild, ob auch getrennt, einen Zusammenhang, der sich bis zur Einheit steigern kann. »Nur ein bißchen spazieren gehn...«, murmelt der alte Jäger und greift fast mißmutig nach der Büchse. Er weiß, daß er nicht ans Wild denken, nicht voreilig mit dem Gehirn zielen darf, weil solches – merkwürdig, aber wahr – die Tiere unruhig macht und verscheucht, bevor er noch in den Wald gegangen ist. Vielleicht eine Art seelischer Radioverbindung. Und sieht er dann den Bock und bringt den Zielstachel lautlos auf jenen Punkt, zwei Zentimeter hinter dem Vorderlauf, so bilden er und das [vielleicht ahnungslose] Wild eine bis zum Zerreißen angespannte Einheit, die dann plötzlich mit dem Schuß gesprengt wird. Eben diese Begierde-Einheit macht den Jäger aus, während sie beim Auch-Jäger entweder nicht besteht oder durch Mangel an Beherrschung vorzeitig zerflattert. Der wirkliche Jäger trifft, er braucht sich beim Zielen gar nicht so anzustrengen wie jener andere, weil sich der Schußvorgang bei ihm noch innerhalb jener Einheit, nämlich als ihr Höhepunkt, abspielt: er weiß, daß »es« fallen wird, genau so wie Don Juan weiß, daß *sie* fallen wird. »Wenn du's nicht fühlst, du wirst es nicht erjagen.« Der andere Jäger aber schießt in die Welt hinaus, und wenn er Glück hat, trifft er wirklich. Aber nur der wirkliche Jäger hat Glück. Und ist es nicht überall so? Man spricht ja doch von dem Wort das »trifft«. Es ist immer nur eines aus den hunderttausend Worten, das diese Eigenschaft hat. Auch

hier bilden Wort und das, worauf es abzielt, eine Einheit: wer es fand, konnte nicht anders, als es, und mit ihm, treffen – genau so wie der Jäger. Er sieht so intensiv das, was er sagen will, daß das Wort es völlig deckt. Wie die Kugel das Blatt.

Und das bringt mich aufs Vorbeischießen, auch »Pudeln« genannt. Pudeln ist allerdings nicht bloßes Vorbeischießen, denn dies kann jedem passieren, sondern der greifbare Nachweis dafür, daß jenes Einssein mit dem Wilde fehlt. Natürlich gehört zum Treffen technische Schießübung, aber nicht allein, denn auch ein Pudler kann sie sich aneignen. Die einfachste Form des Pudelns besteht darin, daß der Schütze, sowie er das Wild sieht, selber wild wird, alles Gelernte vergißt und, wie vom Satan besessen, blind in die ungefähre Richtung knallt. Meist gleich zweimal – das ist das sogenannte »Bumbum« oder die Pudeldoublette. An diesem »Bumbum« kann man den Pudler auf weite Entfernung agnoszieren, und nur wenn er eine Browningflinte hat, gibt er längeres Schnellfeuer, welches die Gangart des Hasen beschleunigt, ohne doch dessen Gesundheit zu beeinträchtigen. Der Gegensatz zum »Bumbum«-Schützen ist der sogenannte Fabius, was von Cunctator kommt. Bumbum schießt meist zu früh, Fabius immer zu spät. Denn dieser zielt so lange und sorgfältig, daß das Wild, welches immerhin Eile hat, ihm nicht mehr den Gefallen des Posierens leisten kann. So folgt dem zögernden Zielen ein torschlußpanikartiger Schuß von bloß akustischer Wirkung. Die ärgerlichste Form des Pudelns aber ist das sogenannte Mucken, nämlich das Zukneifen des Auges oder überhaupt das Zucken im Moment des Abdrückens, wodurch der Schuß verrissen wird. Der Schütze hat gut gezielt, glaubt nervös seine Arbeit damit schon geleistet, und drückt »irgendwie« ab. Hier wird jene Begierde-Einheit noch im letzten, wichtigsten Moment – dem zwischen Zielen und Abdrücken – gesprengt, und alles war umsonst. Die ganze Vorbereitungspyramide, deren Gipfel das Treffen sein sollte, stürzt wie ein Kartenhaus zusammen, verflüchtigt sich hasenartig, und der kostümierte Mann steht da: mit Gewehr, Prismenglas, Jagdtasche und »hat das Nachsehen«, wie es so treffend heißt.

Während der Jäger nach dem Treffen eine triumphierende, aber doch eine Leere fühlt, sind die Emotionen des Pudlers kompli-

zierter. Einerseits sagt er sich, daß das »nichts ausmacht«, daß es dem Besten passieren könne, und daß die Hauptsache nicht das Treffen, sondern jedenfalls der Naturgenuß sei... und andererseits schießen durch seinen Kopf – instinktiv und automatisch – dreitausend plausible Gründe dafür, *warum* er gepudelt habe. Doch nein, vorher geht er mit gewichtigem Schritt zur vermeintlichen Anschußstelle, kniet nieder und sucht eifrig nach »Schnitthaar« und »Schweiß«. Ist kein Haar da, so hat es »der Wind verweht«; ist auch kein Schweiß da, so hat sich »die Decke über den Schußkanal gespannt«... Dann aber folgt ein Moment, wo der Pudler plötzlich wieder aufsteht und macht, als ob nichts gewesen sei. Und nun kommen die Gründe, warum er gepudelt habe, warum er pudeln mußte: es sei ihm was ins Auge gekommen, eine Mücke habe ihn gestochen, er habe einen Fingerkrampf gehabt, bei der zu großen Entfernung habe er bloß »zum Spaß« geknallt, er sei auf das Gewehr nicht eingeschossen, die Munition tauge nichts, das Wild sei blitzartig durch die Stämme geflitzt, so daß auch der beste Schütze – – kurz, nach sieben Minuten ist das Pudeln ein bloß getarnter Treffer geworden, so daß jenes gefährliche Luther-Wort von der »Hure Vernunft« hier wirklich einen Beigeschmack von Wahrheit gewinnt. Es sind die normalen seelischen Bewegungen nach einem Mißerfolge, hier noch dadurch verstärkt, daß Jagd, wie kaum sonst etwas, mit dem Männlichen verknüpft ist. Schon dem Steinzeit-Mann war es peinlich, von der Bärenjagd zur Frau in der Höhle »bredouille« heimzukehren. Daß man kein Eislaufmeister ist, gibt man gelassen zu: wer aber hat den Mut, einzugestehen, daß er kein Mann ist?! Lieber geht man noch in die Wildhandlung oder stopft sich den Rucksack wenigstens dick mit Zeitungspapier aus. Schlimmstenfalls kann man immer noch lügen. Das Jägerlatein ist das Korrelat des Pudelns.

Bloß bei der Treibjagd auf freiem Felde sind zu viele dabei. Die langsam vorrückende Treiberkette bricht plötzlich in ein Geschrei aus und ist stehengeblieben: alle Augen starren auf den Hasen, der im Sonnenlicht schwarz über den weißen Schnee dahinjagt. Jetzt rennt er schnurgerade auf einen der Schützen am Waldrande zu. Die ganze Jagd hält den Atem an und schaut, wie sein Gewehr sich auf den Hasen senkt und mit dessen rasender Fahrt mitschwingt...

es ist ganz still... bum!... noch einmal: bum!... Und der Hase verschwindet gesund im Walde. Im selben Augenblick schauen alle Treiber wie auf Kommando weg und setzen sich wieder in Bewegung. Das Urteil ist gesprochen. Das Ganze vollzieht sich wie eine Vorstellung auf der Bühne, nämlich wie ein Durchfall.

Und im Grunde – was helfen alle Ausreden? Rede noch so viel darum herum: Das Wild ist nicht da und straft dich mit seiner stummen Abwesenheit Lügen. Das ist gewissermaßen ein Vorzug des Pudelns. Denn nun bedenke man, wie oft im Leben, etwa im Geschäftsbetrieb, in der Wissenschaft und besonders in der Kunst, ein Pudeln für einen Treffer ausgegeben wird! Und erst nach Jahren, nach Jahrhunderten ruft der Scheibenwärter Chronos die ganze Bemühung als gewaltigen Fehlschuß aus. Wieviel Renommeeen stützen sich behaglich auf ein intensives Vorbeigelingen! Darum lobe ich mir das schlichte Pudeln auf der Jagd. Denn hier, hier einmal, wird der Mißerfolg glatt und greifbar als solcher ausgewiesen – durch die Nichtgreifbarkeit des Wildes. Das Pudeln hat die Offenheit für sich. Und das ist die Moral davon.

### *Der fatale Sprung*

---

Wer noch nie eine trigonometrische Gleichung differenziert hat, der hat etwas versäumt. Still steht die Gleichung mit Sinus und Cosinus da, wird von der Analyse durchröntgt, und man entdeckt in ihr einen geschlängelten Regenwurm, nämlich eine Kurve, die sauber auf Millimeterpapier hingezeichnet wird. Hierbei kann ein dramatischer Vorgang eintreten. Die Kurve, bis dahin eine Berg- und Talbahn, steilt raketenhaft nach oben, bekommt's mit der Metaphysik und saust ab nach »Plus Unendlichkeit«, so daß wir das Nachsehen haben und resigniert ein » $+\infty$ « aufs Millimeterblatt notieren. Das Tolle aber ist, daß sie im nächsten Moment wiederkehren kann – dieselbe Kurve schießt von unten aus »Minus Unendlichkeit« zurück aufs Papier, und macht als ob gar nichts gewesen wäre. Den Mathematiker, der noch ganz andere Dinge gewohnt ist, läßt das kalt, der Amateur aber fragt, was sie bei diesem ungeheuersten aller Sprünge – von Plus Unendlichkeit nach

Minus Unendlichkeit! – wohl alles erlebt haben möge. Doch darüber gibt sie keine Auskunft, die Kurve. Sie schwand ab, Richtung Himmel, um sogleich wieder hereinzustürzen aus Richtung Hölle, als ob diese Lokalitäten nicht einmal so weit voneinander entfernt lägen.

Doch immerhin will sie damit was sagen, nämlich: *so etwas kommt vor...* Das merkte ich, als ich neulich ein brennendes Streichholz in den vollen Papierkorb fallen ließ. Papierkörbe gehen gern in Flammen auf: diese Menge von Nichtbeachtetsein, Mißratenheit und Zerknautschtheit, die sich in solch einem Korbe ansammelt, bildet einen stets bereiten Zündstoff. Gibt es etwas Komischeres als einen brennenden Papierkorb? Wie alle die Papierwische sich in heiligster Glut verzehren! – Ich mußte so lachen, daß ich darüber fast das Löschen vergaß. Dann aber fing ich an zu blasen. Schon schreckte die Flamme zurück, als sie plötzlich von einem Stoß Rechnungen wild aufloderte. Beinahe hätte ich mir den Mund verbrannt – in der Tat, ich nahm wahr, daß mein Blasen jetzt nicht mehr ausblies, sondern, im Gegenteil, gerade anfachte! Nachdem ich Pluto mit Neptun [einer Wasserkaraffe] gebändigt hatte, fiel mir jene Kurve ein. Da war er ja, derselbe Sprung: das Blasen, eben noch löschend, war im Nu zum andern Extrem hinübergewechselt und führte der Flamme komprimierten Sauerstoff zu – weil sie zu groß geworden war. Ist es nicht auch so mit den Revolutionen? Bis zu einem gewissen Punkt kann man sie noch unterdrücken, dann aber kommt der fatale Sprung – dieselbe Unterdrückung bewirkt jetzt nicht mehr Angst sondern Wut, und schlägt ins Gegenteil um. Wie aber den Punkt staatsmännisch vorausberechnen? Ja, auf dem Millimeterpapier geht es leicht.

Da fiel mir die Geschichte mit dem amerikanischen Magazin ein, die sich nach dem ersten Weltkrieg zugetragen hatte. Diese Leute besaßen nämlich Energie: Inseratenchef und Verkaufsagent »warben« so intensiv, daß Annoncenraum und Auflage einander zunehmend steigerten, und man nicht mehr wohin wußte mit dem Gelde. Doch indes die beiden unermüdlich weiterwerben, stürzt der Kassierer kreidebleich zum Manager und meldet, daß man vor dem Bankerott stehe! – Wie das? – Das ist so: der festbleibende Verkaufspreis deckt gerade Herstellung und Papier; jede neue

Annoncenseite bedeutet bei der Millionenaufgabe einen Riesenverlust durch ihre Papierkosten – und dabei kommen immer mehr Inserate, immer mehr Abonnenten hinzu – Herr, die Not ist groß!... Offenbar vollzieht sich hier der Sprung in dem Augenblick, wo das, *worauf* gedruckt wird, im Geldwerte höher steht als das, *was* gedruckt wird. Die Massenaufgabe beißt sich in den Schwanz, und Gewinnquelle wird Verlustquelle im selben Zustrom.

Ein gutes Beispiel für den Sprung bietet die Geschichte Rußlands. Das Schicksal warf die Russen auf die größte Ebene der Welt: von den Karpathen bis zur Behringstraße. Solange sie nur einen winzigen Westteil dieser Ebene bewohnten, war deren Unendlichkeit ihr Unheil: immer neue Nomadenströme entsprangen im Riesenbezirk und ergossen sich ungehemmt auf die Russen – von Osten heranrollend, mordend, verwüstend. Die Russen verzogen sich nördlicher, in die finsternen Wälder, um fortbestehen zu können, und hielten durch. Dann aber begannen sie den Nomadenstrom abzudeichen und sich zu unterwerfen: ein Volk nach dem andern bis zur selben Behringstraße. Und jetzt wurde ihr Unheil, die Riesenebene, zu ihrem Glück – denn allein schon durch deren Ausdehnung war das russische Reich unbezwingbar geworden. Türken, Polen, Schweden, Napoleon, Hitler – sie alle fanden an der Grenzenlosigkeit ihr »Bis hierher und nicht weiter!« und mußten geschlagen abziehen. Wann aber sprang das Schicksal von Minus nach Plus Unendlichkeit hinüber? Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Damals, durch die Unterwerfung der Wolga-Tataren, stand ganz Sibirien den Russen offen, und dieselbe Unermeßlichkeit brachte ihnen nicht mehr den Tod, sondern schützte ihr Leben.

Am häufigsten aber vollzieht sich der Sprung in der menschlichen Seele. Darum wird er oft in der Literatur dargestellt, und am bildhaftesten vielleicht, weil völlig Symbol geworden, in Stevensons »Schatzinsel«. Da gibt es nämlich so einen Augenblick, wo der Knabe, der sich endlich nachts in das Lager zurückrettet, jetzt im Dunkeln merkt, daß diese Zuflucht derweil erst recht zur Räuberhöhle geworden ist! Kein Leser, der den Sprung nicht innerlich lebend mitmachte. Doch das ist immerhin von einem Dichter ausgedacht und ein Nachtmahr. Allein die Wirklichkeit ist fast noch

gespenstischer. Es gab [und gibt] in Rußland die scheußliche Orgiensekte der Chlysty, die sich gegen die religiöse Verfolgung eine vollendete Camouflage-Taktik zurechtgelegt hatten: sie besuchten eifrig die orthodoxe Kirche und ließen es an nichts fehlen. Das ist, wie wenn eine Geheimgruppe von Anarchisten aktive Mitglieder der konservativen Partei werden. Nun gab es einen sibirischen Bauern, der wandernd die Wahrheit suchte und sie in einem besonders frommen Kloster des Ural zu finden meinte. Jetzt kommt der Sprung: der Novize merkt allmählich, daß dieses stillste, weltfernste, in sich versunkenste aller Klöster – in Wirklichkeit ein Brutherd der Chlysty ist! Und alle Riten werden strengstens beobachtet, damit selbst der Himmel nichts merkt. Der Name dieses Bauern erhielt später einen traurigen Ruhm, denn er hieß Rasputin.

Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt – wo vollzieht sich dieser Sprung atemraubender als in der Liebe? Springen doch die Wechselströme der Haßliebe unvermittelt von Plus zu Minus, denn auch die Elektrotechnik ist ein Bild des menschlichen Herzens. Wunderbar hat Karl Kraus diesen emotionellen Sprung gezeichnet: »Höchster Überschwang der Gefühle: *Wenn du wüßtest, welche Freude du mir mit deinem Kommen bereitest – du tätest es nicht, ich weiß, du tätest es nicht!*« Doch auch die Liebe ohne Haß kennt einen Sprung, der um so unheimlicher ist, da sich seine Wertumschaltung plötzlich aber unmerklich vollzieht. Denn auf dem Wege der Liebe kann ein Höhepunkt erreicht werden, wo das Ich, von der gewonnenen Kraft berauscht, über sie das Ziel seiner Leidenschaft vergißt. Aber das Lieben lebt nur von der Geliebten, das Beten nur vom Angebeteten, die Verinnerlichung nur von der Entäußerung. Jetzt betet der Mensch die Anbetung an, jetzt liebt er die Liebe – er liegt vor sich selbst auf den Knien, denn es ist ja doch so groß, was er fühlt! Doch die ihrer Nahrung beraubte Leidenschaft wird gerade schrumpfend angespornt, da sie jetzt zum Allerwichtigsten geworden ist. Dies ist der Sprung, und die Geburt des Genusses: denn wo die Leidenschaft des Opfers versagt bleibt, wird als letzte die der Selbstzerstörung genossen. Die Beteuerung ist noch heißer, der Gefühlserguß noch überströmender – und dennoch ist die Unendlichkeit ein Minus geworden. Wehe dem Liebenden, der über sich selbst gerührt

ist! – Und auf der Ebene des Erotischen ist es der Übergang vom edelsten zum gemeinsten Typus der Lust: aus der Wonne der Einbeziehung des Irdischsten in das Höchste wird ein Genuß der Einbeziehung des Höchsten in das Irdischste.

Aber war der Teufel nicht ein erster der Engel? Und fiel er nicht, Luzifer der Lichtbringer, vom Himmel herab als ein Blitz? Was denn sonst ist ein Sprung von Plus nach Minus Unendlichkeit, wenn nicht dieser? Dreitausend Jahre lang, so berichtet die Sage, habe er auf einem Stein gesessen und regungslos gedacht. Woran? – Nun, sicher doch an das *Nu* dieses Sturzes. Aber dazu reichen auch dreitausend Jahre nicht aus.

So wird aus dem Millimeterpapier das Universum, und ein mathematischer Vorgang zu einem, der die Welt erschüttert.

### *Gedanken beim Rasieren*

---

Jeden Morgen entbrennt der Kampf gegen etwas, das nun einmal nicht wachsen soll, und von Natur doch wächst. Jeden Morgen vollbringt mein Bart das schwierigste metaphysische Kunststück, nämlich zugleich *da* zu sein und *nicht da* zu sein. Jeden Morgen pinsle ich mich weiß ein wie ein Zirkusclown, und nur die Witze, die mir dabei einfallen, haben einen Bart. Jeden Morgen hofft mein Bart, daß ich einmal ein Auge zudrücken und ihm die schmerzlich entbehrte Materialisierung gönnen werde. Docherst wenn man mir beide Augen zudrückt, dann ist es so weit – dann ist mir schon alles eins, und ich halte still, und ich lasse ihn wachsen... Aber ach, gerade dann wird ihn niemand mehr sehen können!

»Lieber einmal im Jahr ein Kind gebären, als sich täglich den Bart rasieren«, seufzen neidvoll die Männer. In dieser Stimmung las ich als naiver Student die Annonce »Entfernung lästiger Haare« und lief gleich hin, weil ich meinte, dort meinen Bart für immer loswerden zu können – doch die Verkäuferinnen kicherten mich an und schüttelten die Wasserwellen. Warum erfindet das keiner? Aber gegen den Bart ist kein Kraut gewachsen. Er sei ein »sekundäres Geschlechtsmerkmal« sagen die Biologen, während die Reklameplakate [eine amerikanische Mädchenwange an eine amerikanische

Offizierskinnbacke geschmiegt] gerade die Glätte der Haut als erotischen Vorzug preisen. Wer hat Recht? Das Plakat ist natürlich Partei. Partei war auch jener Friseur in Wien, der meinen Bekannten nach dem Rasieren gönnerhaft über die Wange streichelte mit den Worten »Damit das Pupperl a Freid hat...« – worauf dieser sofort Selbstrasierer wurde. Dagegen ergab eine Rückfrage bei diversen Pupperln das Gegenteil, nämlich daß ein Kitzeln des Bartes »gar nicht so unangenehm« sei. Um der Sache auf den Grund zu gehen, ließ ich mir, als ich zufällig einen Granatsplitter in den Rücken bekommen hatte, einen Bart im Krankenhaus stehen. Der Granatsplitter schmerzte gar nicht, der Bart aber prickelte und stach unausgesetzt, und wenn man sich wusch, mußte man ihn noch extra abtrocknen. Für mich war die Frage damit entschieden. Nie wieder Bart!

Weil heute so viele Zwecknachrichten ausgegeben werden, so glaubt man verhältnismäßig wenig und vermutet hinter jedem Vorgang ein Geheimnis, eine Inside story. Publiziere ich die [übrigens nicht ungefährliche] Mitteilung, daß zwei mal zwei vier ist, so tippen einige auf fünf, andere ganz Schlaue wieder auf dreieinhalb. Was ist die Inside story des Rasierens? Ich will sie verraten: das *Einseifen* ist nämlich die Hauptsache, das Rasieren selber dagegen Nebensache. Ich habe einmal in Taschkent zugesehen, wie ein Mann auf dem Marktplatze den Schädel rasiert bekam. Das Einseifen dauerte siebzehn Minuten; dann nahm der Friseur eine Art Küchenmesser und rasierte die Stoppeln mit drei, vier napoleonischen Strichen so glatt ab, daß der Kunde sich ruhig weiter unterhielt. Man hat in Pharaonengräbern Rasiermesser aus Obsidianstein gefunden, und dennoch wurde es geschafft! Wer sich drei Minuten lang einseift, hat das Wichtigste bereits getan.

So balbierte man sich Jahrtausende lang über den Löffel, bis eines Tages ein kühner Amerikaner namens King Gillette kam und die Verrichtung revolutionierte. Er konstruierte den Safety-razor, und das war das Muster einer modernen Erfindung. Vor allem ist es gar kein Sicherheitsmesser, denn man kann sich mit ihm ganz gut schneiden, obzwar nicht tief. Ich hatte einst in Rußland einen Chefingenieur, der rasierte sich damit, während er zugleich sein Frühstück, bestehend aus Würsteln mit Tomatensauce, zu sich nahm.

Offenbar hatte er den Versicherungen unserer westlichen Zivilisation betreffs der Safety zu sehr vertraut: tiefernst bearbeitete er kauend sein eingeseiftes Pferdegesicht, während dieses von mannigfachen Blutströmen bunt gesprenkelt war. Manchmal telephonierte er auch noch dabei, kurz es war ein Leben. Aber in Wirklichkeit liegt die Gefahr gar nicht so sehr im Schneiden wie im »Durchrasieren«, nämlich daß man sich die Haut abschabt – und das kann man mit dem Safety genau so wie mit dem alten Messer.

In Wahrheit liegt hinter dieser Erfindung etwas anderes: ein Prinzip. Ähnlich wie der Erfinder Diesel ging King Gillette von einer völlig abstrakten Erwägung aus. Diesel bekam den Anstoß nicht von einem praktischen Einfall, sondern er wollte eine Kurve im Wirkungsgrad-Diagramm verbessern – und nach zwanzig Jahren stand der Dieselmotor da. King Gillette aber fragte sich: Wie kann ich etwas erfinden, das jedermann täglich und immer wieder braucht? Dann erst kam er auf das Rasieren. So zersplitterte er das [an sich sehr gute] Rasiermesser in fünfhundert Rasierlamellen, und verkaufte die nicht mit einemmal fürs ganze Leben wie jenes, sondern nach und nach. »Das Geheimnis liegt in der gebogenen Klinge«, annoncierte er damals; aber die Konkurrenz annoncierte: »Eine gebogene Klinge ist praktisch wertlos«. Doch in Wirklichkeit lag das Geheimnis darin, daß der Käufer aus einem lebenslänglichen *Eigentümer* des Messers ein lebenslänglicher *Abonnet* der vielen kleinen Klingen wurde. [Und natürlich konnte sich nun auch der Ungeübte schneller rasieren.]

Diese Verwandlung eines Eigentümers in einen Abonnenten war tief zeitgemäß. Denn die Welt befand sich im unmerklichen Übergang aus einem Geisteszustand in einen anderen: den des wirtschaftlich freien Menschen in den des Angestellten. Der freie Mensch denkt in Begriffen des *Eigentums*, und Einkommen ist ihm nur ein Erzeugnis aus jenem. Der Lohnmensch aber denkt in Begriffen des *Einkommens*; selbst das Eigentum bedeutet ihm vor allem etwas, durch das ein bestimmtes Einkommen gesichert ist. Im Grunde will er kein Eigentum, weil dieses sorgende Geschicklichkeit verlangt [wie das Rasiermesser], regelmäßiges Einkommen hingegen »Safety« gibt. Bei einer Steuerdebatte protestierte einst Bismarck heftig dagegen, daß ein Ladenbesitzer mit 2000 Talern

Jahresgewinn ebenso hoch besteuert werden sollte wie ein Rentier mit demselben Einkommen. Der eine habe sich darum geplackt und gesorgt, der andere bloß den Betrag eingestrichen: zahlenmäßig identisch, bedeuteten diese 2000 Taler etwas völlig Verschiedenes! Woraus man ersehen kann, daß Bismarck zwischen Eigentümer und Abonnent sehr wohl zu unterscheiden wußte. Ein Schulbeispiel dieser veränderten Geisteshaltung erleben wir heute in Schweden. Obwohl vom Kriege verschont, ist Schweden aus einem reichen ein ärmeres Land geworden – aber die Wählermassen sind ganz zufrieden damit und haben das Ministerium der Planwirtschaft nicht gestürzt. Denn ihr Eigentum [nämlich das Nationaleigentum im ganzen] kam zwar ins Schrumpfen, doch ihr Einkommen [mit allen Sozialdiensten] das ist schön gesichert! Und bis sie die Schrumpfung auch an ihrem Einkommen spüren, hat es gute Weile. Eigentum bedeutet sorgenvolle Freiheit, Einkommen aber gesicherte Bindung. Die Rasierlamellen werden gebraucht und weggeworfen, das Rasiermesser aber bleibt. Eigentum bleibt, Einkommen wird verbraucht. King Gillette hatte seine Zeit gut verstanden.

Ein Denker des dreizehnten Jahrhunderts schrieb: »Gegenstände, welche nur zum Verkauf produziert werden, sind in der Qualität meist geringer als solche, die in Hinblick auf den Gebrauch erzeugt wurden.« Das gilt heute genau so. Verkauf und Qualität stehen in einem Verhältnis: jede Reklame ruft »Qualität!«, meint aber zugleich doch den Verkauf. [Anmerkung: Der Westen macht Reklame für den Gebrauchsartikel, der Osten macht Reklame für den Staat. Hier sagt jede Zahnpasta »Ich bin die beste!«, dort sagt der Staat »Ich bin der beste!« Bei uns *verteilt* man durch Anlocken, dort durch Begeisterung für die Verteilung... Aber der Enthusiasmus für die Zahnpasta bringt diese eher in den Mund als der Enthusiasmus für die Staatsform.] Im natürlichen Verhältnis ist der Verkauf das Mittel und die Qualität der Zweck: nur so wird der Allgemeinheit echt genützt. *Doch dieses natürliche Verhältnis wird durch eines umgekehrt – durch die Maschine!* Denn, angenommen es gäbe eine Maschine, die die besten Rasiermesser herstellt, Hunderttausende pro Tag. Dann wird der Bedarf an Rasiermessern bald gedeckt sein, und die Maschine hätte sich selber totgearbeitet, weil sie ja bei ihren Anschaffungskosten in Motion bleiben muß, um sich be-

zahlt zu machen. Will die Maschine weiterleben, so darf sie nicht hochwertige Dinge »fürs ganze Leben« herstellen, sondern nur möglichst abnutzbare: das *Bleibende* soll jetzt nicht der Gegenstand sein, sondern dessen ständiger Ankauf. So wendet sich das Mittel gegen den Zweck: Fortdauer des *Ankaufs* gegen Fortdauer des *Gegenstandes*, Rasierlamelle gegen Rasiermesser. So schafft die Maschine aus dem Eigentumsverhältnis das Abonnementsverhältnis – erstens bei den Verbrauchern, zweitens bei den Erzeugern: denn aus Messerschmieden werden Maschinenarbeiter, also Menschen, die auf Arbeit und Lohn abonniert sind.

Nun aber kam wieder eine Rasierrevolution: der elektrische Trockenrasierer. Jetzt ist der Verbraucher nur noch auf Strom abonniert: wenn's nicht mehr regnet, muß der Bart wachsen. Immerhin läuft die Entwicklung auf eine neuartige Eigentümerschaft hinaus. Ihre drei Phasen sind: völlige Selbständigkeit – völlige Abhängigkeit – relative Selbständigkeit. Also, Rasiermesser – Rasierlamelle – Trockenrasierer, oder Pferdefuhrwerk, Eisenbahn, Auto; oder Stahlfeuerzeug, Streichholz, Benzinfeuerzeug; oder selbstgeschnittene Gänsefeder, Stahlfeder, Füllhalter; oder Handwerkstatt, Fabrik mit Dampftrieb, Elektro-Kleinwerkstatt. Man sagt allerdings, daß ein Großbetrieb leistungsfähiger sei. Vielleicht; aber er vernichtet Freiheit, und also Freude. Die aber, dieses Happy End, ist der Endzweck aller menschlichen Dinge. Warum wollen wir denn sonst alle in den Himmel kommen?

Mir jedenfalls macht das Rasieren Freude, denn ich kann es. Wer nach zehnjährigem Bartkampf nicht Meister in dem Fach geworden ist, der verhülle sein Antlitz mit Haaren, denn er ist unbegabt. Doch wie jeder Meister, lernt man stets wieder was zu: Welch ein Ereignis, als ich mir den Griff der linken Hand, hinter dem Nacken vorbei, an die rechte Wange erfand – er machte Rasierpoche und ich nannte ihn den Kleinen-Moritz-Griff. So verdanken wir dem Bart das Streben nach Vollkommenheit in seiner Vernichtung, und das ist auch etwas. Jedenfalls wird sich die Sitte der Bartlosigkeit weiter behaupten – solange es nämlich vorteilhafter ist, Rasierklingen und -cremes zu produzieren als Bartwuchspomade, und es *ist* vorteilhafter. Ein Bart ist da und kostet nichts. Damit dürfte sein Schicksal besiegelt sein.

## *Es gibt verschiedene Fälle*

---

Ein Mann fuhr von seiner Plantage durch den Urwald nach der Hafenstadt Maracaibo. Er fuhr einen alten, offenen Fordwagen, denn ein besseres Gefährt wäre auf der holprigen venezolanischen Waldstraße doch bald hin gewesen. Zwischen all dem Rütteln und Stoßen vernahm er jetzt ein dumpfes Fallgeräusch gleich hinter sich. Der Mann blickte sich um und sah ein großes Faultier ziemlich phlegmatisch auf seinem Hintersitz geräkelt – es war oben vom Baumast direkt in den Wagen gefallen. [Vielleicht hatte es sich gedacht: »Möcht' auch Auto fahren...«] Der Mann, der vielleicht Humor besaß, nahm diesen menschenähnlichen Passagier als Schicksal hin und fuhr aus der grünen Nacht in die blendende Ebene hinaus, bis er in Maracaibo ankam. Dort forderte er den Fahrgast auf, auszustiegen, doch dieser war eben ein Faultier und rührte sich nicht. Was soll auch ein Faultier auf dem Trottoir? – Es kann gar nicht gehen, es kann ja nur hängen. Da entsann sich der Mann, daß es in Maracaibo eine deutsche Schule gab, fuhr hin und ließ sich den Turnsaal aufschließen. Dann trug er das Faultier hinein und hob es zur Reckstange, wo es mit verklärtem Gesichtsausdruck hängen blieb. Vielleicht hängt es noch heute dort.

Einen wesentlich anders gelagerten Fall erlebte ich im Hafen von Ragusa. Vor dem abfahrtsbereiten Dampfer wimmelte es von Menschen, unter denen eine korpulente Dame *entre deux âges* hervorragte. Sie stand in schicken Matrosenbeinkleidern, wobei sie den einen Stöckelschuh auf den Quai, die andere Fußspitze aber wippend auf den Dampfer stützte. In dieser exponierten Haltung fühlte sie sich als Mittelpunkt des Geschehens und gab mit lachendem Schwatzen den Ton an. Auf einmal knickte ihr Stöckel etwas ein, sie verlor die Balance und stürzte mit brennender Zigarette ins Wasser – in den tiefen, schmalen Spalt zwischen Dampfer und Quai-Wand. Da zeigte sich's, wie wenig man auf solch einen Fall eingerichtet war: einige suchten vergeblich einen Rettungsring loszuschnüren, andere riefen verwirrt nach Hilfe, während die dritten bloß interessiert in den Spalt hineinguckten, wo die Dame, offenbar Nichtschwimmerin, schreiend Wasser gurgelte und nichts zum Anhalten fand. Endlich – nach einer kleinen Ewigkeit – reichte ein Matrose der Versin-

kenden ein Seil hinunter, und so wurde sie, wasserspuckend und verängstigt, wieder herauf ins Sonnenlicht gezogen. Als ob das Schicksal zeigen wollte, wie alle Wichtigtuerei durch ein kleines Rendezvous mit dem Tode erledigt wird. Sogleich fand sich ein männlicher Held, der das zitternde, tropfende Wesen in eine Droschke lud und mit ihm abfuhr. Ein paar Hafen-Jungchen flitzten noch per Hechtsprung in den Spalt hinein, um im Wasser nach eventuell verlorenen Schätzen zu tauchen. Und dann fuhr der Dampfer ab und alle gingen nach Hause und das Wasser plätscherte wieder gemächlich an die Quai-Wand.

Von einem anderen Fall erzählte mir ein Mann aus dem Staate Montana. Dort gibt es riesige Gebirgswälder mit reißenden Fließchen und kleinen Bergseen, zu denen man schwer hingelangen kann. Indessen richten diese Gewässer Schaden an, und die Seen müssen kunstgerecht gestaut werden. – »Wir lösen das Problem auf folgende Art«, sagte er. Die Forstverwaltung mietet sich ein Flugzeug, zeigt dem Piloten auf der Karte den Gebirgssee, den er zu überfliegen hat, und gibt ihm zwei kleine Kistchen mit. 300 m über dem See werden die Kistchen geöffnet und heraus fallen ein männlicher und ein weiblicher Biber, jedes an einem netten, sanften Fallschirm. Das ist alles; weiter brauchen wir nichts zu tun. Die Biber plumpsen in den See, beißen als perfekte Nager sogleich ihre Schnüre durch, schließen miteinander Bekanntschaft und gründen am Ausfluß des Sees ein Heim, indem sie dort mit rastlosem Fleiß einen Staudamm errichten – für sich, ihre Kinder und Kindeskinde. Und die sorgen schon dafür, daß der Staudamm vorzüglich in Stand bleibt. Sehen Sie – so lösen wir das Problem.«

Sind Sie schon einmal mit einem Förderkorb in die Kohlengrube gefahren? Beim Hinuntersausen fallen die Ohren zu und von oben tröpfelt dir ein Gemisch aus Kohlenstaub und Wasser in den Nacken. Macht der Korb einen Kilometer tief halt, so wippt er noch lange auf und ab: das Förderseil ist elastisch. Und man denkt: »Wenn nun das Seil plötzlich reißt...?« Natürlich gibt es Fangvorrichtungen, die sich sogleich in die Fahrschienen verkrallen. Aber auch die können versagen, und dann fällt man, fällt und fällt – wie in einem bösen Traum. Einmal arbeitete ich unten im Schacht-Sumpf, mit einem anderen Kumpel, jeder an seinem Preßluftbohrer – zum Taub-

werden!! Wir waren ganz unten, wir konnten nicht mehr fallen: tiefer ging's nicht. Da höre ich in dem Höllenlärm so einen dumpfen Schlag. Ich dreh mich um – mein Arbeitskollege liegt im Blut, und neben ihm liegt ein großer Pferdekopf mit einem Stück Hals. Und daneben schnattert immer noch sein hingefallener Bohrer. So ist dem armen Menschen wirklich ein Pferdekopf mit ungeheurer Gewalt, durch die Holzbühne durch, auf den Schädel gefallen, daß er gleich tot war! Der Schachtmeister auf der oberen Sohle aber machte den Förderkorb auf und fand darin ein totes Pferd ohne Kopf liegen. Das Tier hatte während der Fahrt seinen Kopf herausgesteckt, und da war's geschehen.

Seitdem wir Menschen fliegen, ist das Fallen ziemlich häufig geworden – das Fallen und das Fallenlassen. Das alles vollzieht sich mit auffälligen Geräuschen und Lichterscheinungen. Doch etwas gibt es, das fällt immerzu, unhörbar, ohne daß wir es sehen. Wir werden es nur gewahr, wenn die Sonne durchs Fenster fällt: im Lichtschiff schwebt es golden und sinkt ganz langsam nach unten... Es ist der Staub, aber was ist Staub nicht alles! Nenne mir etwas, das nicht Staub wird! Staubwischen, das ist eine weibliche Arbeit, bei der man gut nachdenken kann. Und so dichtete eine englische Frau diese weilichsten aller Verse:

Der Staub sinkt heimlich, Tag für Tag, zur Erde,  
trübt meine Gläser, stumpft den bunten Ton.  
Doch oh, derselbe Staub, den ich vertreiben werde,  
ist Könige, ist wilder Mohn,  
Salomos Tempel, Helden, Babylon.

### *Über das Husten*

---

Neben dem vielsagenden »Hm«, das besonders in Ländern mit energischer Polizei beliebt ist, stecken als außersprachliche Kommunikationen in unserer Kehle die fünf Vokale, wobei *a* das Erstaunen, *e* Mißtrauen, *i* Freude, *o* Trauer und *u* Angst bedeuten. Zu diesen gesellt sich ab November der Husten, welcher jene Ausdrucksmittel erheblich bereichert, denn es ist gar nicht zu

sagen, was man alles husten kann. Selbst das unechte Hüsteln leistet vortreffliche Dienste als getarntes Warnungssignal: man zeigt hierdurch dem Dummen an, daß er im besten Zuge ist, eine weitere Dummheit zu begehen. Der Husten kommt so unabänderlich mit dem Winter wie der Donnerstag nach dem Mittwoch, und gehört damit zu jenen Erscheinungen, wo die Natur sich von der Wissenschaft nicht imponieren läßt: wie etwa der Regen oder das Glatteis, gegen die es eben auch nichts gibt als Parapluie oder Aufstreuen. Wir sind ja mit Cholera und Flecktyphus so ziemlich fertig geworden, der Husten jedoch streckt gegen die Medizin noch immer höhnisch die belegte Zunge heraus.

Bekanntlich schiebt unsere Heilwissenschaft so ungefähr alles auf die Bazillen, während man in China wieder alles auf die Geister schiebt und diese mit Gongschlägen, Knallfröschen und Feuerwerkskörpern zu vertreiben sucht. Die günstige Wirkung dieser Mittel war so evident, daß unsere Zweifel daran mit einem unergründlichen Lächeln abgewiesen wurden. Jedenfalls halten sich beide, Bazillen wie Geister, verborgen und man kann sie nur unter besonders günstigen Umständen sehen: die Bazillen z. B. durch das Mikroskop, während man für die Geister schon Hellseher, Medien, eventuell sogar die Kriminalpolizei, bemühen muß. Immerhin zeigt sich auch bei unserer Medizin ein gewisser Umschwung darin, daß man die Krankheiten mehr und mehr auf seelische Ursachen zurückführt, und von da bis zu den chinesischen Geistern ist ja nur ein Schritt. Das Gefährliche ist, daß es Geister, und wahrscheinlich auch Bazillen, wirklich gibt: sieht man sie *einmal*, so sieht man sie überall, und solche Einseitigkeit entfesselt dann jedesmal eine partielle Besessenheit. Zu derselben Zeit, als auf der Amsterdamer Börse der Tulpenwahnsinn grassierte, herrschte in Deutschland und England der Hexenwahn. Und der Mikrobeforscher Metschnikoff hielt vor dem Essen jedesmal Messer und Gabel über die Spiritusflamme: er wußte was er wußte. Neben ihrer Unsichtbarkeit ist das Gefährliche an den Bazillen auch noch, daß sie sogar im gesunden Körper fünfte Kolonnen unterhalten, die sich ganz zutulich gebärden, aber insgeheim auf ihre Chance warten.

Der Husten aber wird nicht von Bazillen erregt, sondern von was Schlimmerem: von einem Virus. Der ist noch unsichtbarer, eigent-

lich eine bloße Vermutung, und erinnert stark an die »Schwarze Maske« bei den Ringkämpfern. Gesehen hat man ihn erst in letzter Zeit unter dem Elektronenmikroskop, und auch dort verweigerte er jeden Identitätsausweis und sah wie ein Stäbchen aus. Vielleicht also war's jemand anderer. Trotzdem weiß auch unsereins mancherlei vom Hustenvirus, nämlich über seinen Charakter, welcher feuchtfröhlich, fortpflanzungsfreudig und von nicht unterzukriegender Willenskraft ist. Kaum hat er sich in der Kehle angesiedelt und, seiner Gewohnheit nach, gewaltig vermehrt, als er auch schon merkt, daß wir ihm mit Gurgeln beizukommen suchen. Und nun hört man geradezu, wie der Virushäuptling ruft: »Auf, Kinder – mir nach in die Nasenschleimhäute!« Sogleich saust die ganze Rotte mit Kind und Kegel in die Nasenhöhlungen und improvisiert dort einen Schnupfen. Wird sie auch von da vertrieben, so stürzt alles hohnlachend in die Bronchien wo diese am tiefsten sind, so daß das Labyrinth »Mensch« beim Husten einen kellerartigen Ton von sich gibt. Kurz, dieser Virus gehört zum Stamme der Nomaden und ist deshalb so schwer fortzukriegen, weil er so beweglich ist. Er ist jenes Nichts an Ursache, deren Wirkung durch alle Räume schallt. Der Virus spuckt – der Husten spuckt.

Dazu entlarvt er noch den Herdentiercharakter des Menschen. Denn es gibt zwei Arten von Husten: die eine, wo der Virus wirklich von Mensch zu Mensch emigriert, und die andere, wo es genügt, daß man nur husten *hört*, um mitzumachen – das ist der nervöse oder Echohusten. Das Gähnen wirkt ja auch ansteckend, doch man muß es sehen; den Echohusten aber kann man durch mehrere moderngebaute Wände bekommen; er rutscht durch, hinein ins Ohr, wie der Virus durch den Porzellanfilter. Darum haben die Schauspieler vor ihm eine abergläubische Angst: erstens, daß sie ihn selber kriegen, so daß mitten im rollendsten R eine Verkehrskatastrophe erfolgt, noch viel mehr Angst aber, daß das Publikum ihn bekommt. Hier erweist sich unser Virus als feinsten Kunstkritiker. Ist das Publikum gebannt und hängt an Hamlet's Lippen, so spitzt auch der Virus die Ohren und hält mäuschenstill. So wie es aber langweilig wird, denkt ein Herr im Parkettfauteuil: »Ach was, ich will doch mal husten, damit die Zeit vergeht...« – Viere, Zehne, drei Dutzend fallen im Chore ein, und dem Mann

auf der Bühne brandet bereits die wohlbekannte Welle des Hüstelns, Räusperns und Schnaubens entgegen, so daß er im Spiel zu outrieren anfängt, nur damit diese entsetzliche Kritik den Mund hält. Der Virus aber reibt sich die Hände: er hat wieder einmal den Applaus verhindert.

Die Wissenschaft unterscheidet zwischen Zweckhusten und Reizhusten. Der Zweckhusten will aus den Luftwegen etwas hinaus-schaffen; ist das getan, so hört er auf. Der Reizhusten aber entsteht durch das bekannte Kitzeln in der Kehle, auch wenn gar nichts hinaus-schaffen ist. Der sozusagen ideale Husten hat also die drei Phasen: Ansammlung, Reizung, Hinausbefördern, während dem lügnerischen Reizhusten nur das Mittelstück davon geblieben ist – er ist Wirkung ohne Ursache und Ursache ohne Wirkung. Es wird bloß gehustet: Sinnbild alles irritierenden Leerlaufes in Betrieb und Verwaltung. Wir machen nur so, als ob wir was hinaus-zuhusten hätten, weil wir, rational und automatisch, der Wirkung die Ursache und der Ursache die Wirkung beistellen. Wir Knaben hatten einen irischen Setter – wenn wir den schmeichelnd am Leibe kratzten, so machte er mit der Hinterpfote die dazugehörige Kratzbewegung kraftlos in der Luft nach... eine der Quellen kindlichen Entzückens an dem rothaarigen Kameraden. – Wir sehen also, daß die bekannte Einteilung von *gut* und *böse* auch für den Husten gilt. Der Zweckhusten, ehrlich, arbeitsam und wohltätig, ist gut; der Reizhusten aber ist böse und muß, wie alles Böse, auch fortzeugend Böses gebären: nämlich sich selber. Mit jedem seiner Anfälle wird die Kehltreizung verstärkt und dadurch der Grund zu weiterem Husten gelegt.

Nun erhebt sich die Frage, wie man das loswird. Es gibt da eine Menge Mittel, besonders diese Bonbons mit »langsam im Munde zergehen lassen...«, was ich noch nie fertiggebracht habe, denn was ist ein Bonbon ohne Lutschen! Aber gerade dieses irritiert die Schleimhäute. Mit ihren Pastillen, Salben, Inhalationen und Gurgelwassern kann sich die Erkältungsindustrie neben der Kälte-industrie schon sehen lassen. Aber der Virus hustet darauf, denn solange man gegen ihn nicht geimpft werden kann, bleibt das alles ein Kurieren an Symptomen. Andererseits gibt es zwei geistige Mittel gegen Husten. Das eine besteht in der Anrufung des heiligen

Blasius, der um 310 Bischof in Armenien war und einem Knaben, der eine Fischgräte verschluckt hatte, wunderbar geholfen haben soll. Seitdem wird jährlich am 3. Februar der Blasiussegen gegen Halskrankheiten gespendet, oder, wie man in Süddeutschland sagt, es wird »geblaselt«. Das andere Mittel besteht darin, daß man, Verzeihung, *nicht* hustet. Seltsamerweise wirkt das, wenn man sich's fest vornimmt. So wachte ich z. B. heute früh mit starkem Hustenreiz auf, und wußte: gibst du ihm nach, so wirst du eine Stunde lang weiterhusten und deinen Zimmernachbar aufwecken. Ich beschloß, nicht zu husten. Die Wut des um seine Hoffnung gebrachten Virus war unbeschreiblich: er kitzelte, daß mir die Tränen kamen, doch ich gab nicht nach. Nach zehn Minuten klemmte er den Schwanz ein und trollte sich. Triumphierend schlief ich ein.

Endlich fragt es sich, was eigentlich der Sinn des Hustens ist: Bekanntlich folgt auf jede Erkältung das andere Extrem der Entzündung. So zum Beispiel auf die Erkältung des Herzens die Entzündung des Hasses, welche sich in bösen, unnützen Worten Luft macht. Ich sehe im Husten die grandiose Strafe für unnützes Geschwätz: wir werden von demselben Munde gezwungen zu demonstrieren, was unsere Worte eigentlich sind – Gekrächz und schleimiger Auswurf. Husten ist eine Satire auf das Sprechen! Oft folgt die Strafe sogar unmittelbar, denn auf dem Nachhauseweg, wo es ans Leutausrichten geht, dringt dabei die kalte Luft, unvorwärmert von den Nasenwegen, direkt in den Rachen und entzündet ihn. Der meiste Husten entsteht durch Schwatzen in der Kälte; man frage nur den Arzt. Das Merkwürdigste ist aber, daß dieselbe kalte Luft bei Vorwärmung durch die Nase – also beim Mundhalten – den Hustenreiz *abtötet*. Der Odem der Schöpfung übt seine eiskalte Kritik am menschlichen Atem. Im Zimmer geht's ja noch. Aber draußen erhebt sich die Natur wie damals Goethe im johlenden Theater und ruft uns zu: »Man schweige!« Sonst, wie gesagt, bekommt man den Husten.

## Geographische Phantasien

---

Gleich neben meiner Chaiselongue habe ich einen kleinen Atlas liegen und nehme ihn von Zeit zu Zeit vor wie einen hieroglyphischen Text, hinter dessen geheimnisvollen Sinn man nicht recht kommen kann. Betrachte ich zum Beispiel die Erdkugel vom Nordpol aus, so erinnert sie mich an den Kopf eines Mönchs: überall Land und in der Mitte eine Tonsur – das Polarmeer. Schaue ich aber auf den Südpol, so sehe ich überall Wasser und in der Mitte ein Stück Land: als ob man den Deckel beim Nordpol herausgeschnitten und auf den Südpol gepappt hätte, Nordpol – Wasser, Südpol – Land, damit ist doch etwas *gesagt* – was aber, wissen die Geographen auch heute nicht. Schon als Schulknabe fragte ich mich beim Starren auf die Wandkarte, warum eigentlich Amerika so gut auf Europa und Afrika paßt; immer wieder versuchte meine Phantasie, die beiden aneinander zu schieben... Da las ich neulich eine Zeitungsnotiz über die Wanderung der Aale: sie schwimmen alle aus ihren Flüssen durch den Atlantischen Ozean zum Karaibischen Meer, um dort zu laichen. Die jungen Aale aber wandern drei Jahre lang den ganzen Weg zurück und wieder die Flüsse hinauf. Das kommt aber, sagte die Notiz, davon, daß der Atlantik einst ein Binnentümpel war, in den sich die europäischen Flüsse ergossen. Seitdem haben sich die Kontinente auseinander geschoben, doch die Aale suchen noch immer ihren alten Laichplatz auf, obschon doch jetzt ein Ozean dazwischenliegt. Es sind eben Gewohnheitstiere.

Das brachte meine geographische Phantasie in Bewegung.

Die Erde hatte also einst gewissermaßen ihre Westenknöpfe gesprengt, das alte Wams war ihr zu enge geworden! Es hat einen Reiß gegeben und Amerika war abgefahren. Und wirklich, die Tierwelt Südamerikas sieht ja wie eine jüngere, stehengebliebene afrikanische Fauna aus: der Tapir, das war ein unfertiger Elefant, das Lama ein unfertiges Kamel, der Kaiman ein Fast-Krokodil. Auch gab es ähnliche Großkatzen und Affen, nur daß sie noch nicht die Bildungsreife des Löwen und des Gorilla erreicht hatten. Aber auch die geologische Schichtung Südamerikas [sagte das Konversationslexikon] soll jener Afrikas entsprechen. Diese südamerikanische Tierwelt war durch die Abtrennung provinziell geworden; zur Weiterentwicklung fehlte offenbar die große Weltkonkurrenz.

Die Erde war also, weiß Gott, einmal geplatzt, dachte ich schauernd. Der gewaltige Vertikal-Riß ging von Pol zu Pol! Doch wenn ich einen Luftballon quetsche, bis er platzt, gibt es meistens nicht einen Riß, sondern zwei, nämlich auch einen kreuzweisen Querriß. Sogleich suchte ich diesen auf meinem Atlas zu entdecken. Und wie groß war mein Erstaunen, als ich ihn tatsächlich fand! Vor allem muß er durch Amerika gegangen sein, denn jedes Kind sieht ja, daß die beiden Amerikas kaum noch zusammenhalten, ein bemitleidenswerter Anblick. Die hängen ja bloß noch an einem Faden zusammen! Verfolge ich den Riß ostwärts, so treffe ich auf das Mittelmeer und die Sahara; diese aber ist uralter Meeresboden, das ist allgemein bekannt. Aber auch weiterhin lassen sich die Spuren des Quer-Risses deutlich nach Osten verfolgen: er hinterließ Tümpel und Sandwüsten, die früher Meeresboden gewesen waren – Schwarzes Meer, Kaspisches Meer, Aral-See und anderseits die Steppen und Wüstenzonen Arabiens, Zentralasiens und der Wüste Gobi. Daß Zentralasien alter Meeresboden ist, wußte ich aus eigener Anschauung. Auch die beiden chinesischen Flußtäler sind einst Meeresboden gewesen, behaupten die Geologen. Zieht man zwei Linien von der Äußeren Mongolei bis New Orléans und bis Panama, so erhält man den ungefähren Bereich dieses riesigen Risses, der das Gegenstück zum Atlantik bildet. Warum ist er aber nur zum Teil noch vorhanden und hat bloß Spuren in Salztümpeln und Wüsten hinterlassen? Weil er viel länger, aber nicht so breit war wie der Atlantik-Riß; weil er von den ungeheuren Landmassen mit ihrem Landklima belagert wurde; vielleicht, weil er nicht durch das ganze Festland hindurchging und also seine Wasserverbindung litt; vielleicht auch, weil das Festland sich teilweise wieder gehoben hat.

Dieser Quer-Riß, der mir jetzt völlig deutlich aus dem Atlas entgegenstarrte, wurde mir lieb und wert, wie jedes Kind der eigenen Phantasie. [»Es gehört Phantasie dazu, um Tatsachen zu erkennen«, sagt Karl Kraus.] Daher suchte ich die Theorie sorglich zu stützen: das war ich meinem Kindchen schuldig, es mußte zuerst einmal laufen lernen. Hatte es zur Zeit des Risses Aale und auch höhere Tiere gegeben, so lebten damals vielleicht sogar Menschen. Wenn aber, so mußte sich ihnen diese fürchterlichste aller Erinnerungen unauslöschlich eingepägt haben; ein Kindheitsschrecken, den man

nie mehr vergißt. Vielleicht nicht die Erinnerung der *ganzen* Katastrophe [denn wer sagt, daß diese auf einmal und nicht nach und nach erfolgt sei?], aber doch eines Aktes oder der Schlußszene der Tragödie.

Nun, diese Erinnerung gibt es, sie ist auf uns gekommen. Und zwar nicht allein die vom Atlantik-Riß, sondern auch die vom Quer-Riß. Die vom Atlantik-Riß schildert den letzten Akt des Trauerspielles: »...Denn vor der Mündung [Gibraltar] hatte es eine Insel, welche größer war als Kleinasien und Lybien zusammen... Späterhin aber entstanden gewaltige Erdbeben und Überschwemmungen, und da versank während eines schlimmen Tages und einer schlimmen Nacht das ganze streitbare Geschlecht bei euch [Griechen] scharenweise unter die Erde; und ebenso verschwand die Insel Atlantis, indem sie im Meere unterging.« Also berichtet Plato im gewaltigsten seiner Dialoge; es ist die Erzählung eines ägyptischen Priesters, welcher von manchen Überschwemmungskatastrophen aus der Überlieferung weiß, diese aber als die größte von allen bezeichnet.

Damals gab es, laut jener Erzählung, bereits das Mittelmeer, also den Quer-Riß. Welches ist aber die Menschheitserinnerung, die von diesem berichtet? Wir lernen ihn alle schon als Kinder kennen, denn es ist der Bericht von der Sintflut! Jemand hatte die Verrücktheit, ein Riesenschiff mitten auf dem Lande zu bauen, und wurde deswegen von allen verspottet. Und man beachte, daß dann nicht bloß ein Regen von oben kam, sondern »es brachen auf die Brunnen der Tiefe«. Betont wird auch das Einzigartige der Katastrophe, denn Gott verspricht, daß nie wieder eine solche kommen werde – und es ist keine gekommen. Die Sintfluterzählung stammt etwa aus Mesopotamien; wir kennen daneben aber ähnliche Flutberichte bei den Griechen, Indern, Chinesen und bezeichnenderweise auch bei den Mexikanern – kurz, die ganze Linie des Quer-Risses entlang. [In ähnlicher Weise gibt es Atlantis-Sagen längs der europäischen und afrikanischen Atlantik-Küste.]

Amerika trat durch den Vertikal-Riß in Erscheinung; der Quer-Riß aber hat Afrika, Europa und Asien durch Abgliederung überhaupt erst geschaffen! Der Vertikal-Riß mit seinem Ozean hat erst für die neuere Geschichte Bedeutung gewonnen; der große Quer-

Riß aber drückte der gesamten Weltgeschichte seinen Stempel auf! Vor allem schon deshalb, weil der Mensch ja ein Landwesen ist. Denn je nachdem, ob das Wasser dieses Riesen-Mittelmeeres sich hielt oder vom Festland wieder beseitigt wurde, bildeten sich längs dem Riß drei Zonen: die Wasserzone, die halbdürre Zone und jene der völligen Trockenheit. Meer bildet, durch Sedimente und Wasser-schliff, glatten Meeresboden: alle Unebenheiten werden zugestreut. Und als das Wasser schwand, wurde das *Wüste*. Wohlgemerkt: nicht alle Wüsten entstehen auf solche Weise, aber doch viele. Lag die Wüste im Wasserbereich von Gebirgen, so brachen sich Ströme durch und sie konnte, ganz oder teilweise, bewässert werden – Ägypten, Mesopotamien, Zentralasien, China. Gab es aber keine Gebirge oder waren die Gebirgswässer zu spärlich, so blieb die Wüste bestehen: die Sahara, Arabien, die Wüste Gobi. Dort jedoch, wo das Wasser des Risses blieb, schuf es die günstigste Vorbedingung der Kultur, nämlich das durch Verkehr und Klima-Milderung belebende Binnenmeer, das Mittelmeer – was man an Land verlor, gewann man an Straße! Die halbdürren, bewässerten Zonen konnten von den Menschen mit Kanalnetzen wieder kultiviert werden. Dadurch, und durch ihre ebenen, weiten Landflächen förderten sie die Bildung großer Reiche – sind doch die ersten Großreiche gerade in solchen Zonen entstanden. Aber Grundlage dieser Reiche war nicht die Natur, sondern das erarbeitete Kanalnetz. Darum waren sie stets gefährdet, denn sie waren auf Sand gebaut, auf bewässerten Sand. Sie wurden immer wieder erobert: entweder von den wildgebliebenen Gebirgsmenschen, oder von anderen, die weit schrecklicher waren.

Das waren die Menschen der Wüste. Von dort, wo der hinterlassene Meeresboden zu ausgedehnt war, um von der Gebirgsfeuchte belebt zu werden. Sie waren Nomaden, sie hingen mit ihren Herden von Regen und Dürre ab. Ihr Tagewerk war Hüten und Schlachten, sie waren den Tod gewohnt. Dünngesät, konnten sie sich doch im Nu zu furchtbaren Heeren vereinigen – beweglichen Heeren, die kein Zuhause hinterließen, die nichts verteidigten, sondern bloß angriffen! Das ist das Paradoxe der menschenleeren Wüste: sie wird immer wieder zum Völkervulkan, der Kriegermassen ausspeit. Diese Reiter benützen den Raum als Kampfmittel: Flucht war ihnen so

gut wie Angriff, Pfeilschuß und Umgehung – sie umtanzten den schwerfälligen Gegner, für den mit *seiner* Flucht alles zu Ende war. Es ist, als ob das Wasser, durch den hinterlassenen Meeresboden, sein ruheloses Hin- und Herströmen den Menschen mitgeteilt hätte, so daß sie auf ihm unstedt und flüchtig wurden. Antrieb zur Eroberung war diesen Nomaden Raubgier und der Schrecken der Dürre – und sie brachten diesen Schrecken über glücklichere Länder. Manchmal waren ihrer dennoch zu wenig, wie in der Sahara. Manchmal waren sie durchs Meer abgeschlossen, wie in Arabien, so daß nicht Beutegier, sondern erst der Bekehrungsfanatismus einer Religion sie zum Ausritt zusammenschloß. Am schrecklichsten aber waren sie dort, wo weite Wüste ohne Naturhindernis an alte Kultur grenzte. Des zum Zeichen steht noch heute das gewaltigste Menschenwerk: die Chinesische Mauer.

Die neuere Geschichte beginnt mit der Überwindung des Vertikal-Risses durch Kolumbus; doch die ganze ältere Geschichte hat sich auf dem Quer-Risse abgespielt. Er ist es, der die *Voraussetzung* zu ihrer inneren Spannung und zu ihrem Rhythmus schuf! Der Quer-Riß war Wohltat wo er Wasser blieb und im Mittelmeer zur schaukelnden blauen Wiege unserer Kultur wurde. Doch diese Wohltat wandelte sich zum Fluch, wo das Wasser *nicht* blieb – in der Wüste. Gewiß waren auch Alexander und Rom Eroberer; doch Alexanders Zug war einer der Vergeltung, und Rom eroberte um seiner Sicherheit willen: um Vorhandenes zu bewahren. Diese Eroberer gaben mehr als sie nahmen. Die Wüste jedoch zog aus, weil sie selber nichts war und nichts hatte! Die Weltgeschichte ist ein Kampf gegen die Wüste: im Westen ein Kampf zwischen Mittelmeer und Wüste, im Osten einer zwischen dem Reich der Mitte und der Wüste. Dieser Quer-Riß schuf die Vorbedingung zu Kultur und Barbarei. Waldvölker und Gebirgsvölker sind nicht barbarisch, sie sind bloß noch nicht kultiviert; Barbarei hingegen ist etwas anderes, etwas *Aktives*. Stets kam der erste Anstoß der Völkerbewegungen von der Wüste her. Hunnische, avarische, mongolische, türkische Pferde »tranken aus der Adria«; doch immer wieder gelang es dem Mittelmeer, die Wüste abzuwehren.

Und nun das Seltsame: unsere christliche Kultur, durch die Europa vollendet wurde, ist genau an dem Punkte entstanden, wo die

Wohltat jenes Meer-Risses beginnt, sich in den Fluch der Wüste zu wandeln – in Palästina! Palästina liegt im Verkehrsmittelpunkt der großen Landmasse Afrika-Eurasien; teils gehört es zum Mittelmeer, teils aber zur Wüste. Doch es hat noch eine andere geographische Sonderstellung. Dieses Land wird in der Vertikale vom Jordan durchflossen, und in seinem Strömen erlebt das Wasser alle Schicksale, die Wasser nur erfahren kann. Es schuf die lieblichen Gestade des Sees Genezareth, wo die ersten Wunderworte und Wundertaten des Heilandes geschahen, der ja oft vom Boote aus die Menge am Ufer anredete. Es ist dasselbe Wasser, das auf Christi machtvolles Geheiß die Wellen legte oder Fische hergab. »Ich werde euch zu Menschenfischern machen«, sagt er als Erstes zu den Aposteln. Dann fließt der Jordan aus dem See wieder aus, ein grünes Vegetationsband in der Wüste, und es kommt die Taufstelle, wo sein Wasser sich mit dem Geist verbindet! Dann aber fließt derselbe Jordan in die tiefste Erdsenkung, die es auf unserem Planeten gibt – in das Tote Meer. In diesem Ort des Grauens wird sein ungetrunkenes, unvertauftes Wasser salzig, bitter und so schwer, daß Asphaltstücke auf ihm herumschwimmen. Es ward aus einem Wasser des Lebens ein Wasser des Todes. Ein Wasser der Wüste, das den brennenden Durst nur noch vermehrt.

Und da wir vom Wasser reden – Sintflut und Atlantis-Katastrophe müssen ja die ganze »Wasserwirtschaft« des Planeten in Unordnung gebracht haben! Drei Viertel der Erdkugel sind von Wasser bedeckt; das heißt, drei Viertel der Erdoberfläche befinden sich in *ständiger Bewegung*.

Und zwar ist das kein regelloses Hin- und Herfluten, sondern ein Kreisen. Ein Kreisen an der Oberfläche, aber auch ein Kreisen in der Tiefe, von unten nach oben, schräg, in allen Ebenen und Richtungen. [Wasser kreist ja auch noch durch die Höhen als Wolke, Quelle, Fluß und wieder Meer.] Die Ozeane sind eine ungeheure Kombination der verschiedensten Kreiselsysteme! Nun weiß ja jedes Kind, daß ein Kreisel nicht fällt, daß er in seiner Rotationsebene zu beharren sucht. Dieses ungeheure Kreisen des Wassers trägt also dazu bei, die Erdkugel in ihrer Rotationsebene zu stabilisieren! Das kommt als Festigung zu dem eigenen Kreisen der Erde hinzu. Nun stelle man sich aber vor, in welche Unordnung diese Kreiselsysteme

durch jenes »Sprengen der Westenknöpfe« geraten sein müssen, damals, als das Wasser in die neuen Plätze einstürzte! Durch die Gewichtsverlagerung und durch den Verlust so vieler Stabilisatoren muß die Erde in ihrer Drehungsebene unsicher geworden sein, sie muß ein wenig *geschwankt* haben. Gibt es aber dafür auch nur den Schatten eines Beweises? Doch, es gibt ihn. In den Kohlenflözen Spitzbergens hat man karbonisierte Tropenflora gefunden und kürzlich sogar auf dem antarktischen Kontinent versteinerte Pflanzenreste eines wärmeren Klimas! [So daß die Gelehrten sogar von einer »Wanderung der Pole« gesprochen haben.] Doch ich habe noch einen anderen Hinweis gefunden, der auf Schwankungen der Ekliptik schließen läßt. Und zwar in demselben »Timäus« des Plato, wo der Atlantisbericht steht. Denn vorher hat jener ägyptische Priester dem Griechen Solon von den verschiedenen, bei ihnen überlieferten Erdkatastrophen gesprochen: solchen der Flut und solchen des Feuers. Es ist ja anzunehmen, daß das »Sprengen der Westenknöpfe« auch von furchtbaren Erdbeben und Vulkanausbrüchen begleitet wurde. Der Priester weist zuerst die Sage von Dädalus und Ikarus als Kinderfabeln zurück und setzt darnach: »...doch ist das Wahre daran *die veränderte Bewegung der die Erde umkreisenden Himmelskörper* und die Vernichtung von allem, was auf der Erde befindlich ist, durch vieles Feuer, welche nach dem Verlauf gewisser großer Zeiträume eintritt.« Mit der Katastrophe war also eine veränderte Bewegung der die Erde *umkreisenden* Himmelskörper verbunden – und das heißt doch wohl eine Veränderung *im Kreisen der Erde*: kurz, ein Schwanken der Ekliptik. –

Als meine geographische Phantasie so weit ausgeschweift war, bekam ich's ein wenig mit der Angst. Vielleicht habe ich in meinen Taschenatlas zu viel hineingesehen? Was werden die Geographen sagen? Werden sie sich nicht an den Globus, was sage ich, an den Kopf greifen und über unbefugten Dilettantismus Klage erheben?... Darum möchte ich meine Chaiselongue-Phantasie mit jenem Trostruf schließen, den Sören Kierkegaard von einem dänischen Pfarrer berichtet. Der hatte es seiner Gemeinde mit einer Predigt über die Höllenstrafen so heiß gemacht, daß er zum Schluß nicht umhin konnte, den schluchzenden Leuten zuzurufen: »Nur Mut, Kinder, vielleicht ist das alles gar nicht wahr!«

Noch vor kurzem hätte ich das Ansinnen, im Walde zu lesen, mit Kühle zurückgewiesen: im Walde, in dieser grünen Licht- und Schattengemeinschaft, die Augen zu etwas anderem als zum Anschauen gebrauchen, wäre mir wie ein Wegwurf erschienen. »Daß du schauest, nicht schwärmst...« verlangt Goethe; ich glaube, daß ihm alle diese Duodezbuchformate seiner Zeit, die extra für poetisches Schwärmen im Walde dimensioniert waren, recht zuwider gewesen sind. Doch seitdem ich in Zürich lebe und entdeckt habe, daß der Höhepunkt dieser Stadt nicht der See sondern der Hochwald ist, mühelos in ein paar Tram-Minuten zu erreichen, seitdem habe ich wieder etwas zugelernt. Freilich, eine Zeitung darf man im Walde nicht lesen; Zeitungspapier ist aus Baumleichen verarbeitet, es verheert Wälder und Worte, selbst noch als Papierschnitzel für Pfadfinder wirkt es wie ein Ausspucken im Blätterdom. Aber anders ist es mit sogenannter schwerer Lektüre, wo man die Worte als Wirklichkeit begreifen muß: da merkt man, daß einen der Wald mit all seinem Duft, seiner raschelnden Stille, seinen Stämmen emporhebt, so daß man andächtig liest wie vor einem grünflammenden Altar, und alles Schwere auf laubigen Schwingen dahinschwebt.

Und das Merkwürdige ist, daß sich einem gerade durch die Versenkung ins Wort der Wald als Zugabe schenkt – weit wesenhafter, als er dem bloßen Beschauer je sein konnte. Er guckt dir ins Buch hinein, der Wald: immerfort läßt er liebliche Schattenornamente von Laubwerk auf dem Papier zittern; junge Raupen messen mit eigenem Smaragdkörper das Buchformat aus; winzige Purpurspinnen rasen quer über die Zeilen dem Gedanken nach; oder es postiert sich eine Mücke auf einem Semikolon, um sachlich mit ihrem Stachel die Durchlässigkeit des Textes zu prüfen. Warum soll man nicht im Walde beschäftigt sein, da doch rings um mich alles beschäftigt ist: dort hinten gibt ein Specht seine Morsezeichen durch, hier vorne arbeitet ein Eichhörnchen schon längere Zeit auf einem Fichtenwipfel und läßt die Abschnitzel herunterregnen, weiter rechts zanken sich drei Häher und stopfen derweil den Kropf mit Eicheln voll, daß er sich wie eine Perlenschnur anfühlt, und neben

mir tasten sich drei Sonnenstrahlen lautlos über den Boden, um jedem Blättchen seine tägliche Verklärung zu schenken. Und wird alles still, so bleibt doch das ungeheure Summen, wie in einem Transformatorenhaus – hier wird Blütensaft in Honig transformiert, und das dröhnt wie das Nachzittern einer Kirchenglocke. Kurz, alles arbeitet hier; vor allem aber die Spinnen. Die Zürcher Spinne ist von äußerster Betriebsamkeit. Wie Gedankenblitze – das Fernste verknüpfend – leuchten ihre Fäden momentan auf; oder sie hängen unsichtbar herunter und lassen ein vertrocknetes Blatt mitten in der Luft sich nachdenklich um sich selber drehen... Aber so etwa im Juli kommt ein neuer Geist über die Spinne: dann beginnt sie fieberhaft Sprungtücher zu weben. Sie sucht sich ein horizontal schwebendes Blatt aus und verknüpft dessen Spitze, Stengel und Rand durch einige Fäden mit dem oberen Zweig, daß es wie eine gedachte Pyramide aussieht. Dann läuft sie hinunter und webt, zwei Zentimeter über dem Blatt, ein dichtes Sprungtuch, das in den Vertikalfäden hängt und das Ganze wie einen Doppeldecker ausschauen läßt. Wozu sie das macht, weiß ich nicht, aber das ist ja ihre Sache. In dieser flammenden Sprungtuchsaison tragen die niederen, abgestorbenen Fichtenzweige, welche sich ja wie Hexenhände krümmen, alle ein graues Schnupftüchel in den Krallen, so daß man lacht, weil sie wollen, daß man weinen soll.

Nun ja, man wird zuweilen beim Lesen gestört, aber wie anmutig sind diese Störungen! Plötzlich schrecke ich auf, weil unter dem goldflimmernden Baumbehang hinterm Wege *etwas* raschelnd auf mich zu schreitet. Ein Mensch ist es nicht, weil zu leise; ein Hase auch nicht, denn der kann nicht gehen, nur hüpfen: also muß es ein Reh sein. Und wirklich, ein schmaler Rehkopf mit schmalem Hals hebt sich äugend über die Böschung – bezaubernder Anblick, es naht sich die Seele des Waldes... Mit leichtem Sprung setzt es auf den Weg und zieht dicht an mir in den oberen Wald hinauf. Ein andermal kam ein Hase des Weges, hoppelte mit einem Haken bis vor mein Knie, dachte etwas nach, und lief dann lustig weiter [Hasen sind immer lustig, weil sie sonst vor Angst kein Leben hätten]. Mit den Fliegen und den Wespen aber ist das so: gibst du ihnen mit der Hand einen Klapps, so fliegt die Wespe fort, die Fliege aber stürzt dir direkt ins Gesicht, weil sie von Kuhschwanz

und Ohrenwedeln gelernt hat, daß gerade die nächste Nähe Sicherheit bietet.

Zuweilen kommen auch Menschen vorüber, besonders gegen Wochenende. Sie fragen mich alle, wo hier der Weg nach Witikon geht? Auf meine hochdeutsche Auskunft stutzen sie einen Moment, worauf sie im elegantesten Schriftdeutsch ihren Dank aussprechen und »merci« hinzusetzen, einige sagen auch »merci beaucoup«. Die Menschen teilen sich ein in das Paar Hand in Hand, dann das Paar, wo die Frau drei Schritt hinterm Gatten nachtrottet, dann die streitbare Familie, die lustige Familie, und endlich der »Merlin«. Der Merlin hält sich nicht an den Weg, sondern streift menschenverachtend quer durch die Büsche; man darf ihn aber nicht mit dem Pilzsammler verwechseln. Und dann gibt es noch den »wilden Knaben«. Der wilde Knabe hat die ganze Woche in der Schulklasse stillsitzen müssen [»wie ein eiserner Aff'« sagt Nestroy], auch durfte er zu Hause nichts kaputtmachen – hier dagegen kann er abbrechen, zerreißen und zerstampfen so viel er will. Und er nutzt die Gelegenheit schon aus: bekümmert konstatiere ich seine Tätigkeit an abgeknickten Zweigen, hingeschmissenen Blumen, zerrupftem Zittergras und zerfetztem Blattwerk... Völlig betrunken vom Walde aber sind die spazierengeführten Hunde. Jetzt endlich wissen sie, wozu sie ihre Nase haben – dieses überempfindliche chemische Laboratorium, das sie in der Stadt, zwischen Stein und Asphalt, nur immer wieder auf ihresgleichen, auf Hunde und deren Spuren, richten können, so daß sie notgedrungen zu Psychologen wurden... hier aber werden sie endlich Hunde und geraten in einen Taumel der Selbstverwirklichung. Ich sah einen schwarzen Pudel, der lief wimmernd vor Seligkeit immer wieder zu seinem Herren, um ihm für den Wald zu danken.

Vogelrufe stören einen ja nicht [wohl aber das gräßliche Flugzeuggedonner dicht über den Wipfeln], denn das Zwitschern schwebt ja selber in der Mitte zwischen Wald und Wort. Ähnlich wie in der Pariser Presse, gibt es zwei Arten von Vogelrufen: den oiseau d'information und den oiseau d'opinion. Der oiseau d'information singt Nachrichten und wartet auf Antwort; der oiseau d'opinion aber singt sich selbst und wartet auf Wiederhall: Das ist ein überquellender Monolog und läuft manchmal aus in ein ironisches

Kichern über sich selbst... Die Amsel ist ein oiseau d'opinion, der Eichelhäher jedoch ist der Reporter des Waldes: selbst wenn er den Schnabel halten muß, gibt er noch davon Kunde mit einem »Psst! Psst! Psst!« – was in seiner Sprache wie »Wääch – que oui? – que oui?« klingt.

Dann klappt man das Buch zu und macht sich auf den Heimweg – und der ist vielleicht das Schönste. Schon diesen Waldweg entlang zu blicken, diesen Tunnel durch einen flimmernden Smaragd mit seiner brennenden Laubampel über der Mitte, ist eine Lust wie jedes Sehen in die Ferne: denn die Perspektive schenkt einem zwei Freuden – die objektive des Messens und die subjektive, daß alles sich auf dich als Weltmittelpunkt bezieht. Doch in Wirklichkeit bezieht sich alles auf die Sonne. Nirgend, auch nicht beim Alpenglühen, selbst nicht auf dem Meere, siehst du die Sonne mächtiger als im Walde: alles wächst zu ihr hin und lebt von ihr, die fern und doch nah ist wie nur die Gottheit. Ein Wald ohne Sonne verfließt, verstumpft in sich selbst; er wird ein atheistischer Wald. Doch kaum ist der Busch neben mir vom Lichte erfaßt, so wird er ein labyrinthisches Wunderwerk von Gold und Grün und Silberglanz – in jeder Faser er selbst, weil von der Sonne berührt. Das ist die wahre Regierung, die durch Herrschen befreit: roi soleil! Du bist umgeben von einem Rausch pflanzlicher Formen, deren Fülle dich wie eine mächtig geistige Gewalt berührt. Hier siehst du, was Sehen ausmacht – Licht, Gegenstand, Schatten – rings um dich in Sonnenlichtern, in Riesenbäumen, in Millionen huschender Schatten: überall, auf dem Boden, dem Laube, den Stämmen, auf dir selber, zeichnen sich zitternde Zweige und Blätter und Sonnen ab. Ein Nadelbaum, etwa eine Kiefer, ist am schönsten, wenn er seitlich von der Sonne beschienen wird, aber ein Laubbaum dann, wenn er gerade zwischen dir und der Sonne steht. Es gibt dort so einen Baum, der steht zwischen Fichten nah dem Waldrande. Diese haben seinen Wuchs mit sich in die Höhe gezogen, er mußte mithalten, und so wurde seine Belaubung nicht rund sondern schleiernd, kulissenhaft. Wenn der zwischen den schwarzen Stämmen vor der Sonne steht, wird er unwirklich und ganz verklärt von hellgrüner Transparenz – er kommt mir wie ein Heiliger im Gebete vor. Seitlich beschienen, wird er dann wie jeder

andere Baum – wie auch ein Heiliger wie jeder andere wird, wenn man nicht Gott hinter ihm ahnt. An einer Stelle macht der Weg ein Knie, und dort wird der absinkende Mischwald durch irgendeinen Beleuchtungstrick völlig zum Märchen: um die schwarzen Säulen spielt ein bläulichgrünes Geisterlicht, das überall, nah und fern, von goldenem, silbernem Blättergleißen durchzittert wird, so daß man unwillkürlich auf den Fußspitzen vorübergeht. Ach, die heutigen Maler haben den Wald ja überhaupt noch nicht entdeckt!... Eine andere Geisterstelle ist gleich hinter dem Brunnen, wo der Fußpfad zum buschigen Hange abzweigt. Dort, zwischen den letzten Stämmen, wächst eine Jugendkolonie Ahornschößlinge mit großen unschuldigen Kinderblättern, die alle wie grüne Teller in vielen Etagen nebeneinander stehen. Das wartet um die Mittagszeit totenstill, ob die Sonne ihnen was schenken wird... und plötzlich ist sie da und macht alles fast weiß von Licht, so daß die Insekten wie Funken darüber auf und nieder wippen. Und über das Ganze spielen die Schatten der Bäume ringsumher.

Und gehst du den Pfad weiter, so bist du im Freien – tief unten ahnst du den See, und das Buschwerk reicht dir bis zum Ellbogen: junge Eichen, Ahorne, Tännlinge, ein richtiger Baumkindergarten. Hier und da hat man vom alten Wald einige Riesen-Chaperons stehengelassen – immer je eine schlanke hohe Eiche neben einer Kiefer. Man hat also einst, beim alten Wald, stets neben einer Eiche eine Kiefer gepflanzt, damit diese durch ihr Schnellwachsen die Eiche zum Hochschießen anfeuerte – so wie man beim Pferderennen neben dem Traber einen Stallgenossen galoppieren läßt. Aber jetzt sehen diese vereinsamten Paare wie Ehepaare aus, wobei die finstere, wie vom Blitz getroffene Kiefer der Mann ist, und die schlanke, laubumwundene Eiche die Frau. Dieser Pfad, wo das Liebliche unter dem Ungeheuren blüht und von Bienen schwankt – Blütenschlieferl sind sie, pelzige postillons d'amour des fleurs –, er ist meine tägliche Freude! Der Baumkindergarten erinnert mich an die Tram Nr. 5, mit der ich hierher bis zur Allmend Fluntern heraufgefahren bin: die ist auch voll von Kindern. Einige spielen im Aluminiumwaggon Fangis oder Händchenschlagen, andere machen Besuche bei fremden Mitreisenden, eine Dreijährige modelliert mit beiden Händen am Gesicht ihrer Mutter herum, andere

singen mit »Ta – ja – ja – ja... träumerisch vor sich hin oder geben, die Stirn an der Fensterscheibe, laut Nachricht von den vorüberziehenden Straßener eignissen. Eines lutscht am Daumen seiner Puppe und zwei endlich krabbeln mir ununterbrochen mit ihren Fäustchen am Rücken, aber ich rühr mich nicht. Ein kleiner Junge hat ein entzückendes Faunsköpfchen; man möchte unter dem Wuschelhaar nachfühlen, ob die beiden Hörndl wachsen. Zwei Neunjährige stehen hintereinander im Gedränge; der vorderen hängen die Goldzöpfe bis an die Hüften. Wenn die hintere der Freundin was sagen will [Mädchen haben sich immer was zu sagen], so zieht sie einfach kurz am Zopf, wie an einer Klingelschnur. Ich kokettiere prinzipiell nur mit Wesen bis fünf Jahren: bei denen ist Koketterie noch l'art pour l'art und geschieht rein um der Sache willen. Kurz, Tram Nr. 5 bietet mir für 30 Rappen vollen Ersatz für das entbehrte Familienleben.

Aber das Schönste auf diesem Pfade durchs Freie sind die einfachen Grasbüschel, diese grünen Fontänen geschliffener Flammenschwerter, und dann das Zittergras mit seinen hauchzarten Verästelungen, die ihren bescheidenen Raum so edel ausfüllen – man denkt an ein Seelchen, das von jedem Winde berührt wird. Sie hängen wolkig über den Pfad und streicheln dich sanft beim Vorübergehen. Die Disteln aber haben Silberperrücken bekommen und wippen mit den verrutschten Hüten hin und her wie beschwipste Modedamen. Und wendest du dich zur Weite, so siehst du auf einmal, fern hinter blauen Bergen, die opalisierende Kuppe des Tödi stehen, und denkst an jene Worte, die ihn zu fassen suchen:

»Wie an der Wand empor zum Himmel reicht  
Die Erde.«

Aber noch riesiger, weil näher, ist der Kiefern patriarch, vor dem ich jedesmal stehenbleibe. Als ungeheure Borkensäule steigt er auf, immer höher, doch dann beginnt er sich wie Berninis Tabernakel zu schrauben und mit mächtigen Ellbogenarmen in die Luft zu greifen, bis endlich sein Wipfel ein rotes Holzgewirre wird, welches die ganze Ästestadt tatzig überdacht – zwanzig Vogelfamilien und sechs Eichhörnchen leben auf ihm, zwei Spechte sind ununterbrochen mit Materialprüfung beschäftigt, und wenn ein Lüftchen

kommt, regt sich das Ganze unmerklich... Wie konnte aus dem kleinen Samenkorn des Kiefernzapfens so eine Majestät entstehen? War sie in dem Korn als Möglichkeit enthalten, und kamen dann hundert Jahre mit tausend Brandsonnen, Gewittergüssen, Schneestürmen und Frühlingshauchen dazu, ihn mitzugestalten? Dieser hier ist so sehr Leben, daß sein Anblick die Frage nach allem Leben aufwirft. Wer an seinem Fuße schläft, wird gesegnet. – Und wieder geht es aus dem Freien hinunter in den Fichtenwald, eine schwarze Welt von schwarzen Stämmen, zwischen denen das Licht in silbernen und grünen Reflexen geistert. Wenn Beethovens finsternes Antlitz einmal lächelte, sagt man, so wurde es von einer Welt von Glück umspielt: so lächelt auch dieser Wald. Doch er ist immer wieder anders in den Windungen des Steilpfades – bald läßt er einen Strauch von Silber sprühen, bald wieder ragen die Stämme wie verkohlte Silhouetten vor einem grünen Waldbrande. Die Stämme sind höher aufgeschossen in der Gemeinschaft, als es Einzelgänger je könnten: nirgend außer im Walde sieht man solche astlose Saftsäulen hinaufjagen im Wettlauf nach dem Licht, ungeheure Kanonenrohre, die auf ihr Laubbüschel in der Sonne zielen! Eben ihr Gedränge schützt sie vor Sturm und vor Dürre, aber dafür ist der Waldboden karg: sein Grün ist dunkler, härter, glänzender als der üppige Wiesenwuchs. So ist der Wald wie die Stadt: alle Hochkultur kam aus Städten, aber der Städter kann nicht rundum in die Breite wachsen und ist nicht so wurzelfest. Er gibt den Seinen Sicherheit, der Wald; er will hoch hinaus; und seine Wirrnis wächst zu einer Märchenwelt zusammen.

Die vielen lackierten Käfer im Walde sind entweder in fieberhaftem Schnellkriechen begriffen, oder sie stehen still als ob sie zu Hause was vergessen haben... Und trete ich unten aus dem Walde beim Dolder-Hotel, so sehe ich dieselben lackierten Käfer, aber riesenhaft aufgeschwollen als Autos, rasend hin und her hasten oder regungslos am Wege stehen. Die Technik ist offensichtlich ein Insekten-Stadium der Menschheit. Und nun sieht man, tief unter dem grünen Golfplatz, Zürich mit seinen Turmspitzen aus dem Dunstmeer ragen. Und man ist dieser Stadt dankbar – wahrt sie doch, Gotteswerk über Menschenwerk stellend, eifersüchtig dort oben ihre Waldherrlichkeit.

## Die Überwindung der Repetition

---

Im allgemeinen gilt, daß eine Tätigkeit um so zweckmäßiger vollzogen wird, je mehr man sich auf sie konzentriert. Doch gibt es gewohnheitsmäßige Tätigkeiten, für die genau das Umgekehrte zutrifft: sie werden um so ökonomischer vollzogen, je weniger wir uns auf sie konzentrieren.

Mache ich einen großen Spaziergang *allein*, so komme ich ermüdet nach Hause. Unterhalte ich mich aber dabei mit einem Weggenossen, so lange ich frisch an. Das Reden lenkte vom Gehen ab, wodurch dieses in seiner Einförmigkeit automatisiert wurde und deshalb dem Menschen weniger Energie abzapfte, wiewohl er doch, physikalisch genommen, *mehr* Arbeit geleistet hat: Gehen und Sprechen zugleich! Kehrt man ermüdet heim und hat noch vier Treppen zu steigen, so strengt das an. Empfängt man jedoch im Parterre einen wichtigen Brief, den man hinaufsteigend liest, so ist man unmerklich nach oben gelangt, und die Automatisierung [durch die Ablenkung des Lesens] wirkt sich in Kraftersparnis aus. Wer beim Radrennen als letzter startet, hat bekanntlich die besten Gewinnchancen, weil der Wille nicht auf das einförmige Pedaltreten, sondern aufs Überholen konzentriert ist, und das Treten durch erhöhte Automatisierung weniger Kräfte kostet.

Konzentration auf etwas Neues erfrischt, auf etwas Altes ermüdet, denn der Geist will erkennen. Seine Flucht vor der Wiederholung durch deren Automatisierung wird endlich herausgestellt in einem konkreten Ding: der Maschine. Hier erfindet der Geist etwas Neues, das von selber das Alte tut. Das Rechnen zum Beispiel erfordert ermüdende Aufmerksamkeit, da es zur Repetition neigt. Nun ist unsere Rechenmethode mit arabischen Stellenzahlen [wie wir's seit dem 16. Jahrhundert tun] bereits eine höchst geistvolle Maschine – es kann da ein Stadium erreicht werden, wo »es« rechnet und man sich selber dabei zusieht. Der Endpunkt dieses Automatisierungsprozesses ist die stählerne Rechenmaschine, wo man bloß noch auf den Knopf drückt. Vor Erfindung der selbsttätigen Dampfmaschine mußte ein Knabe das Dampf- und das Wasserventil bei jedem Arbeitsgang bedienen – bis ihm das zu *langweilig* wurde und er die Ventile durch Schnüre so mit dem Gestänge verband, daß die Ma-

schine sich selber bediente, und er zum Spielen laufen konnte! Eine tief symbolische Flucht. Wesentlich aber ist, daß der Vorteil der Maschine sowohl in unserem Geiste [Stellen-Rechnen!] als auch in unserem Körper [leichteres Gehen bei Ablenkung!] bereits vorbeschlossen liegt. Der Mensch baut Maschinen, weil er sich *selbst* automatisieren kann. Symbol davon ist der Roboter.

Dieser ist aber auch ein Angstgebilde: vor jener Automatisierung, die den ganzen Menschen erfaßt. Wann liegt die Rettung nicht mehr darin, daß man *an etwas anderes* denkt, sondern, im Gegenteil, gerade daran? Wann wäre Abkehr durch Automatisierung tödlich, wann hilft einzig das Ins-Auge-Fassen der Repetition durch deren Organisierung? Der entscheidende Punkt ist die Bewußtheit. Drängt man etwas wesentlich Bewußtes in die Unbewußtheit des Automatismus, so wird damit ein Zweck als ein Mittel mißbraucht. So ist das Gebet ein geistiger Vorgang, der aber zur Repetition neigt, da es ja meist die alten Gebete sind, die man »neu erschaffen« muß. Dennoch erfand man in Asien die Gebetsmühlen – offenbar der Punkt, wo die Automatisierung paradox geworden ist. Die Gebetsmühle ist ebensolch eine Karikatur auf den Menschen, wie der Roboter.

Das Automatisieren war also unsere eine Waffe gegen die Wiederholung: diese wird durch Selbsttätigkeit so weit getrieben, daß sie sich abspalten kann und damit den Willen freiläßt. Die andere Waffe besteht, umgekehrt, in einer erhöhten Konzentrierung auf die Repetition, um diese zu etwas *Neuem* zu gestalten.

Wenn eine Truppe marschiert, so wird das Gehen durch den Gleichschritt automatisiert und dadurch erleichtert. Wird dazu gesungen, so tritt der zweite Prozeß hinzu: Das Gehen ward der Einförmigkeit enthoben, ward rhythmisiert dadurch, daß man es zum Takt des Liedes, also zur Musik erhob. Es wird etwas *Neues* durch dieses Einbezogensein! Die ursprüngliche Waffe beim Ins-Auge-fassen der Repetition ist das *Zählen*: denn dadurch wird die blinde Wiederholung ein Element der Erinnerung und also vergeistigt. Aus Repetition wird holde Wiederkehr: der Säulen im Parthenon, der Melodie in einer Mozartsonate, des Reimes im Gedicht. So wird durch Zählen, und das heißt Ordnen, aus der Gewohnheit das Gesetz.

Flucht oder Angriff – so wehren wir uns gegen Repetition. Verhängnisvoll aber ist der Mißbrauch dieser beiden Geisteswaffen: alle schlechte Kunst, alles schlechte Leben rührt von der Verstellung der beiden Prinzipien her. Ungleichförmiges Rechnen ist ebenso unerträglich wie automatenhaftes Singen. Und das Unerträglichste von allem ist die Automatisierung der Sprache: die Phrase.

Die Repetition steht – als Uhr ohne Zifferblatt – außerhalb der Zeit, die doch unsere Daseinsform ist, und läßt eben darum das eigentlich Menschliche, das Erkennen leerlaufen. Und in unserem Abscheu wehren wir uns des Geistes durch Flucht, indem wir automatisieren, oder durch Angriff, indem wir zählen. Jenes ist der Ursprung der Maschine, dieses der Ursprung der Kunst.

### *Rückblick auf Oscar Wilde*

---

Die kürzlich erfolgte Veröffentlichung des Gesamttextes von »*De Profundis*« sowie des stenographischen Berichtes der *Wilde-Prozesse* hat die englische Kritik wiederum vor die Frage nach dem Sinn dieser Katastrophe eines Künstlerlebens gestellt. Die einstige Wilde-Legende wollte es so: Hier war ein begnadeter Dichter, der die Lust tiefer als das Herzeleid liebte, und an dem die Welt, weil er sie zwar lachen aber sie auch lächerlich machte, später mit heuchlerischer Grausamkeit Rache nahm. Allein, gerade dadurch lernte er das Herzeleid kennen und erreichte so erst Reife und Vollendung im Untergange.

Doch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, sieht das anders aus, denn der Zeitabstand ist ein scharfsichtiger Kritiker, und hundert Jahre gar wären ihren Sainte-Beuve wert. Wir wissen heute, daß Wilde kaum ein Dichter war, weil nämlich seine Gedichte mittlerweile Staub angesetzt haben. Geblieben sind lediglich »some horrors« aus der Zuchthausballade, doch selbst die könnten von seinem Freunde Lord Douglas stammen, der das jedenfalls behauptet hat. Wilde war in der Tat ein Genie, aber als Dichter ein Dilettant. Der Amateur hat entweder den Einfall, aber dann kann er ihn nicht entwickeln, oder er hat das Formalvermögen, doch dann fehlt wieder

der Einfall. Auch stammt der Dilettant nicht bloß, wie der echte Künstler, von einem anderen ab, sondern *jedes* seiner Werke verrät fremden Einfluß. Beide Definitionen treffen auf Wildes Dichtungen zu. Der Grundeinfall des »Dorian Gray« verkümmert unter übermäßigem Begießen mit Aphorismen. Jedes seiner Werke schreit »Papa!« und dieser Papa ist stets wieder ein anderer – bald Gautier, Baudelaire, Flaubert, bald Sardou, und zuletzt noch Houseman. Wilde war kein verlorener Sohn, der sein Erbteil verpraßt: niemand hat sich mehr Mühe mit dem Dichten gegeben als er. Nach seiner Amerikatour – »der Atlantische Ozean hat mich enttäuscht« – lebt er zwei Jahre in Paris, um zu dichten, ja er hüllt sich dieserhalb gar in den authentischen Schlafrock Balzac's: doch es entsteht bloß die unlesbare »Sphinx«. Beim Anhören von Francis Thompsons wundervollen »Sister-Songs« ruft Wilde aus: »Solche Gedichte hab' ich immer schreiben gewollt...« Das ist ernst zu nehmen. Gewollt schon, aber nicht gekonnt. »Ich bin völlig erschöpft; ich habe den ganzen Tag gearbeitet!« ruft er einmal aus. »Und was –?« fragt die neugierige Gastgeberin. »Ich habe im Laufe des Vormittags ein Komma in ein Gedicht eingefügt.« »Und am Nachmittag?« »Am Nachmittag habe ich es wieder ausgestrichen.« Das ist wirklich die wahrste, geistreichste Schilderung der dichterischen Arbeit. Wilde nimmt unübertrefflich die Attitüde des Dichters an – dessen Titanenkampf mit einer Letter. Nicht im Dichten, sondern in solcher Behauptung lag sein Genie. Und das dazugehörige Talent war nicht das dichterische Wort, sondern das *mot sculpté* des gesprochenen Aphorismus. Manch ein Prediger, der die ganze Kirche zum Schluchzen brachte, hat sich deshalb zu einer Buchausgabe veranlaßt gesehen – doch statt der Tränen gab es Gähnen, weil nun der Mund hinter den Worten fehlte. Wildes Talent war das Sprechen, Wildes Genie aber die *Pose* – sie ist das Echte und Zeitüberdauernde an ihm; nur dank dieser aufreizenden Gestalt mit der Orchidee im Knopfloch und den Gedankenblitzen im Haupte werden seine verblaßten Werke heute noch gelesen. Wilde war kein Dichter, sondern dessen Gegenteil, nämlich ein Ästhet und ein Moralist. Kein Werk von ihm, das nicht aus Problemen oder Moral und der Sünde Nahrung zieht. Jene Pose zu schaffen war sein Geisteswerk und sein »Auftrag« in diesem Erdenleben – die Gestalt des Menschen, der sich in symbolischer Kampf-

stellung aufrecks gegen eine verdumpfte Mitwelt, um deren Häßlichkeit mit Paradoxen zu züchtigen. Er meldet sich der Masse als das freientwickelte Individuum und predigt ihr jene Schönheit, welche sich über das Wahre und Gute hinwegsetzt. Es ist gewendeter Puritanismus, dessen moralisches Unterfutter immer wieder hindurchschimmert.

Und die Allgemeinheit wehrte sich dagegen, weil sie ganz gut spürte, daß ihr jemand hier an die Wurzel wollte. Nicht seine gern gelesenen Schriften griff sie an, sondern sein ernstzunehmendes: seine Pose. Doch nun wollte es die Ironie des Schicksals, daß die Allgemeinheit solches in einem Kunstwerke tat, welches an Gestaltungskraft hoch über den Wildeschen Dichtungen stand: in der bezaubernden Gilbert-Sullivan Operette »Patience« [1885]. Aber zehn Jahre später sah es so aus, als ob Wildes Pose dennoch gesiegt hätte – jetzt beherrschte er die Bühne und damit das Ohr seiner Zeitgenossen. Hier nun geschah etwas, das man wiederum als Schicksalseingriff bezeichnen muß: Wilde geriet in jenen Prozeß, den heraufzubeschwören ihn die große Liebe seines Lebens – die zu Lord Douglas – gezwungen hat. Fast gegen seinen Willen. Aber auch die Öffentlichkeit hatte den Prozeß keineswegs zielbewußt herbeigeführt; dann allerdings, als er einmal aufgeplatzt war, nahm sie ihn zum Anlaß einer grausigen Abrechnung. Bezeichnend ist, daß der rabiante Queensberry, der Rabenvater des jungen Douglas, Wilde gerade die *Pose* des Perversen vorwarf – zwar nur aus juristischen Gründen, aber solche Zufälle sind keine Zufälle. Wildes Klage war unsinnig: denn das ist es doch, wenn man erst die Spielregeln einer Gesellschaft verhöhnt, um dann auf Grund dieser Spielregeln zu beweisen, daß man sie nicht verletzt hat [obwohl man sie doch verletzt hat]. Allein es liegt in der Logik der Dinge, daß einer, der die Schönheit über alles liebt, von der Schönheit zugrunde gerichtet wird. Daß hierbei der Dichter Wilde zerbrochen wurde, ist ein Märchen: hat er doch sein relativ Bestes gerade nachher geschrieben. Ein Dichter schreibt nicht deshalb schlechter, weil er sich etwa dem Trunke ergibt, sondern er trinkt, weil er schlechter schreibt.

Nein, nicht der unbedeutende Dichter wurde hier zerbrochen, sondern das Genie Wilde, das Genie der Pose, welche ihm während der Verhandlung qualvoll Stück für Stück vom Gesicht abgerissen wur-

de, bis ihn endlich die Öffentlichkeit – jener Dialogpartner ohne den er nicht leben konnte – mit einem Tritt ins Zuchthaus stieß. Ein Akteur, den das Publikum fortpeift, hat ausgespielt. Damit wird der Wilde-Prozeß, diese scheinbar sinnlose Zermalmung, zu etwas höchst Sinnvollem, nämlich zum Höhe- und Schlußpunkt des Wildeschen Lebenswerkes, das ja eben in einem Geisteskampfe mit der Allgemeinheit bestand. Wilde begann in Tantièmen zu verfetten, doch das Schicksal hatte es mit diesem moralisch-ästhetischen Revolutionär besser gemeint – so billig, so untragisch wollte es ihn nicht davon kommen lassen! Es riß ihn an den frisierten Haaren zu der furchtbaren Konfrontation hin. Er, der Apostel der Schönheit, sollte zwar nicht *in* Schönheit sterben [was eine Entwürdigung des Todes ist], wohl aber *an* der Schönheit, denn das ist das echte Ende des Ästheten. »For each is killed by what he loves« – »Denn jeden tötet, was er liebt...« könnte man einen Refrain seiner Ballade variieren. Er wollte nicht in den Ernst des Endkampfes hinein [er ließ lieber »The importance of being Earnest« spielen], doch da zwingt ihn seine große Liebe zu Douglas in diese äußerlich unsinnige, aber innerlich notwendige Schlußkatastrophe. Er beginnt in der prachtvollsten Pose und endet mit grauem Gesicht, wirren Haaren und demütigen Aussagen. Doch gerade in dieser Erniedrigung hält er eine kleine Rede über die Liebe Platos, Michelangelos und Shakespeares – und es ist das Tiefste, was im ganzen Prozeß überhaupt geäußert wird. Mitten in den Schauern des Finales, nach völlig verlorenem Gesicht, sagt Wilde das aus, was ihn zu töten im Begriff ist: Liebe als Ursache, Haß als Wirkung. Hier schuf ein Symbolist sich selbst zum Symbol, und zerbrach mit diesem. Der Sinn seines Lebens hatte sich vollendet.

### *Die verlorenen Bücher*

---

Sage mir, mit welchen Büchern du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Aber wie geht man mit ihnen um? Der verschmockte Teil der Menschheit prahlt mit seiner Lektüre wie der Parvenu mit der vornehmen Bekanntschaft. Er ist mit Buddha und Rilke auf Du und Du, und bei diesen kann man sich ja nicht mehr erkundigen.

Nicht wenige Bücher sind displaced persons, die sich todunglücklich fühlen und gern aus ihren Bibliotheken auswandern würden. Man reibt sich mit ihrem Spiritus ein, während sie doch gerade »innerlich« eingenommen werden müßten. Ein Buch, das dich nicht vor Geistesseuchen impft oder zu edlerem Wachstum pflöpft, ein Buch, das nicht konstitutiv wirkt, mag ja ganz nützlich sein wie der Kurszettel, aber morgen gibt es eben einen anderen Kurszettel. Zu einer Bibliothek gehören auch Zeit und Raum, sie zu lesen – doch ach, das sind ja die beiden Dinge, die wir nicht mehr haben: weder können die Baumeister den verlorenen Raum noch die flitzenden Autos die verlorene Zeit einholen!

Eine Bibliothek, das ist die Muttererde deiner Geisteswurzeln – deine Ahnengalerie – dein Freundeskreis – deine Lebensgeschichte – dein Abbild, welches du unbewußt zustande gebracht hast wie die Porträtplastik deines lebendigen Gesichts. Sie kann nach einem Plan entstehen [»Erst mal die grundlegenden Nachschlagewerke...«], mit einem Ziel [»Ich kaufe nur Romantiker-Erstaussgaben...«], durch eine Vorliebe [»Alles über Tiere und Jagd...«], sie kann durch Zufall zusammengeweht sein wie die Rezensionsexemplare des Kritikers, sie kann aus dem Spezialberuf entstehen oder gerade aus der Flucht vor diesem – kurz, die Büchergestelle bleiben sich wie die Totenschädel ziemlich gleich, aber die Bibliotheken, die tragen stets ein anderes Gesicht. Die meine hatte ich wirklich gern, so wie man ja auch zeitlebens eine gewisse Vorliebe für sich selbst nie überwinden kann. Meine Bibliothek war genau so wie mein Leben, der ich mir noch nie einen über zehn Tage hinausgehenden Plan gemacht habe – doch nachher erwies sich die ganze Luftschnapperei von einer erstaunlichen Planmäßigkeit, durchwürzt mit den wunderbarsten Zufällen... Meine Bibliothek kommt mir wie ein knorriger, gewundener, krummer Apfelbaum vor, der seine Früchte [mit dem braunen Eremitenkreis in ihren grünen Zellen] ruhig der Sonne darbietet.

Sie war von gemischtem Typus, nämlich teils eine Personenbibliothek, teils eine der stofflichen Vorlieben. Zuerst fesselt einen ein Autor, dann liest man »alles über ihn« und endlich alles über seine Epoche. Daß die großen Menschen nicht vereinzelt, sondern meist gleich bündelweise auftreten, ist mir stets als etwas Geheimnisvolles erschienen, das auf die noch lange nicht erforschte Wesen-

heit »Volk« hinweist: aus Dutzenden grüner Stengel brechen gleichzeitig purpurrote Blüten, und die Welt wird wieder jung. Das Athen des Perikles kennen wir recht genau, doch von dem späteren etwa des Gregor von Nazianz wissen wir kaum etwas, obwohl es uns um acht Jahrhunderte näher liegt: Geistesnähe hat mit zeitlicher Nähe wenig zu tun. So kenne ich das Wien der Nestroy-Zeit, das Petersburg der Puschkin-Zeit oder das Oxford der Newman-Zeit recht gut, vor allem aber das Österreich der Karl-Kraus-Zeit – und bin in diesem doch nur spät und nur für kurze Zeit gewesen! Die satirischen Figuren der »Fackel« [eine ganze Shakespeare-Welt] waren mir längst so vertraut, daß ich stets wieder staunen mußte, wenn es diese Menschen wirklich gab: »Erlauben Sie, daß ich Sie mit Sir John Falstaff bekanntmache...!« Einmal, als im Gespräch der Name des Schriftstellers T. fiel, konnte ich mich nicht enthalten, entzückt zu zitieren: »T...!, um den noch heute die Seidenbranche weint...!« – »Merkwürdig«, sagte Karl Kraus, »sonst ist mir nichts so zuwider, wie wenn man mich vor meinen Ohren zitiert, aber bei Ihnen ist es etwas anderes.«

Meine stofflichen Vorlieben aber sind Gespensterbücher, Berichte über die große Seeschlange und Anekdoten-Sammlungen. Wenn ich an meine Prachtstücke denke – die französische Lehrerin, die im livländischen Mädchenpensionat stets in doppelter Ausfertigung erscheint [sowohl stundengebend als auch im Blumengarten spazierend], oder an jenes ungeheuerliche Krokodilsmonster, welches 1917 von einem U-Boot aus dem Ozean in die Luft gesprengt wurde –, dann werde ich doch ein wenig nachdenklich. Und auch, wenn ich an jene lieben Bücher denke, die ich jedes Jahr für mich durchlas: »Le vieux de la montagne« von Léon Bloy, Boswells »The life of Johnson« und die »Offenen Erzählungen des Wanderers«, deren unbekannter Verfasser das schönste, das unübersetzbarste Russisch geschrieben hat – wo sind sie?

Denn nun muß ich leider sagen, daß mir diese atmende Bibliothek, dieses freudig erkannte Fleisch von meinem Fleisch, abhanden gekommen ist! Nicht durch Bomben oder Brand, man hat sie mir auch nicht geraubt – sondern sie entschwand wie eine schöne Wolke, und ich fand mich plötzlich mit einem Rucksack und einer Zahnbürste in der weiten Welt, die zunehmend das Aussehen einer Kra-

terlandschaft gewann. Wie war das nur gekommen? Ich lebte auf einer Insel, und als die Flucht freigegeben wurde [denn so einfach ist das nicht!...], da war ans Mitnehmen der Bücherkisten nicht zu denken und zum Vergraben zu wenig Zeit. Die liebsten packte ich doch noch in ein paar Koffer, denn ich wußte ja nicht, daß Gepäckaufgeben in der Tat ein Aufgeben bedeutete... Die übrigen Bücher ließ ich stehen und liegen – heute dienen jene Räume als Getreidespeicher. Nach meiner Flucht aber geschah dort folgendes: Eine resolute Dame erschien mit mehreren Lastautos, packte meine Bücher auf und fuhr damit in ein dreizehn Kilometer entferntes Seebad, wo sie eine bescheidene, aber gutgehende Leihbibliothek eröffnete. So hoffe ich, daß meine Bücher wenigstens den erholungsbedürftigen Wassernixen, Seejungfrauen, Nickelmännern und Tritonen zugute kommen. Die sonnen sich jetzt am Strande, und der Wind blättert mit seinen Sandkörnern durch die Seiten. Vielleicht kritzeln sie, wie bei Leihbibliotheksbänden üblich, ihre witzigen Randbemerkungen hinein: »Zu dumm!!!...«, »Himmlich...!«, »Mein Typ!...«, »Elender Quatsch!« – denn Badegäste lieben starke Ausdrücke und sind sich ihrer Persönlichkeit bewußt.

Jetzt kommt aber das Merkwürdige. Der Krieg war seit einem halben Jahr zu Ende und ich von den guterhaltenen Granatsplittern notdürftig geflickt, als plötzlich auf der Eisenbahn zwei sonderbare Gegenstände für mich ankamen, dergleichen ich nie besessen habe: ein hölzerner Matrosenkoffer und ein verrostetes Fahrrad. Das Velo konnte ich gleich einem Manne schenken, dem das seinige beim Krankenbesuch zu mir weggenommen worden war. Den Matrosenkoffer aber öffnete ich mit Neugierde. Es geschehen noch Wunder – da lag etwa der siebente Teil von den liebsten Büchern, jenen aus den Koffern, die ich doch längst aufgegeben hatte! Kein Absendervermerk, kein Begleitschreiben, wohl aber meine genaue Fluchtadresse – die doch nur aus den gestohlenen Koffern zu eruieren war: Kein Zweifel, der Dieb selber hatte sie mir, von der eigenen Anständigkeit hingerissen, zugeschickt. [Ein Philanthrop hätte ja doch seine Kiste zurückverlangt und auch geschrieben, wie und wo er die Sachen gefunden habe.] Und nun war es beim Durchmustern reizvoll, mir aus der Auswahl, die der Dieb getroffen hatte, seinen literarischen Geschmack zu rekonstruieren.

Das berufliche Interesse wog bei ihm entschieden vor. Schillers »Räuber« hatte er natürlich einbehalten, man will sich eben fortbilden. An Hebels »Schatzkästlein« hatte ihn wohl der Zundelfrieder, an Grimms Märchen gewiß der »Meisterdieb« gefesselt, während ihn an den »Fleurs du Mal« wohl mehr der höllenrote Maroquin gereizt haben mag. Aus Russisch machte er sich nichts und ließ mir meinen Puschkin, dagegen hatte er sämtliche Engländer konfisziert – offenbar wollte er über die grüne Grenze in die britische Zone und trieb vorsorglich Sprachstudien. Ich kann mir vorstellen, mit welchem Entzücken er Hilaire Bellocs »The Mercy of Allah« durchstudiert haben wird, ist es doch ein komplettes Gaunerkompendium, fünf Jahre unter Zuchthausbrüdern wert! Ich höre ihn direkt »Nee, so was –!« rufen, und wie er sich auf den Schenkel klatscht... Sonderbarerweise jedoch hat er mir Offenbachs »Briganten«, dieses Hohelied seiner Berufsausübung, zurückgeschickt. Offenbar haben ihm die Skrupel des Briganten-Novizen nicht gefallen. Auch waren ihm die Methoden dort wohl zu kraß:

»Zittert, zittert, zittert jetzt zu guter Letzt –  
unsre Dolche sind gewetzt, drum zittert jetzt!«

Léon Bloys »Je m'accuse« fand er wohl übertrieben, auch hat er [wie so viele seiner Zeitgenossen] für fast die gesamte »Fackel« kein Interesse gehabt – wofür ich ihm noch heute dankbar bin! So war mir ein Rest der verlorenen Bücher geblieben, ausgewählt vom untrüglichen Langfingerspitzengefühl meines Wohltäters.

Ein Rätsel blieb freilich: Warum hatte er mir auch noch das verrostete Fahrrad zugeschickt? Sollte es ein Ersatz für alles Gestohlene sein, sozusagen ein stahlgewordener Gewissensbiß? Doch warum gerade ein Fahrrad?! Nein, sagte ich, dieser Mann handelt mit Bedacht, das hat tiefere Bedeutung. Und mit einmal wußte ich, was es einzig heißen konnte: »Mensch – ick jeb dir den guten Rat – hau ab!« Nun komme ich äußeren Anregungen, eben beim Mangel eigenen Planens, gern und ohne Widerstreben nach. Mir ist alles recht. Und da ich zugleich aus der Schweiz eine freundliche Einladung erhielt, so begab ich mich, halb gezogen und halb gestoßen, zum nächsten Engländer und betrieb meine Ausreise. Mit dieser Reise jedoch, bei der an Gepäck nicht zu denken war, sondern

lediglich daran, daß das Fädchen zwischen Körper und Seele nicht abriß – streifte ich auch noch den letzten irdischen Rest meiner Bibliothek ab, schüttelte den Bücherstaub von den Füßen und langte völlig unbeschwert in Zürich an. Bloß Mensch. [Allenfalls noch ein fleischverkapselter Granatsplitter als Metallreserve.]

Wenn einem ein teurer Mensch stirbt, so strömt in die entstandene Leere die Erinnerung an ihn. Man wandelt mit ihm zu zweit, man spricht mit ihm, man denkt sich: jetzt hätte er das gesagt, jetzt hätte er sich darüber gefreut... Und plötzlich ertappt man sich dabei, daß man gewisse Anschauungsweisen, Tonfälle oder Gelächter des Verstorbenen sich unbewußt einverleibt hat! Man sagt etwas – doch es ist ein Stück von ihm, das aus einem spricht, und man wäre bei seinen Lebzeiten nie darauf gekommen... man merkt, daß man ihn irgendwie weiterlebt. Der Tod hat einen zwar beraubt, aber auch bereichert. So ähnlich ist es mir mit meiner seligen Bibliothek ergangen. Einst hatte ich sie griffbereit, jetzt lebt sie in meiner Erinnerung: früher nahm ich ein Buch und schlug es auf, jetzt lehne ich mich zurück und schließe die Augen. So kann ich sagen, daß ich mit Puschkin schon die wunderbarsten Spaziergänge gemacht habe, ist er doch ein Freudengenius wie Mozart. Natürlich halten einen die Leute für verrückt, wenn man unversehens auf der Straße zu lachen anfängt, doch was kann ich dafür, daß Puschkin so bezaubernde Einfälle hat?! Jemand zitieren heißt ja, daß er plötzlich aus einem herausredet – es bedeutet immer einen Geist zitieren, wobei man selber Medium ist. Mit Samuel Johnson, mit Hilaire Belloc, mit Karl Kraus habe ich schon die wunderbarsten Unterhaltungen geführt, auch nachts im Traume; nur daß ich mich dann nachher nicht genau erinnern kann, während die Wachgespräche bleiben. Und mit eben dieser Stimme von Karl Kraus erlebte ich während des Krieges ein Abenteuer. Ein Freund von mir hatte einen Angestellten des Berliner Rundfunkarchivs – nach langen Sondierungen – ins Vertrauen gezogen: es müßten dort Aufnahmen von Kraus' Stimme, wenn auch als nichtarisch sekretiert, vorhanden sein. Der Mann suchte nach, fand eine Aufnahme und lieh sie uns im geheimen für zwölf Stunden aus. In wohlverschlossener, dichtverhängter Wohnung [es war gerade Fliegervorwarnung] setzten wir die Platte aufs Grammophon. Doch leider erwies sich, daß sie nicht von außen

nach innen, sondern umgekehrt bespielt war, so daß wir zuerst ein Geräusch des Grauens – die Stimme rückläufig, wie ein Taubstummengelalle – hörten. Und zum Abspielen von innen nach außen war unser Apparat nicht eingerichtet. Dennoch versuchten wir's und hörten nun, so deutlich, als ob der Tote vor uns stände, die wunderbare Stimme das Gedicht »Zum ewigen Frieden« sprechen: »Nie las ein Blick, von Tränen übermannt, ein Wort wie dieses von Immanuel Kant...« – dann brach der Ton mit einem Seufzer ab, die Nadel lief nicht mehr weiter, während die Alarmsirenen hysterisch zu heulen anfangen. Kein ungestörter Verlauf hätte so erschütternd, so geistesgegenwärtig wirken können wie diese wenigen, in einem Wehlaut verstummenden Worte! Der technisch-mystische Besuch dieser Stimme ließ einen das, was man gemeinhin Zufall nennt, gerade als dessen Gegenteil erkennen.

Darum betrachte ich auch den Verlust meiner Bücher nicht als einen Zufall. Sie sind dahin, aber eben *dahin*, von wo sie jeden Augenblick auf unsichtbaren Fittichen wiederkehren können. Sie leben irgendwo in den Sprachen, in der Sprache, in einem Geheimarchiv der Ewigkeit, und werden uns Sterblichen auf kurze Zeit ausgeliehen.

Und außerdem kann ich mir jetzt, wunderbar, eine neue Bibliothek sammeln!

### *Nachruf auf die Bettler*

---

Es gibt keine Bettler mehr, es gibt nur noch Unterstützungsbedürftige. Es gibt auch keine Diener mehr, sondern nur noch Angestellte. Der Herr und der Diener, von diesem kuriosen Menschenpaar haben ja doch ganze Literaturen gelebt. Und ebenso vom König und vom Bettelmann, denn deren heimliche Verwandtschaft war schon Homer aufgefallen. Man empfand richtig, daß diese Gestalten über ihre unmittelbare Bedeutung hinausreichten, denn sie finden sich als Anlage in jeder Seele. Darum wurden sie vom Sozialkörper in ihrer Tragik und Komik als Repräsentanten hinausgeboren. Gegeben hat es das immer, doch heute tragen alle ungefähr die gleiche Kleidung und lesen ungefähr dieselben Zeitungen. Wir sind nicht mehr kenntlich, denn wir leben in einer Zeit des Inkognito.

Einst waren Bettelstab und Bettelsack seine Insignien. Der Herr gebot den Jüngern, auf ihrer Wanderschaft weder Stab noch Sack zu tragen und auch keinen Menschen zu grüßen – das aber waren gerade die drei Dinge, welche den Bettler ausmachten, denn dieser grüßt jeden Vorüberkommenden. Bettler waren verachtet, doch zugleich ein anerkannter Stand: »Die Bettler stimmen geschlossen für Marcus Balbus Nonnius«, ruft eine Wahlaufschrift in Pompeji. Wir wissen nicht, ob der arme Lazarus den Reichen angebettelt hat; allerdings war das Liegen vor der Haustür ja beredt genug. Sicher wissen wir nur, daß der Reiche dann den Lazarus angebettelt hat – doch dort, im andern Leben, tat sich zwischen beiden der gleiche Abgrund auf, wie er auch hienieden bestanden hatte. Almosengeben heißt diesen Abgrund überbrücken.

Eine Zeit, für die das Eigentum Unterpfand der Selbständigkeit bedeutet, wird in irgendeiner Form den Bettler als Konterpart dieser Idee herausstellen. Steht das Eigentum nicht mehr ganz fest, so verläßt auch der Bettler seinen Standplatz. Das Römische Recht hatte den Begriff des Eigentums mit aller Kraft definiert, doch nun wächst diesem Begriff im Mittelalter eine neue Dimension zu: er steigt himmelauf und kehrt als Belehnung zurück – so wie die Bausteine der Dome auch an den Himmel gehängt scheinen, statt allein auf die Erde zu drücken. Damit wandelte sich auch die Gestalt des Bettlers: man mußte nicht nur, man wollte betteln. [Auch Diogenes war ein freiwilliger Bettler, doch aus Menschenverachtung; diese aber waren demütig.] Der Bettler wurde aus einem menschlichen Symbol zu einem gottmenschlichen, zu jenem Geringsten, der Heilandszüge gewinnt. Und nun kommt es zu einem der seltsamsten Abenteuer der Menschheitsgeschichte. Die Bettler, einst die verachtetsten, schaffen eine ganze Zeit um! Entzündet von den beiden Flammen des Poverello und des Dominicus, sammeln sich die freiwilligen Bettler und ziehen von Stadt zu Stadt, um den Brand weiterzutragen, bis ganz Europa auflodert in einer Revolution der Herzen! Sie heißen die Bettler, sie heißen die Prediger, denn sie wirken mit dem Wort und bauen überall große Kirchen, weil die alten zu klein wurden für die Zuhörer Massen. Daß ein Städtchen wie Straßburg sein Gebirge von einem Münster bauen konnte, bleibt unfaßbar, solange man dieses geistige Hochspannungsnetz nicht sieht, welches damals mit seiner Ener-

gie ganz Europa durchzuckte. Steine und Lieder belehren uns über die Triebkräfte vergangener Zeiten. In der Marseillaise hallt der Enthusiasmus jenes Menschenzuges wieder, der sich einst nach Paris aufmachte; in einem heutigen englischen Kinderliedchen weht uns die Stimmung der mittelalterlichen Bettlerzüge an: »*Hark, hark, the dogs do bark, the Beggars are coming to town...*« The Beggars – das waren die Bettler, die Prediger mit ihrer neuen Botschaft. Und alle Hunde schlugen an, denn Hunde sind immer gegen Bettler [außer beim Lazarus] – wittern sie hier doch Leute die in ihren Kleidern geschlafen haben. Man hat das Gefühl von etwas gewaltig Herankommendem... Diese Bettler hinterließen Kirchen, oft nur Stücke von Kirchen, denn was sie sich vorgenommen hatten, war zu groß, und es kamen andere Zeiten. So ist zum Beispiel die Predigerkirche in Zürich das Fragment eines Riesenbauwerkes, welches nie vollendet wurde. In der Krypta unter dem einstigen Altar befindet sich heute das Sozialarchiv, wo Lenin oft gearbeitet hat – jener Mann, der eine Welt schaffen wollte, in der es keine Bettler gibt. Wie so viele Schreibende hier, machte Lenin täglich die gewohnte Runde: Museumsgesellschaft, Zentralbibliothek, Sozialarchiv und retour, weshalb man sich dort meist eintragen muß. Denn wer weiß, denken die Bibliothekare, vielleicht ist darunter wieder ein neuer Lenin, und dann haben wir die Autogramme. Darum ist das Züricher Sozialarchiv eine romantische Lokalität: die Revolutionen in Stockwerken übereinander – oben die Bettler mit ihrem Altar, unten Lenin mit »Religion ist Opium für das Volk«.

Die modernen Katastrophen von 1918, 1930 und 1945 schufen eine Unzahl von Bettelnden, aber doch keine Bettler. Denn die Zeiten, wo es Stände gab, und jeder Stand in Tracht und Gebaren sich selber zum Ausdruck brachte, sind dahin. Selbst noch 1920 war zwischen einem Ford und einem Cadillac ein Unterschied; heute kaum mehr. Das Verschwinden der Bettler hat mit Not wenig zu tun, alles aber mit der Art, wie man die Welt anschaut. Im Zarenreich gab es viele Bettler, und doch lebten die Menschen dort besser als im heutigen Rußland, wo die Bettler wahrscheinlich abgeschafft sind. Wer's nicht glaubt, der lese – im Sozialarchiv – die einschlägigen Statistiken, oder auch nur Dostojewky's »Totenhaus«. Jenes sibirische Zuchthaus muß gegenüber den Errungenschaften der Konzentrati-

onslager gewissermaßen als Luxushotel angesprochen werden: der Sträfling D. konnte sich sein Mittagessen mit Fleischspeisen bestellen, das Gefängnisbrot war berühmt ob seines Wohlgeschmackes, es gab keine Betten übereinander und gegen die Kälte hatte jeder einen Halbpelz. Es war furchtbar, doch gegen das Heutige fast behaglich... Nein, nicht die Not bloß schafft den Bettler. Heute widerspricht er unserem Ideal der Gesellschaftsordnung, während er einst, obwohl verachtet, doch zugleich ein Ideal höherer Ordnung repräsentierte. Einstmals eine Depositkasse der Ewigkeit, ist er heute sozialer Schädling und Schandfleck, und darum fort mit ihm.

Und dabei sind wir doch alle Bettler. Dreimal ist der Mensch wunderbar: wenn er zur Welt kommt, wenn er heiratet, und wenn er stirbt. Das Kind ist von Natur Bettler. Wahrhaft Liebende stehen zueinander in einem Verhältnis des Bittens und Schenkens. Und der Greis wird wiederum Bettler und muß hilflos alles als Geschenk empfangen, sogar jeden weiteren Lebenstag. »Sie sind mit Ihren Achtundsiebzig noch so frisch«, sagte ein Arzt einem Dichter: »Sie können ruhig bis Neunzig leben«. – »Herr, wer soll das bezahlen?« rief dieser nicht ohne Humor. So ist's bei den Menschen untereinander, wie aber erst in ihrer Beziehung zum Schöpfer! Betteln ist ja mit Beten etymologisch verwandt. Die Bettler von den Zäunen werden zum Fest geholt, weil die ursprünglich Geladenen entweder ein Haus besuchen, oder Vieh einschätzen, oder sich ihrem Weibe widmen wollen – kurz, weil sie *keine Zeit* haben. Eine der ironischsten Stellen der Bibel. Der Begüterte hat keine Zeit, weil ihm sein Gut die Zeit wegfrißt, *time is money*; die Bettler aber haben Zeit. Darum wurde der Bettler einst sozusagen mit Ehrfurcht geringgeschätzt; er war wohl lästig, doch er drückte das Menschsein wahrer aus als die andern.

Und weil er das tut, lernt er auch die Menschen besser kennen als jeder andere. Er ist der freieste Mensch, welcher von allen abhängt. Er baut sein wirtschaftliches Fundament auf das menschliche Herz – wie sollte er es nicht kennenlernen. Alle kommen sie an ihm vorüber und entlarven sich: die Gleichgültigen, die Spöttischen, die Prahlerischen, die Heuchler, die Geizigen. Alles fühlt sich ihm überlegen, und er muß alles entgegennehmen und noch danke sagen. Aber auch jene Guten, welche die Freude des Gebens entdeckt haben, welche

um die Verinnerlichung durch Entäußerung wissen, welche fühlen und also Mitleid fühlen – auch sie werden unter dem Blicke des Bettlers transparent. Was für eine Defiliercour zieht an ihm vorbei, Tag um Tag, Jahr um Jahr! Aber auch das wird Gewohnheit, im Nehmen wie im Geben. Ein Londoner Bettler besaß einen Standplatz an einem engen Straßendurchgang, wo die Passanten ihm automatisch ihren Penny zuwarfen – es war wie eine Art Passierzoll. Einmal hatte sich vor dem Durchgang eine Schlange gebildet, wieso oft in England. Die Pennies prasselten. Als die Reihe an Bernard Shaw kam, lüftete er bloß seinen Hut, sagte »Press« und ging so durch. Sogar der Bettler lachte. – Unter vier Augen bettelt gar mancher – um Gnade, um einen Posten, um Liebe –, doch sich vor aller Augen auf die Straße stellen mit dem Hut, das erst macht *den* Bettler aus. Vielleicht der Stolzeste, vielleicht jedoch der Demütigste von allen, ist er für den Dichter eine poetische Figur:

An die Türen will ich schleichen,  
Still und sittsam will ich stehn;  
Fromme Hand wird Nahrung reichen,  
Und ich werde weiter gehn.

Aber nur wenige vermögen ihr Standesideal zu erfüllen; am schwersten hat es der Bettler, weil seines ja von einer kühnen Paradoxie ist – allein vom Mitleid zu leben! Er, der die Menschen wie kein anderer durchschaut, baut dennoch darauf, daß der Mensch gut ist. Doch wie oft wird er selbst böse, denn, seltsam: der Bettler beneidet – den Bettler! Das ist der furchtbare Unterschied zwischen Armut und Elend – jene macht gutartig, dieses böseartig. Nun fühle man aber, wieviel Haß sich in einem Bettler sammeln muß, wenn ihn einmal seine Demut verlassen hat! In Offenbachs »Briganten« gibt es einen Bettler-Canon, wo das Wimmern »– um ein Stückchen Brot, um ein kleines Stückchen Brot – « so unversehens in die Marseillaise übergeht, daß uns ein Schauer überläuft... Der Bettler, an dem die Menschen so gern zum Erzieher werden, muß ihrem Herzen nachhelfen durch Darstellung des Jammers, denn sonst merkensie's nicht. »Zieh dich nicht zu warm an, Junge – wenn du nich frierst, gibt dir keener wat.« So rückt der Bettler teils nahe an den Schauspieler, teils aber an den Erpresser, denn manch ein Bauer gibt, nur damit der

Heustadel nicht angezündet wird. Betteln kann zu einem psychologischen Ringkampf werden, einem wahrhaften »Fechten«. Einst kam ein Bettler zu einem Reichen, ihm seine Not zu schildern. [Man bedenke, wie schwer das war, denn dieser wußte ja, daß jener gleich klagen wird, und nahm die seelische Igelstellung ein.] Die Worte werden immer ergreifender, und schon zuckt es mitleidig im Gesicht des Hörenden. Endlich, wie es am rührendsten wird, kann der Reiche sich nicht mehr halten und schluchzt dem Dienstpersonal zu: »Werft's ihn heraus – er brecht mir das Herz!«

Jedes Volk bettelt auf seine Art. Der Italiener stellt »lebendes Bild«, er ist ein pittoresker Bettler. Der Engländer bietet eine Leistung: er streut mit farbigem Sand ein Segelschiff aufs Trottoir und postiert daneben seinen Hut. Manchmal ist der Mann weg, und am Hut lehnt ein Schildchen: »Bin gleich wieder da«, wie an einer Büreautür. Der russische Bettler bedrängt mit Worten. So begrüßte mich einer [auf meine europäische Kleidung hin] mit der freudigen Anrede »m'sieur Pinkertón!...« Das war das Westlichste, was er sich vorstellen konnte. Deshalb, und weil er betrunken war, gab ich ihm nichts. Leider. Ich höre noch heute hinter mir die vorwurfsvollen Töne: »M'sieur Pinkertón...« Die ganze Enttäuschung des Russen am Westen lag darin, wie es hinter mir verhallte. Der Deutsche macht es mit der Psychologie, er hat sich was ausgedacht. Vor Jahren sah ich in Berlin einen ärmlichen Mann in das Schaufenster einer Delikateßhandlung starren. Er starrte so, daß ich ihm Geld für ein Mittagessen gab. Nach fünf Minuten kam ich zufällig nochmals vorüber: da starrte er schon wieder durch die Scheibe, und wieder gab ihm ein Herr hastig Geld. – Dennoch ist der richtige Bettler im Verschwinden. Was aber nie aussterben wird, ist der Mensch, dem der Sinn des Arbeitens fraglich geworden ist. Der sogenannte »asoziale« Typus, welcher unser Ameisenverhältnis zur Arbeit nicht mitmacht – der Lazarone, der schwedische »Koling« wie ihn Engström, der deutsche Bettler-Landstreicher, wie ihn Rudolf Wilke gezeichnet hat. Diese praktischen Philosophen gibt es, unabhängig von Klima und Religion [überhaupt sehr unabhängig], überall: in Italien, in Schweden, in der ganzen Welt.

Homer hat den Bettler auch deshalb so lebensvoll gestaltet, weil er ja selber eine Art Bettler war. In unserer Zeit gab es zwei geniale

Menschen, die bewußt das Bettlerdasein gewählt haben: Léon Bloy und Peter Altenberg. Bloy, in dessen Schuld wir alle stehen, denn von ihm ging die religiöse Erneuerung Frankreichs aus, nannte sich selbst »le mendiant ingrat« und wurde zeitlebens von den Kollegen aus der Literatur verachtet. Nicht anders ging es Peter Altenberg, und der war ja allerdings ein närrischer Bettler, denn er hatte zugleich Hunderttausend auf der Bank liegen. Karl Kraus, der seinen Freund P. A. herzlich liebte, erzählte folgende Geschichte: »Karl, gib mir zehn Kronen... Karl, gib mir zehn Kronen...«, hatte Peter immer wieder gejammert. – »Ich hab's nicht, Peter.« Doch P. A. ließ nicht locker: »...Karl, gib mir zehn Kronen, Karl...« Da sagte Karl Kraus schließlich: »Schau, Peter, ich würde sie Dir gerne geben, aber ich hab's *wirklich* nicht.« Darauf P. A., mit selbstverständlicher Bereitschaft: »Ich borg's dir!«

Die Bettler sind auch darum im Verschwinden, weil der Besitz ihnen zu starke Konkurrenz macht. Heute betteln die Reichen bei den Armen. Denn das Betteln hat drei Phasen: 1. Aufmerksamkeit erregen, 2. Mitleid erwecken, 3. das Geld herüberbringen. Ersetzt man Phase zwei durch etwas weit Wirksameres, nämlich durch »einen Vorteil in Aussicht stellen«, so erhalten wir, was das Betteln verdrängt hat: die Reklame. Zur Glanzzeit der Bettler gab es keine Reklame. Die Ware verhielt sich passiv; sie hatte ihren eingefahrenen Kundenkreis und ließ sich aufsuchen. Der Bettler aber wendete sich von jeher an alle – also mußte er aktiv sein, um sämtliche Herzen auf Gaben abzuklopfen. Diese Aktivität der Bettler ist heute in Form der Reklame auf die Ware übergegangen – denn jetzt ist auch für die *jeder* ein möglicher Konsument, und so müssen alle aufs Portemonnaie-Öffnen abgeklopft werden. Natürlich gibt es hier statt des »Vergelt's Gott« eine Zahnbürste, einen Staubsauger oder sonst einen nützlichen Gegenstand, doch der psychologische Ringkampf ist der gleiche geblieben. Auch das Gefühl, König zu sein, welches dir einst der unterwürfige Bettler gab, wird uns heute reichlich durch die Reklame gewährt – wohin dein Blick fällt, überall wirst du um Ankauf angezupft. Dagegen kann kein Bettler aufkommen; er beschränkt sich auf Bettelbriefe, ihm stehen keine Neonlichter zur Verfügung. Eine Ware erstehen ist, dank der Werbung, heute zu einer sittlichen Tat geworden: man kauft im Zeichen des Tell oder des Empire. Et-

was in einen alten Hut werfen nähert sich dagegen fast einer unmoralischen Handlung: man unterstützt die Unordnung, denn der Mann gehört ins Armenhaus oder Altersheim. Uns schlägt das soziale Gewissen; *er* fühlt vielleicht die Schande nicht mehr, wir aber fühlen sie. Wir sehen in ihm nur, was wir *nicht* sind, und er nicht sein sollte. Wir sehen in ihm nicht mehr, was wir eigentlich sind: Bettler.

### *Versuch über Amseln*

---

Ich könnte Ihnen die Amsel, nach dem Hineingucken in Brehms Tierleben und ornithologische Handbücher, ziemlich genau schildern. Doch wozu das angemähte Wissen; schlagen Sie selber nach. Ich weiß von der Amsel nur, daß sie ein halbgroßer, glänzend schwarzer Vogel ist mit lustigem Wippsteert und gelbem Schnabel, und daß sie im Winter immer schnell über den Schnee hüpfet, sich unterm trockenen Laube zu verbergen. Ach ja, einmal beim Holzhacken schlüpfte ein schwarzer Gast durch die Schuppen-Tür herein und sah mir längere Zeit bei der Arbeit zu. Sie muß wohl sehr hungrig gewesen sein.

Man muß aber jegliches Wesen nach seinem Besten beurteilen, denn wo kämen wir sonst hin? Die Vorsehung ist solch ein merkwürdiges Ineinander von Planwirtschaft und freier Initiative: nur in deinem Besten läßt sich ahnen, was die Schöpfung mit dir vorgehabt; der höhere Sinn eines Lebens erfüllt sich vielleicht in jenen drei Minuten, wo der Mann einen Traurigen fragte, warum er so traurig sei? – alles übrige ist Nekrolog, diese drei Minuten aber werden ins Buch eingetragen. Einen Menschen nach seinen Fehlern beurteilen, hat nur Sinn, wenn dieser in der Hauptsache verfehlt ist; sonst aber heißt es die Ordnung verkehren, heißt unordentlich sein und das heißt ein Stück Welt zerstören. Fehler haben oft plastischen, schattenbildnerischen Wert. Und dabei hat die Amsel vielleicht gar keine Fehler, außer daß wahrscheinlich auch sie alt wird und stirbt. Aber wie gut wissen die Tiere ihn zu verbergen! Wo sind ihre Friedhöfe, ihre Pompes funèbres? Haustiere sterben massenhaft und unverborgten, das haben sie vom Menschen gelernt: doch du wirst kaum jemals ein totes wildes Tier finden. Wie schamhaft schafft die Natur den Tod beiseite! –

Am Morgen, wenn des Kopfkissens zarte Fläche an deiner Wange liegt, wenn bald ein Schleier den Traum vom Wachen scheiden wird und man fast schon durch die geschlossenen Lider durchsehen kann, mitten in diesem heiligen Dämmer, da der Säugling Tag noch am Busen der Nacht ruht – weckt mich ein Amselruf. Und mit geschlossenen Augen höre ich ihr zu, denn es ist immer schön, durch eine Art Kuß geweckt zu werden. Sie singt nicht laut wie am Abend, wo sie sich auf die Baumspitze setzt, um als zwitschernder Styliet die Echos der Laubgewölbe zu erproben – aber auch nicht leise, sondern eben: erwachend, erweckend! Und sonderbar, wenn ich ihr halbschlafend zuhöre, will es mir klingen, als ob sie spricht. Daß jemand im Märchen auf einmal versteht, was die Vögel reden, kommt mir so vom Kopfkissen aus ganz natürlich vor. Und was die Amsel redet, ist eine hymnische Predigt, wie ja auch das gedankenschwere Credo gesungen wird. Ihr ganzer kleiner Gefiederkörper ist von der Wahrheit bis zum Vibrieren erfüllt; immer nach der melodischen Verkündung folgen die affirmativen Schlußkadenzen »Ich sag's, wie's ist« oder »Das ist gewißlich wahr!« – und man glaubt ihr, dem Schlingel, und ertappt sich beim Nicken der Zustimmung. – Die Nachtigall ist Mozart, ich gebe es zu, aber die Amsel, die ist Haydn! Und dabei fällt mir ein, daß man ja Haydn vorwarf, seine Messen seien zu lustig, und daß er sich damit entschuldigte: Wenn er beim Musizieren an Gott denke, werde er immer so froh, daß es von selbst so herauskäme! Und daß Goethe, als Eckermann ihm dieses erzählte, ganz still saß und ihm die hellen Tränen übers Antlitz flossen. Sehen Sie, so ist die Amsel. Ein Meister der Überraschung. Nach dem süßesten Hauch von vier Flötentönen, die aus dem blauen Himmel, dort, wo die Wolkenfasern ganz oben stehen, hergeholt sind, kann plötzlich ein tiefgeschnarrtes Blitzintermezzo kommen, ein Humorwirbel im Melodienquell, und dann plätschert es bezaubernd weiter. Aber nicht etwa, daß sie damit alles in Frage stellte – wie jener unbezahlbare dänische Pastor, der nach seiner Drohpredigt der schluchzenden Gemeinde zurief: »Nur Mut, Kinder, vielleicht ist das alles gar nicht wahr!« – nein, durch die Humor-Absprünge bekräftigt die Amsel erst ihre Singseligkeit, denn so ist halt das Leben... Hier liegt mein Ohr auf dem Kopfkissen, dort draußen im grauen Morgenlaube

sitzt die Amsel, und wir beide, durch sie überredet, fühlen dasselbe; ist das nicht wunderbar? Welch ein Wecker! Seitdem habe ich den meinen abgestellt.

Wo sie das her hat, möchte ich wissen? Kein Vogel *spricht* so sehr wie die Amsel. Vielleicht weil ihr Singrhythmus dem der menschlichen Rede am ähnlichsten gegliedert ist: man kann genau Worte und ganze Sätze unterscheiden, sind doch die Amsel-Noten deutlich wie gestochen. Und zwar ist sie ein grammatikalisch sehr feiner Vogel, denn sie weiß, nach knappen Staccati, wunderbar gebaute Melodieperioden auszusagen, deren vielblättrige Verzweigungen aus dem Stamme des Hauptsatzes aufschießen, ihn zu bedingen und zu beschirmen. Wenn man der Amsel zuhört, wird einem klar, daß die langen Sätze, heute als altmodisch und unnatürlich verrufen, im Gegenteil höchst realistisch sind – denn so, genau so sprießen die Gedanken auf: bald neben, bald nacheinander, bald verdichtend, bald auseinander schnellend – *atmend*; während die kurzen Sätze alles in eine denaturierte Sukzession auflösen. Doch wenn der Mensch erregt ist, spricht [oder schimpft] er von selbst in langen Perioden, und Gedanken sind ja immer erregend.

Ja, wo hat sie das her, die Amsel? Da kann mir auch der Brehm keine Auskunft geben, also hätte sich das Nachschlagen sowieso nicht gelohnt. Ich indessen könnte ihm sagen, daß in den Vögeln, die ja nach den stummen Fischen kommen, die Natur zum erstenmal Stimme wird. Bis dahin war sie bloß Geräusch: Knall, Donner, Knistern, Wehen, Rauschen, Rascheln, Summen, Zirpen, Zischen, Quaken – hier aber, in der kleinen Vogelkehle, erhielt die Natur zum ersten Male das Stimmrecht, wurde Ausdruck und gab ihr liebliches Votum zur Schöpfung ab! Und nun ist es so, daß im Anfang stets das Ende keimhaft enthalten sein muß, denn sonst hätte ja das Wort *Entwicklung* keinen Sinn. So ist auch in der ersten, der Vogelstimme, bereits der Keim zur menschlichen Sprache gelegt: auch das höchstentwickelte Tier kann uns stimmlich nicht nachahmen – aber die Vogelkehle, sie von allen Naturstimmen allein, vermag es! Und als früheste Stimme der Natur ist der Vogellaut auch ihre schönste, die erst von ihrer letzten, der Stimme des Menschen, durch Gnade und Kunst erreicht werden kann. »Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt.«

Im Gegensatz zu einigen anderen Rednern wirkt die Amsel nie ermüdend; sie macht einem die Ohren nicht abwelken, sondern unsere Muscheln ründen sich und können gar nicht genug haben. Wenn wir reden, wenden wir uns an eine Tischrunde, einen Saal, eine Menge; die Amsel aber weiß abends immer genau, wann ihr Zeitpunkt, der stille, gekommen ist: dann fliegt sie auf ihre Lieblingskanzel – ein Baumwipfel, ein Dachvorsprung, ein Flaggenknopf – und wendet sich an alle, alle. Mitamseln, Bürger, Freunde, hört mich an! Doch ebenso wendet sie sich auch an die Bäume, die Berge, die Wasser, die Wolken, die Blumen und besonders an die untergehende Sonne. Und merkwürdig ist, daß die ihr alle wirklich zuhören: die Blumenkelche sind ganz Ohr, die Zweige nicken Zustimmung, der Efeu kriecht fast in die Luft, um besser zu hören, das Wasser fließt saumseliger, die runde Sonne drückt sich am Horizont ein wenig platt, wie ein Goldkind, das sich vor dem Schlafengehen sperrt, um noch was zu erschnappen, und auch wir, wir Menschen, werden im Felsen unseres Herzens bewegt von diesem kleinen Orpheus, der schwarzgefiedert auf dem Altan steht und ganz von dem Gebot der Stunde durchdrungen ist. –

»Geben Sie mir eine Nachtigallen-, eine Lerchen- und eine Amsel-Platte«, verlangte ich neulich im Grammophonladen. – »Bedaure, mein Herr, das führen wir nicht. Aber wenn ich Ihnen vielleicht die neuesten Schlager – –«

Seitdem bleibe ich Amsel-Schwarz Hörer.

### *Vom Essen und Trinken*

---

#### I.

Beim Segeln warfen wir Knaben einmal die Schleppangel aus und fingen einen Riesenhecht. Nachher rief man uns in die Küche: im Leibe des Hechtes befand sich ein Barsch, im Leibe des Barsches ein Weißfisch, und in dessen Leibe ein Gründling. Da ging mir auf, was ich bereits wußte – daß alles Essen ein Töten ist. Nachher erzählte mir ein Fischer, daß der Hecht, wenn er einen zu großen Fisch geschnappt hat, den er nicht schlucken kann, daran eingeht:

weil er seine Widerhaken-Zähne aus dem fest eingekeilten Opfer nicht mehr herausbekommt – er muß mit der Beute im Rachen [und einem schauerlichen Gesichtsausdruck] so weiterschwimmen und sterben. – So ist also Essen stets ein Töten, und seltsamerweise gibt es in der Nahrungsbeschaffung bei uns Menschen bloß zwei Stufen: die primitiven Sammler- und Jägervölker, und dann die höhere Stufe, wo man vor dem Töten in genialer Weise dessen Gegenteil, nämlich das Pflanzen und Züchten, einschleibt – Ackerbau und Viehzucht. Daher, von colere, pflegen, kommt alle Kultur, und über diese Stufe sind wir auch heute nicht hinausgekommen.

So waren in Ackerbau und Viehzucht Töten und Zeugung zum erstenmal verbunden. Durch höheren Willen des Menschen wurde das Leben in einen übergeordneten Zweck gespannt und bekam das umgekehrte Vorzeichen. Nun hat die Urgeschichts-Forschung festgestellt, daß der Ackerbau ursprünglich als kultische Handlung geübt wurde – man glaubte damit ein göttliches Gebot zu erfüllen. Denselben Zusammenhang zwischen Essen [d. h. Töten], Geschlecht und göttlichem Geheiß schildert aber auch das Buch Genesis. Denn nach dieser ältesten Urkunde war Adam ein *Sammler*: »Von allen diesen Früchten sollst du essen...« Der Sündenfall bestand im Essen der verbotenen Frucht, und dessen Folge darin, daß nun im Menschenleben Tod und Geschlecht einen furchtbaren Bund eingingen. Auf Gottes Geheiß sollte Adam Frucht bauen und Eva Frucht tragen. Adam wurde aus einem Sammler ein *Ackerbauer*. Ackerbau und Viehzucht sind die Symbole des neuen Zustandes: es seufzt der Mensch, es seufzt die Kreatur. Ackerbau aber bedeutet Brot; nach der Überlieferung verdankt also das Brot sein Entstehen einem göttlichen Geheiß. Sogleich aber, mit Tod und Geschlecht, tritt auch das Opfer auf. Denn was bedeutet Tod? Daß man sein Leben verlieren muß, aber es auch hinopfern kann für jemand. *Wer nicht sterben kann, kann sich auch nicht ganz hingeben.* Erst wer Leben schenkt, kann auch das seine in einem Akt der Liebe verschenken. Sich hinopfern bedeutet Freiheit innerhalb des Sterbenmüssens. »War dies die Absicht, als Du Tod und Leben / zum seligen Unterschied erfunden hast?« fragt der Dichter. Ackerbau und Viehzucht, schon in ihrem Ursprung religiöses Symbol, waren und blieben mit dem Opfer verbunden. Und zwar

mit dem stellvertretenden, also symbolischen Opfer: die Erstlinge des Feldes und der Herde vertreten den Erstling des Menschen – sie vertreten des Menschen Sohn. Kain opfert von den Erstlingen des Feldes, er war ein Landmann; Abel von den Erstlingen seiner Herde, er war ein Hirte. Bedeutsam ist, wie sich die Überlieferung den Ursprung der Nomaden vorstellt: Kain muß wegen seines Brudermordes den Landbau lassen – »Wenn du den Acker bauen wirst, soll er dir hinfort sein Vermögen nicht geben. Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden... Und Ada [Kains Weib] gebar Jabal; von dem sind herkommen die in Zelten leben und Vieh zogen.« Nomaden werden also als Kainskinder angesehen, da sie räuberisch sind und grausam: weil Weide nehmen meist ein Rauben ist und weil ihre Männerarbeit im Viehschlachten besteht – Nomaden sind todesgewohnt. Die schrecklichsten Invasionen waren Nomadeneinfälle. –

Die beiden großen Nahrungsbereiter sind das Feuer und die Gärung. Der Urmensch hat wohl eine tierhafte Angst vor der Flamme gehabt. Als die Wälder auf dem Berge Olympos brannten und ein Mann, einen lodernden Ast in der Faust, mit großen Sprüngen zu Tal stürzte, da verkroch sich alles angstvoll in die Höhlen. Er aber, Prometheus, hatte keine Angst, sondern schleppte noch Reisig herzu. Und zögernd, bei jedem Aufprasseln zurückschreckend, näherten sich die Menschen dem, was man sonst floh – der Flamme. Das sind die drei genialen Domestizierungen: der Pflanze, des Tieres und des Feuers. Nicht abreißen, sondern pflanzen; nicht erlegen, sondern züchten; nicht fliehen, sondern gefangennehmen. Welch eine gefährliche, absurde Idee: Feuer noch extra anzuzünden!... Brotteig und Traubensaft machen jeder eine Gärung, eine Spiritualisierung durch und werden zu Brot und Wein. Wein verklärt das Aroma jedes Bissens und gibt dem Geschmack erst die Tiefe. Nach dem Buch der Bücher verdanken wir aber nicht allein das Brot, sondern auch den Wein einer Ver-sündigung. Dem Erzvater Noah wird die Kultur der Rebe zugeschrieben: aus der Sintflut, aus dem Wasser, entstand Wein; ganz wie auf der Hochzeit zu Kana. Der Engländer Chesterton legt Noah ein Lied in den Mund, mit dem Refrain: »But I don't care where the water goes, if it doesn't get into the wine!« Doch ich

stelle mir vor, daß er einige Tonnen Traubensaft in die Arche mitgenommen hatte, und nun zu seinem Erstaunen während der Fahrt feststellte, daß es ein Sauser wurde – bis er endlich nach der Landung in den letzten Fässern schönen Wein vorfand und das Walten der Allmacht pries. Der Wein ward schwimmend auf der Arche geboren, wo denn sonst?

Das Geheimnis des Essens rührt an das Geheimnis des Lebens und des Todes. Längst vor Newton, dem durch einen Apfel die allgemeine Anziehungskraft aufging, wurde Adam durch einen Apfel über die spezielle Anziehungskraft belehrt. Und seitdem reichen Nahrung und Geschlecht, untrennbar verbunden, durch die ganze Oktave des Menschen – vom untersten Unten bis zum obersten Oben, vom Ekel bis zum Entzücken – denn er, der Mensch, ward durch Nahrung Geschlecht und durch Geschlecht Nahrung: in der Muttermilch sind Liebe und Essen eingeworden. Darum hat der Mensch, weil er zum Essen Leben nehmen, töten mußte, in allen Religionen vor die Mahlzeit erschauernd das Opfer gesetzt – so daß das Schlachten, um ja kein Frevel zu sein, zu einem Gottesdienst wurde. Aber gleich vor dem ersten Opferaltar des Hirten Abel geschah der erste Menschenmord. So gingen von nun an zwei Tode, Mord und Opfer, nebeneinander her, bis sie im Kreuzestod eines wurden, denn hier war der opfernde gute Hirte zugleich das Lamm. Er beruft sich auf Abel, er nennt sich des Menschen Sohn, er wird das Opferlamm genannt – er opfert sich selbst und sagt: »Nehmt und esset.« Und darum ist unser feierlichster Gottesdienst ein Mahl – das Herrenmahl.

## II.

So waren Brot, Wein und Öl die repräsentativen Nahrungsmittel der Antike, denn jede Zeit hat ihr Essen, weil jede Speise, von der Milch angefangen, ein Symbol ist. Brot, Wein und Öl waren Gaben der Götter, nein selber eine Göttin oder ein Gott – Demeter und Dionysos sollen in feierlichem Zuge aus dem Osten über das Inselmeer gekommen sein. Sie, diese Nahrungen, waren geheiligt bei Heiden, Juden und Christen. Doch im Mittelalter traten, mit der Schwerpunktsverlagerung nach Norden, drei neue repräsentative Nahrungsmittel auf, die sich dem Brot, dem Wein und dem

Öl in ehrfürchtigem Abstände anschlossen: das Pökelfleisch, der Hering und das Bier. Diese drei haben einen profanen, unverkennbar humoristischen Charakter, weil ja damals im Mittelalter unser Stolz, unser europäischer Humor aufkam. Der Salzhering ist die große Nahrungsentdeckung jener Zeit, und man erfand die mythische Gestalt eines Mannes namens Bökel, der als erster das Einpökeln geübt haben sollte. Dieser Salzhering ist noch heute, trotz dem Kaviar, die größte Delikatesse, die wir besitzen; nur kostet er leider zu wenig, um wirklich gekostet zu werden. [Man muß ihn aber vorher eine Nacht in kalten Tee legen – dann erst wird er, was er ist.] Manche meinen, der Gewürzhunger des Spätmittelalters sei auf das Pökelfleisch zurückzuführen: mit dem Gewürz machte man es wieder interessant. Jedenfalls kommen die großen geographischen Entdeckungen jener Epoche auf Rechnung dieser Gewürzgier. – Die Kruste ist bekanntlich das Beste, und selbstgeknackte Nüsse besser als vorgeknackte: denn sie geben die Lust des überwundenen Widerstandes. Trotzdem kommt in jeder Kulinahistorie der Augenblick, wo die Leute des Tranchierens, Abnagens und Entgrätens müde werden: weil nun das Geistige des Essens, nämlich das entfachte Gespräch, beim Gastmahl überwiegt. So ist die uralte chinesische Küche eine der fertigen Bissen, und so erwacht auch in Frankreichs großem Jahrhundert die Passion für müheloses Essen – es kamen alle die Ragouts, »Farschen« und Pasteten, in deren Gefolge l'instrument chère à Molière gravitatisch einherstolziert. Das war ein Versuch, den Wachtraum vom Schlaraffenland zu verwirklichen, denn der Schlaftraum des Tantalus realisiert sich schon von selber – durchs Aufwachen. Wegen der Gewürze entdeckten wir Amerika – es besaß keine, aber schenkte uns dafür die Kartoffel, und sie wurde der große Ernährungsstabilisator, der die periodischen Hungersnöte Europas abdämpfte. Sie war »für Mann und Frau und Kind ein rechtes Magenpflaster«, und vielleicht die kraftvollste Ausgeburt, zu welcher der Erdgeist des neuen Kontinentes fähig schien. Doch nun konnte man bei Verpflanzung europäischer Dinge nach Amerika einen interessanten rückläufigen Prozeß beobachten: der Geist der Kartoffel bemächtigte sich ihrer. Nimm einen amerikanischen Apfel: er ist rotbackig mit einem Make-up aus Paraffin, er hat keinen Wurm, er ist ganz gewiß ein Apfel – aber

sein Geschmack erinnert irgendwie an Kartoffel. Er ist potatisiert worden. Weit sonderbarer jedoch ist, daß sich auch bei Verpflanzung europäischer Ideen nach drüben ein gewisser Prozeß der Verkartoffelung feststellen läßt.

Jede Zeit beschafft sich die Speisen, die sie braucht, und so kamen im 18. Jahrhundert Kaffee und Tee auf, denn damals fingen die Menschen an, nervös zu werden. Aber auch jeder einzelne spricht sich in der Speise aus, die ihm zusagt. Ich will hier ein Rezept verraten, das Karl Kraus erfunden hat: Man nehme ein Vanille-Eis, höhle es oben ein wenig aus und gieße ein Täbchen glühendheißen Mokka hinein. Diese wunderbare Mischung aus Glut und Eis erinnert an den Stil des Erfinders – denn der Mensch ißt was er ist, nicht umgekehrt.

Und darum ist das repräsentative Nahrungsmittel unserer Zeit die Konserve. »Das tiefgekühlte Herz« – so müßte der große Roman dieser Epoche heißen. Der Schlüssel zum Verständnis unserer Zeit ist ein Konservenschlüssel – ist doch die Gesichts- und Gehörskonserve des Films unsere populärste Kunst! Die moderne Konserve räuchert nicht oder dörrt nicht aus, sondern schließt mitsamt der Flüssigkeit hermetisch ab – »verweile doch, du schmeckst so schön!« – sie will die Wirkung der Zeit nicht mildern, sondern aufheben. Sie ist das Essen unabhängig von Raum und Zeit: sie ist abstraktes Essen. Aus der Nahrung einer bestimmten Gegend, Jahreszeit und Menschenart wurde ein Essen für immer und alle. Damit erweist sich die Konserve als Symbol, denn eben dieses, nämlich die Isolierung, Nivellierung und Transportierung, widerfuhr ja auch dem Menschen unserer Zeit. Ungleich jenem Samenkorn, schließt er sich ab, um sich zu bewahren... Aber gerade das hilft ihm nichts. Wo es Soldaten gibt, gibt's auch Konserven. Bald werden wir alle wie Nordpolfahrer essen. Allerdings muß die Konserve ihre Isolierung wettmachen, denn sie will ja in den Mund der Leute kommen: dieses geschieht durch ihre Emballage, welche das Marktweib durch die Reklame ersetzt. Bei all ihren Vorzügen des Tischleindeckdich hat die Konserve [diese emanzipierte Nahrungsmumie] indessen doch einige Nachteile. Als echtes Kind einer Zeit, deren Sensation die Kehrseite der Langeweile ist, schmeckt auch die Konserve anfangs sensationell, wird aber auf die

Dauer langweilig. Unser Magen läßt sich eben nicht so beschwatzen wie unsere Augen; er weiß was er weiß: nämlich, daß diese Frische einen antiken Beigeschmack hat.

Und da der Magen, eingeweckt und aufgeweckt, schließlich Krach schlug, so entstand als Reaktion gegen die Konserve ein neuer Essensbegriff: das medizinische Essen. Dieses heißt oft Reformnahrung und hat irgendwie mit dem Pantheismus zu tun. Hier kommt die religiöse Bedeutung des Essens [die bei der Konserve ja völlig geschwunden war] auf dem Umweg über die Naturverehrung wieder zurück. Einst gab es Medizin, also Tropfen, Pillen usw., und es gab Essen. Bei der Reformnahrung dagegen ist jeder Bissen zugleich Medizin – so daß du eigentlich nicht mehr ißt, sondern nur noch einnimmst. Noch nie hat ein Erwachsener sein Müßli gelöffelt, ohne dabei zu denken: »– und wie gesund das ist!...« Wer aber Gesundheit denkt, denkt auch Krankheit – durch das Reformessen gingen Nahrung und Krankheit eine unheilbare Ideenverschlingung ein. Du ißt nicht mehr Zwieback, sondern das Ding heißt plötzlich etwa »Helios-Spelt-Leckerli« und verheißt, dich von Nerven, Galle und allerhand Schwindelzuständen zu befreien. [Denn die Emballage mobilisiert auch hier sämtliche Heilkräfte der Natur zu einem Ansturm auf deine »sales resistance«.] Dieses Essen droht mit dem Sensenmann; es versucht dein Portemonnaie durch den Hinweis auf dein baldiges Abscheiden zu öffnen. Die unbefangene Eßlust erfuhr einen Bruch, denn nun delectierst du dich auch noch feinschmeckerisch an den Vitaminen. Kurz, der verdienstvolle Kampf der Ernährungsreform gegen falsches Essen verfälscht leider ebenfalls, aber an einem geistigen Punkt: durch die Äskulapschlange haben wir unsere Essensunschuld verloren. Denn es kommt auf das Vorzeichen an, unter dem etwas marschiert. Lange leben wollen ist gewiß löblich; geschieht es aber mit dem Hintergedanken, daß nachher ja doch nichts kommt, so erinnert das irgendwie an den Guillotine-Schrei der Madame Dubarry: »Encore un moment, monsieur le bourreau!...«

Neben Konserve und Reformnahrung entwickelt sich aber ganz still noch ein dritter Essenstyp, der vorläufig erst in den Anfängen steckt: das chemische Essen. Ein alter Professorentraum – das Essen als Pille, als Tablette; das Essen in der Westentasche. Oder auch aus

Holz: »Finnische Eiscrème enthält Pulver, Vanillegeschmack und Süßstoff, die alle aus Zellulose gewonnen wurden« – laut einem Zeitungsblatt, das ebenfalls aus Zellulose gewonnen wurde und also demnächst doppelt verschlungen wird. Bei Nestroy ruft ein misanthropisch gestimmter Hungriger: »Nein, Menschheit, du sollst mich nicht verlieren. Appetit ist das zarte Band, welches mich mit dir verkettet, welches mich alle Tag' drei-, viermal mahnt, daß ich mich der Gesellschaft nicht entreißen darf.« Von eben diesem Band den Menschen unabhängig zu machen, soll die Tablette dienen. War die Konserve abstraktes Essen, so ist die Tablette eine Abstraktion der Abstraktion. In der Todeskatakombe unter der Reichskanzlei kaute jemand knirschend nur noch Traubenzucker-Tabletten. –

Hunger und Liebe – zu allen Zeiten, bei allen Völkern waren sie mit dem Religiösen verknüpft, da sie ja die beiden Grundlagen des Lebens sind, und also auf dessen Schöpfer hinweisen. Aber nirgend so sehr wie im Christentum. In dessen Überlieferung kam durch den Apfelbiß die Weltgeschichte ins Rollen. Durch ihn wurde Adam aus einem Sammler ein Ackerbauer und schuf *Brot*; durch ihn gab Eva selber Frucht und wurde selber Nahrung in jener Muttermilch, wo Hunger und Liebe eins geworden sind. Und mit der Sintflut kam, nach der gleichen Überlieferung, der *Wein*. Diese beiden aber wurden im Abendmah! eingesetzt. Also sind Brot und Wein Zeugen einer Schuld, wo aber der Fluch in göttlicher Weise zu einem Segen gewendet wird. Darum beten wir vor dem Essen.

ENDE

THE HISTORY OF THE

ROYAL SOCIETY

The history of the Royal Society is a story of the growth of scientific knowledge in England. It begins with the founding of the Society in 1660, and continues through the reigns of Charles II and William III. The Society's early work was in the field of natural philosophy, and it was through its efforts that the foundations of modern science were laid.

MEMBERS

The members of the Royal Society were at first few in number, but they were men of the highest ability. Among them were such names as Robert Boyle, Christopher Wren, and Isaac Newton. These men were the leaders of the scientific movement of the time, and their work has had a profound influence on the world.

THE SOCIETY'S WORK

The work of the Royal Society has been varied and extensive. It has been concerned with the study of nature in all its branches, and it has made many important discoveries. The Society's work has been the result of the efforts of its members, and it has been the foundation of the scientific progress of the world.

VON DEMSELBEN VERFASSER

EIGENE SCHRIFTEN

Der eiserne Schraubendampfer Hurricane · Nebenbei be-  
merkt · Alles Mögliche · Die Rose und der Ziegelstein  
Wort und Wunder · Die Welt in der Tasche · Wie kommt  
das zu dem? · Rückblick auf meine Zukunft · Das müssen  
Sie lesen! · Der runde Tag · Über die Freiheit

ÜBERSETZUNGEN

Gogol, ausgewählte Werke in drei Bänden · Der Glocken-  
turm, russische Verse und Prosastücke · Willa Cather, Der  
Tod kommt zum Erzbischof · Ljeßkow, Das Kadetten-  
kloster · Hilaire Belloc, Gespräch mit einer Katze · Hilaire  
Belloc, Die Wiederherstellung des Eigentums · Hilaire Bel-  
loc, Die Kreuzfahrt der Nona · C. S. Lewis, Wunder

HERAUSGEGEBENE WERKE

Ludwig Speidel, Auswahl in einem Bande · Daniel Spitzer,  
Auswahl in einem Bande





XX

SLUB DRESDEN



3 0928299